



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



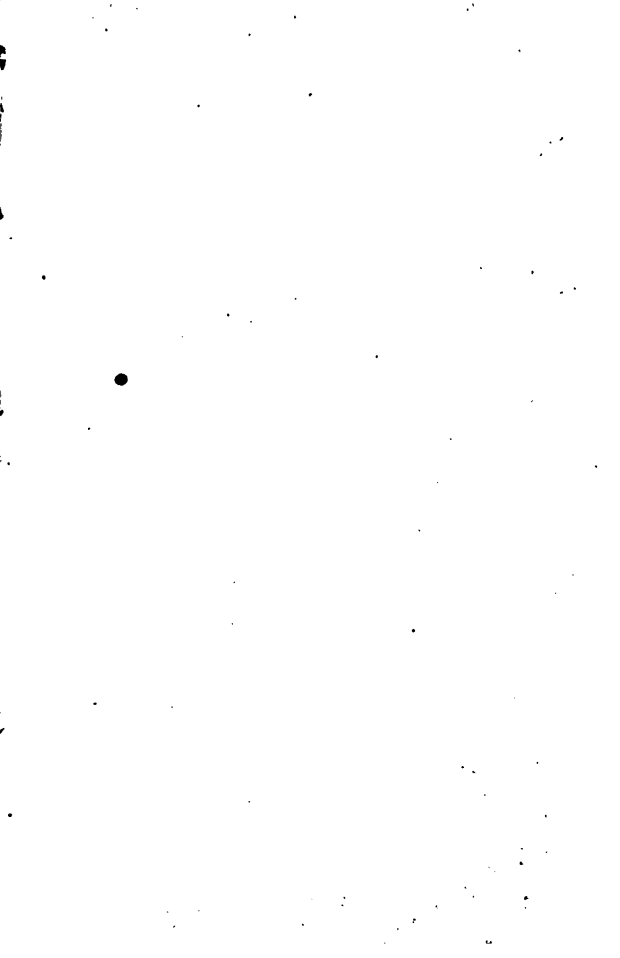
F 13  
T

vol. ~~X~~

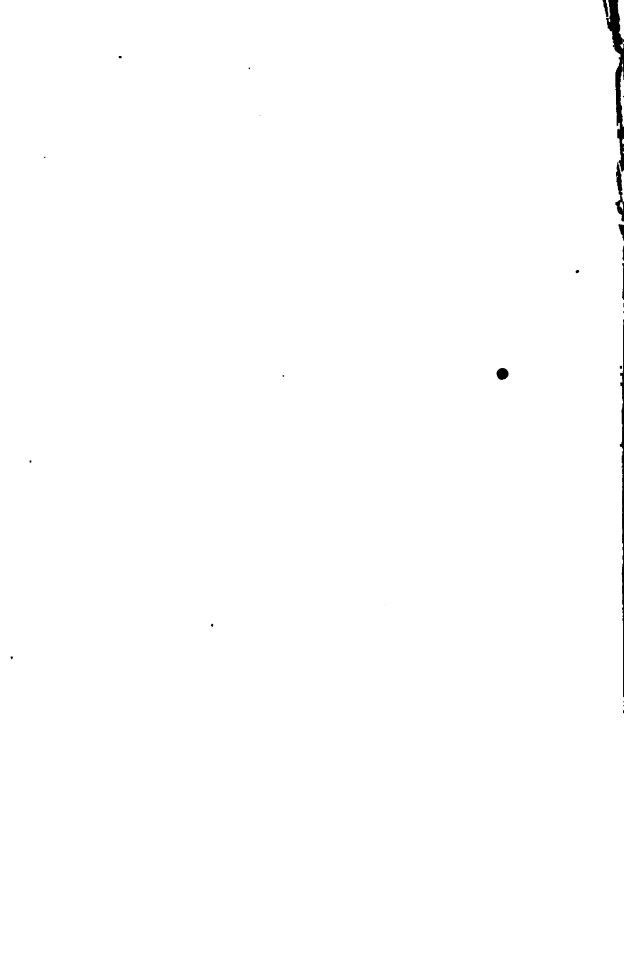


Vol. C III A 708

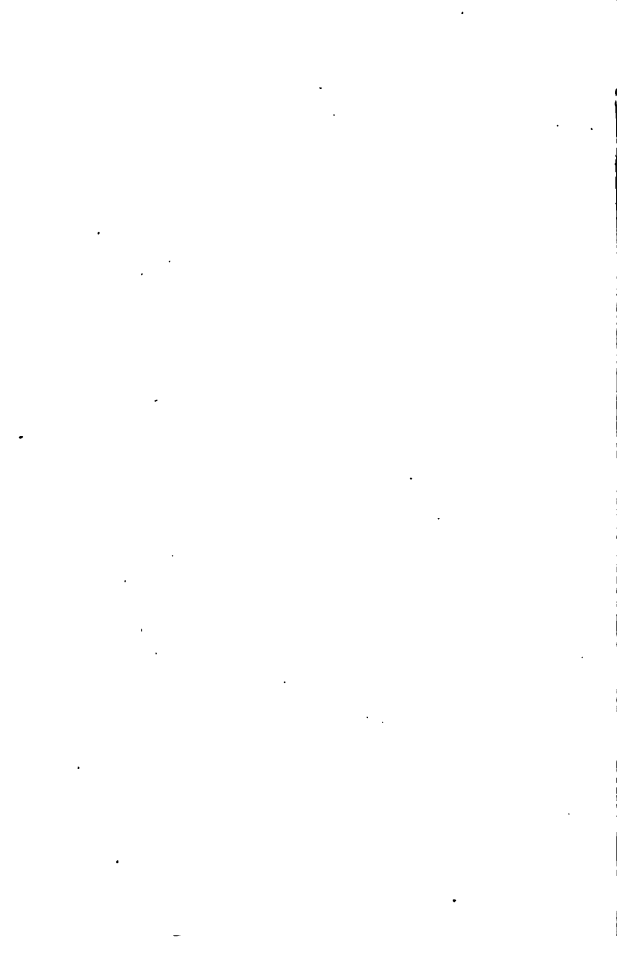












Friedrichs von Schiller

sämmtliche Werke.

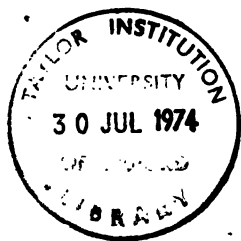
---

Fünftes Bändchen.

---

Stuttgart und Tübingen,  
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1828.



## I n h a l t.

---

**Profaische Schriften der ersten Periode.**

Ueber das gegenwärtige deutsche Theater.

Der Spaziergang unter den Linden.

Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte.

Die Schaubühnq als eine moralische Anstalt betrachtet.

**Profaische Schriften der zweiten Periode.**

Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geschichte.

Eplet des Schicksals. Ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte.

Der Geisterseher. Aus den Papieren des Grafen von D<sup>---</sup>.

Philosophische Briefe.

Briefe über Don Carlos.

---



# Prosaische Schriften

der

e r s t e n P e r i o d e .

---





---

## U e b e r

# das gegenwärtige deutsche Theater

---

(Aus dem württembergischen Repertorium der Literatur 1781.)

Der Geist des gegenwärtigen Jahrzehents in Deutschland zeichnet sich auch vorzüglich dadurch von den vorigen aus, daß er dem Drama beinahe in allen Provinzen des Vaterlandes einen lebhaftern Schwung gab; und es ist merkwürdig, daß man noch nie so oft Seelengröße zu bellatschen, und Schwachheiten auszuspfeifen gefunden hat, als eben in dieser Epoche — Schade, daß dies nur auf der Bühne ist. Die Aegyptier bestellten für jedes Glied einen eignen Arzt, und der Kranke ging unter dem Gewicht seiner Aerzte zu Grunde. — Wir halten jeder Leidenschaft ihren eignen Henker, und haben täglich irgend ein unglückliches Opfer derselben zu beweinen. Jede Tugend findet bei uns ihren Lohredner, und wir scheinen sie über ihrer Bewunderung zu vergessen. Mich dünkt, es verhalte sich damit, wie mit den unterirdischen Schätzen in den Gespenstermärchen: Beschreiet den Geist nicht! ist

die ewige Bedingung des Beschwörers. — Mit Stillschweigen erhebt man das Gold — ein Laut über die Zunge, und hinunter sinkt zehntausend Klafter die Kiste.

Allerdings sollte man denken, ein offener Spiegel des menschlichen Lebens, auf welchem sich die geheimsten Winkelzüge des Herzens illuminirt und fresco zurückwerfen, wo alle Evolutionen von Tugend und Laster, alle die verworrensten Intriguen des Glücks, die merkwürdige Oekonomie der obersten Fürsicht, die sich im wirklichen Leben oft in langen Ketten unabsehbar verliert, wo, sage ich, dieses Alles in kleinern Flächen und Formen aufgefaßt, auch dem stumpfsten Auge übersehbar zu Gesichte liegt; — ein Tempel, wo der wahre natürliche Apoll, wie einst zu Dodona und Delphos, goldene Orakel mündlich zum Herzen redet — eine solche Anstalt, möchte man erwarten, sollte die reinern Begriffe von Glückseligkeit und Glend, um so nachdrücklicher in die Seele prägen, als die sinnliche Anschauung lebendiger ist, denn nur Tradition und Sentenzen. Sollte, sage ich — und was sollten die Waaren nicht, wenn man den Verkäufer hört? Was sollten jene Tropfen und Pulver nicht, wenn nur der Magen des Patienten sie verdaute, wenn nur seinem Gaum nicht davor ekelte? — So viele Don Quijotes sehen ihren eigenen Narrenkopf aus dem Savoyardenkasten der Komödie gucken, so viele Tartuffes ihre Masken, so viele Fallstaffe ihre Hörner; und doch deutet einer dem

andern ein Eselsohr, und beklatscht den wüthigen Dichter, der seinem Nachbar eine solche Schlappe anzuhängen gewußt hat. Gemählde voll Rührung, die einen ganzen Schauplatz in Thränen auflösen, — Gruppen des Entsetzens, unter deren Anblick die zarten Spinnweben eines hysterischen Nervensystems reißen; — Situationen voll schwankender Erwartung, die den leisern Odem fesselt, und das beklommene Herz in ungewissen Schlägen wiegt, — alles dieses, was wirkt es denn mehr, als ein buntes Farbenspiel auf der Fläche, gleich dem lieblichen Zittern des Sonnenlichts auf der Welle. — Der ganze Himmel scheint in der Fluth zu liegen, — Ihr stürzt euch wonnetrunken hinein, und — tappt in kalt Wasser. Wenn der teuflische Macbeth, die kalten Schweißtropfen auf der Stirne, bebenden Fußes, mit hinschauern dem Auge aus der Schlafkammer wanket, wo er die That gethan hat, — welchem Zuschauer laufen nicht eis-kalte Schauer durch die Gebeine? — Und doch, welcher Macbeth unter dem Volke läßt seinen Dolch aus dem Kleide fallen, eh' er die That thut? oder seine Larve, wenn sie gethan ist? — Es ist ja eben König Duncan nicht, den er zu verderben eilet. Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Samson ihren Fehltritt mit Gift büßet? Eifert ein einziger Ehmann weniger, weil der Mohr von Venedig sich zu tragisch übereilte? Tyrannisirt etwa die Konvenienz die Natur darum weniger, weil jene unnatürliche Mutter nach der That reuig, vor euren Ohren

das rasende Gelächter trillert? — Glücklich genug, wenn eure Emilia, wenn sie so verführerisch jammert, so nachlässig schön dahin sinkt, so voll Delikatesse und Grazie ausdröckelt, nicht noch mit sterbenden Reizen die wollüstige Lunte entzündet, und eurer tragischen Kunst aus dem Stegreif hinter den Koulissen ein demüthigendes Opfer gebracht wird. Beinahe möchte man den Marionetten wieder das Wort reden, und die Maschinisten ermuntern, die Garrikischen Künste in ihre hölzernen Helden zu verpflanzen, so würde doch die Aufmerksamkeit des Publikums, die sich gewöhnlichermaßen in den Inhalt, den Dichter und Spieler drittheilt, von dem letztern zurücktreten, und sich mehr auf dem ersten versammeln. Eine abgefeimte italienische Iphigenia, die uns vielleicht durch ein glückliches Spiel nach Uulis gezaubert hatte, weiß mit einem schelmischen Blick durch die Maske ihr eigenes Zauberwerk wohlbedacht wieder zu zerstören; Iphigenia und Uulis sind weggehaucht, die Sympathie stirbt in der Bewunderung ihrer Erweckerinn. Wir sollten ja die Neigungen des schönen Geschlechts aus seiner Meisterinn kennen? Die hohe Elisabeth hätte eher eine Verletzung ihrer Majestät, als einen Zweifel gegen ihre Schönheit vergeben. — Sollte eine Actrice philosophischer denken? Sollte diese — wenn der Fall der Aufopferung käme — mehr auf ihren Ruhm außerhalb den Koulissen, als hinter denselben bedacht seyn? Ich zweifle gewaltig. So lang die Schlachtopfer der Wollust durch die

Lächer der Wollust gespielt werden; so lang die Scenen des Jammers, der Furcht und des Schreckens mehr dazu dienen, den schlanken Wuchs, die netten Fäße, die Grazienwendungen der Spielerinn zu Matke zu tragen; mit Einem Wort, so lang die Tragödie mehr die Gelegenheitsmacherinn verobhnter Wolluste spielen muß — ich will weniger sagen — so lang das Schauspielhaus weniger Schule, als Zeitvertreib ist — mehr dazu gebraucht wird, die eingährende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen, und das große Heer unserer süßen Müßiggänger mit dem Schauer der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Sätzen zu bereichern; so lang es mehr für die Tockette und die Schenke arbeitet: so lange mögen immer unsere Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volks zu seyn. Bevor das Publikum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die Bühne ihr Publikum bilden.

Aber daß wir auch hier nicht zu weit gehn — daß wir dem Publikum nicht die Fehler des Dichters zur Last legen. Ich bemerke zwei vorzüglichste Mängel im Drama; die zwei äußersten Enden, zwischen welchen Wahrheit und Natur inne liegen. Die Menschen des Peter Corneille sind frostige Behörcher ihrer Leidenschaft — altiluge Pedanten ihrer Empfindung. Den bedächtigsten Robert hör' ich auf offener Bühne über seine Verlegenheit Vorlesung halten; und seine Gemüthsbelegungen sorgfältig, wie eine Pariserinn

ihre Grimassen, vor dem Spiegel durchmustern. Der leidige Anstand in Frankreich hat den Naturmenschen verschnitten. — Ihr Rothurn ist in einen niedlichen Tanzschuh verwandelt. In England und Deutschland (doch auch hier nicht früher, als bis Goethe die Schleichhändler des Geschmacks über den Rhein zurückgejagt hatte) deckt man der Natur ihre Blöße auf, vergrößert ihre Finnen und Leberflecken unter dem Hohlspiegel eines unbändigen Wises; die muthwillige Phantasie glühender Poeten lügt sie zum Ungeheuer, und trommelt von ihr die schändlichsten Anerböten aus. Zu Paris liebt man die glatten zierlichen Puppen, von denen die Kunst alle kühne Natur hinwegschliff. Man wägt die Empfindung nach Granen, und schneidet die Speisen des Geists diätetisch vor, den zärtlichen Magen einer schwächtigen Marquissin zu schonen; wir Deutschen muthen uns wie die starkherzigen Britten kühnere Dosen zu; unsere Helden gleichen einem Goliath auf alten Tapeten, grob und gigantisch, für die Entfernung gemahlt. Zu einer guten Kopie der Natur gehört Beides, eine edelmüthige Kühnheit, ihr Mark auszusaugen und ihre Schwungkraft zu erreichen, aber zugleich auch eine schüchterne Blödigkeit, um die großen Züge, die sie sich in großen Wandstücken erlaubt, bei Miniaturgemälden zu mildern. Wir Menschen stehen vor dem Universum, wie die Ameise vor einem großen majestätischen Palaste. Es ist ein ungeheures Gebäude, unser Insektenblick verweilet

auf diesem Flügel, und findet vielleicht diese Säulen, diese Statuen übel angebracht; das Auge eines besondern Wesens umfaßt auch den gegenüberstehenden Flügel, und nimmt dort Statuen und Säulen gewahrt, die ihren Kameradinnen hier symmetrisch entsprechen. Aber der Dichter mahle für Ameisenaugen, und bringe auch die andere Hälfte in unsern Gesichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen; von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen, und lasse uns letztere in der erstern bewundern. Ein Versehen in diesem Punkt ist eine Unge rechtigkeit gegen das ewige Wesen, das nach dem unendlichen Umriss der Welt, nicht nach einzelnen herausgehobenen Fragmenten beurtheilt seyn will.

Bei der getreuesten Kopie der Natur, so weit unsere Augen sie verfolgen, wird die Vorsehung verlieren, die auf das angefangene Werk in diesem Jahrhundert vielleicht erst im folgenden das Stegel drückt.

Aber auch der Dichter kann schuldlos seyn, wenn der Zweck des Drama mißlinget. Man trete auf die Bühne selbst, und gebe Acht, wie sich die Geschöpfe der Phantasie im Spieler verkörpern. Es sind diesem zwei Dinge schwer, aber nothwendig. Einmal muß er sich selbst und die horchende Menge vergessen, um in der Rolle zu leben; dann muß er wiederum sich selbst und den Zuschauer gegenwärtig denken, auf den Geschmack des Letztern reflektiren, und die Natur mäßigen. Sehnmal finde ich das Erste dem Zwei-



ten aufgesetzt, und doch — wenn das Genie des W-  
 tes vs nicht Weibes ansetzen kann — möchte er in-  
 nerlich gegen Dieses, zum Vortheil Jenes verstoßen.  
 Von Empfindung zum Ausdruck der Empfindung  
 bewegt eben die schnell und enig bestimmte Exe-  
 cution, als von Wetterleuchten zu Donnerschlag;  
 und bin ich des Affektes voll, so darf ich so wenig  
 den Körper nach seinem Tone stimmen, daß es mir  
 wohl mehr schwer, ja unmöglich werden dürfte, den  
 freiwilligen Schwung des Letztern zurückzuhalten.  
 Der Schauspieler befindet sich einigermaßen im Fall  
 eines Nachtmalers, nur ich beobachte zwischen Bei-  
 den eine merkwürdige Ähnlichkeit. Kann der Letztere  
 bei einer aufscheinenden völligen Abwesenheit  
 des Bewusstseins, in der Grabesruhe der äußern  
 Sinne, auf seinem mittlernächtliden Pfade mit der  
 unbegreiflichsten Bestimmtheit jeden Schritt gegen  
 die Gefahr abwägen, die die größte Selbstgegen-  
 wart des Wachenden auffordern würde; — kann die  
 Gewohnheit seine Tritte so wunderbar sichern;  
 dann — wenn wir doch, nur das Phänomen zu er-  
 klären, zu etwas mehr unsre Aufmerksamkeit nehmen müs-  
 sen — kann eine Sinnesbäumung, eine  
 supersensible und schnelle Bewegung der Sinne, so  
 viel zu Stande bringen: warum sollte der Körper,  
 der doch sonst die Seele in allen ihren Veränderungen  
 so getreulich begleitet, in diesem Falle so ziellos  
 über seine Linien schweifen, daß er ihnen Vorzug  
 nimmt? Erlaubt sich die Leidenschaft keine Exträ-

vagation (und das kann sie nicht, wenn sie ächt ist, und das soll sie nicht in einer gebildeten Seele), so weiß ich gewiß, daß auch die Organe sich in kein Monstrum verirren. Sollte dann bei der größten Abwesenheit der Perception, deren die Illusion den Spieler nur fähig macht, nicht eben so gut wie dort eine unmerkliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen fort dauern, die den Spieler eben so leicht an dem Ueber-  
 spannten und Unanständigen vorbei über die schmale Brücke der Wahrheit und Schönheit fährt? Ich sehe die Unmöglichkeit nicht. Hingegen welcher Uebelstand auf der andern Seite, wenn der Spieler das Bewußt-  
 seyn seiner gegenwärtigen Lage sorgsam und ängstlich unterhält, und das künstliche Traumbild durch die Idee der wirklich ihn umgebenden Welt zernichtet. Schlimm für ihn, wenn er weiß, daß vielleicht tausend und mehr Augen an jeder seiner Gebärden hängen, daß eben so viel Ohren jeden Laut seines Mundes verschlingen. — Ich war einst zugegen, als dieser unglückliche Gedanke: man beobachtet mich! den zärtlichen Romeo mitten aus dem Arme der Entzückung schleuderte. — Es war gerade der Sturz des Nachtwandlers, den ein warnender Zuruf auf gäher Dachspitze schwindelnd packt. — Die verbor-  
 gene Gefahr war ihm keine. — aber der stolzen Höhe plötzlicher Publica warf ihn tödtlich herunter. Der erschrockene Spieler stand steif und albern — die natür-  
 liche Grazie der Stellung entartete in eine Beugung — als ob er sich eben ein Kleid wollte anmassen

lassen. — Die Sympathie der Zuschauer verpuffte in ein Gelächter.

Gewöhnlich haben unsere Spieler für jede Gattung von Leidenschaft eine aparte Leibesbewegung einstudirt, die sie mit einer Fertigkeit, die zuweilen gar — dem Affekte vorspringt, an den Mann zu bringen wissen. Dem Stolz fehlt das Kopfdrehen auf eine Achsel, und das Anstemmen des Ellenbogens selten. — Der Zorn sitzt in einer geballten Faust, und im Knirschen der Zähne. — Die Verächtung habe ich auf einem gewissen Theater ordentlicher Weise durch einen Stoß mit dem Fuße charakterisiren gesehen; — die Traurigkeit der Theaterheldinnen retirirt sich hinter ein weißgewaschenes Schnupftuch, und der Schrecken, der noch am kürzesten weglommt, wirft sich auf dem nächsten dem besten Bloc seine Bürde, und dem Publikum einen — Stämper vom Halse. Die Spieler starker tragischer Rollen — und dieß sind gewöhnlich die Bassisten, die Matadore der Bühne pflegen ihre Empfindung murrköpfig herzukanken, und ihre schlechte Bekanntschaft mit dem Affekt, den sie wie einen Missethäter von unten auf räubern, mit einem Gepolter der Stimme und der Glieder zu überklären, wenn im Gegentheil die sanften rührenden Spieler ihre Zärtlichkeit und Wehmuth in einem monotonischen Gewimmer schleifen, das die Ohren zum Ekel ermüdet. Deklamation ist immer die erste Klippe, woran unsere mehresten Schauspieler scheitern, und Deklamation wirkt immer zwei Drittheile

der ganzen Nation. Der Weg des Ohrs ist der gangbarste und nächste zu unsern Herzen — Musik hat den rauhen Eroberer Bagdads bezwungen, wo Mengs und Correggio alle Mahlerkraft vergebens erschöpft hätten. Auch kommt es uns leichter an, die beleidigten Augen zu schließen, als die mißhandelten Ohren mit Baumwolle zu verstopfen\*).

Wenn denn nun freilich Dichter, Spieler und Publikum falliren, so dürfte leicht von der vollwichtigen Summe, die ein patriotischer Verfechter der Bühne auf dem Papiere erhebt, ein garstiger Bruch zurück bleiben. Sollte das dieser verdienstvollen Anstalt einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit entziehen? Das Theater tröste sich mit seinen würdigern Schwestern, der Moral und — furchtsam wage ich die Vergleichung — der Religion, die, ob sie schon in heiligem Kleide kommen, über die Befleckung des bloßen und schmutzigen Hausens nicht erhaben sind. Verdienst genug, wenn hier und da ein Freund der Wahrheit und gesunden Natur hier seine Welt wieder findet, sein eigen Schicksal in fremdem Schicksal

---

\*) Es ist noch die Frage, ob eine Rolle durch einen bloßen Liebhaber nicht mehr als durch einen Schauspieler gewinne? Bei dem Letzten wenigstens geht die Empfindung so bald, als bei einem occupirten Praktikus in der Heilkunst das Judicium über die Krankheit verloren. Es bleibt nichts zurück als eine mechanische Fertigkeit, eine Affektation, eine Koketterie mit den Grimassen der Leidenschaft.

verträumt, seinen Muth an Scenen des Lebens  
erhärtet, und seine Empfindung an Situationen  
des Unglücks übet. — Ein edles unverfälschtes Ge-  
müth fängt neue belebende Wärme vor dem Schau-  
platz — beim rohem Haufen summt doch zum min-  
desten eine verlassene Saite der Menschheit verloren  
noch nach.

---

## Spaziergang unter den Linden.

(Aus dem württembergischen Romanenium 1877.)

Wollmar und Edwin waren Freunde und wohnten in einer friedlichen Einsiedelung beisammen, in welche sie sich aus dem Geruch der geschäftigen Welt zurückgezogen hatten, hier in aller philosophischen Ruhe die merkwürdigen Schicksale ihres Lebens zu entwickeln. Edwin, der glückliche, umfaßte die Welt mit frohherziger Wärme, die der trübere Wollmar in die Trauerfarbe seines Mißgeschicks kleidete. Eine Allee von Linden war der Lieblingsplatz ihrer Betrachtungen. Einst an einem lieblichen Maientag spazierten sie wieder; ich erinnere mich folgendes Gespräch:

Edwin. Der Tag ist so schön — die ganze Natur hat sich aufheitert, und Sie so nachdenkend, Wollmar?

Wollmar. Lassen Sie mich. Sie wissen, es ist meine Art, daß ich ihr ihre Launen verderbe.

Edwin. Aber ist es denn möglich, den Becher der Freude so anzunehmen?

Wollmar. Wenn man eine Spinne darin findet — warum nicht? Sehen Sie, Ihnen mahlt sich jetzt die Natur wie ein rothwangiges Mädchen an seinem Brauttag. Mir erscheint sie als eine abgelebte Matrone, rothe Schminke auf ihren grüngelben Wangen, geerbte Demanten in ihrem Haar. Wie sie sich in diesem Sonntagsaufputz belächelt! Aber es sind abgetragene Kleider und schon hunderttausendmal gewandt. Eben diesen grünen wallenden Schlepp trug sie schon vor Duskallon, eben so parfümirt, und eben so bunt verbrämt. Jahrtausende lang verzehrt sie nur den Abtrag von der Tafel des Todes, lacht sich Schminke aus den Gebeinen ihrer eignen Kinder, und frucht die Verwesung zu blendenden Flittern. Junger Mensch, weißt du wohl auch, in welcher Gesellschaft du vielleicht jezo spazierest? Dachtest du je, daß dieses unendliche Rund das Grabmal deiner Ahnen ist; daß dir die Winde, die dir die Wohlgerüche der Linden herunterbringen, vielleicht die zerstobene Kraft des Arminius in die Nase blasen; daß du in der erfrischenden Quelle vielleicht die zermalnten Gebeine unsrer großen Heinriche kostest? — Der Atom, der in Plato's Gehirne dem Gedanken der Gottheit bebte, der im Herzen des Titus der Erbarmung zitterte, zuckt vielleicht jezo der viehischen Brunst in den Adern der Sardanapale, oder wird in dem Mas eines gehentten Gaudiebs von den Raben zerstreut. Sie scheinen das lustig zu finden, Edwin?

Edwin. Vergeben Sie. Ihre Betrachtungen eröff-

eröffnen mir tomische Scenen. Wie? wenn unsere Körper nach eben den Gesetzen wanderten, wie man von unsern Geistern behauptet? Wenn sie nach dem Tod der Maschine eben das Amt fortsetzen müßten, das sie unter den Befehlen der Seele verwalteten; gleichwie die Geister der Abgeschiedenen die Beschäftigungen ihres vorigen Lebens wiederholen, *quae cum-fuit vivis, eadem sequitur tellure repostae.*

**Wollmar.** So mag die Asche des Lyrurgus noch bis jetzt und ewig im Ocean liegen!

**Edwin.** Hören Sie dort die zärtliche Philomela schlagen? Wie? Wenn sie die Urne von Tibulls Asche wäre, der zärtlich wie sie sang? Steigt vielleicht der erhabene Pinbar in jenem Adler zum blauen Schirmdach des Horizonts? Flattert vielleicht in jenem hüblenden Zephyr ein Atom Anakreons? Wer kann es wissen, ob nicht die Körper der Süßlinge in zarten Puderstöckchen in die Locken ihrer Gebieterinnen fliegen? ob nicht die Ueberbleibsel der Bucherer im hundertjährigen Rost an die verscharzten Münzen gefesselt liegen? ob nicht die Leiber der Polygraphen verdammt sind, zu Lettern geschmolzen oder zu Papier gewalzt zu werden, ewig nun unter dem Druck der Presse zu dröhen, und den Unsinn ihrer Kollegen ewigen zu helfen? Sehen Sie, Wollmar! aus eben dem Kelche, woraus Sie die bittere Galle schöpfen, schöpft meine Laune lustige Scherze.

**Wollmar.** Edwin! Edwin! Wie Sie den Ernst wieder mit lächelndem Wisz übertünchen! — Lassen



Sie mich fortfahren. Die gute Sache scheut die Besichtigung nicht.

Edwin. Wollmar besichtige, wenn er glücklicher ist.

Wollmar. O pfui! Da bohren Sie gerade in die gefährlichste Wunde. Die Weisheit wäre also eine waschhafte Näpflerin, die in jedem Hause schmaruizen geht, und geschmeibig in jede Laune plaudert, bei dem Unglücklichen die Gnade selbst verläumdet, bei dem Glücklichen auch das Uebel verzuckert? Ein verdorbener Magen verschwächt diesen Planeten zur Hölle, ein Glas Wein kann seine Teufel vergöttern. Wenn unsre Launen die Modelle unsrer Philosophien sind, — sagen Sie mir doch, Edwin, in welcher wird die Wahrheit gegossen? Ich fürchte, Edwin, Sie werden weise seyn, wenn Sie erst finster werden.

Edwin. Das möcht' ich nicht, um weise zu werden!

Wollmar. Sie haben das Wort glücklich genannt. Wie wird man das, Edwin? Arbeit ist die Bedingung des Lebens, das Ziel Weisheit, und Glückseligkeit, sagen Sie, ist der Preis. Tausend und abermal tausend Segel fliegen ausgespannt, die glückliche Insel zu suchen im gestadlosen Meere, und dieses goldene Nliß zu erobern. Sage mir doch, du Weiser, wie viel sind ihrer, die es finden? Ich sehe hier eine Flotte im ewigen Ringe des Bedürfnisses herumgewirbelt, ewig von diesem Ufer stoßend, um ewig wieder daran zu landen, ewig landend, um

wieder davon zu stoßen. Sie tummelt sich in den Vorhöfen ihrer Bestimmung, kreuzt furchtsam längs dem Ufer, Proviant zu holen, und das Takelwerk zu flicken, und steuert ewig nie auf die Höhe des Meeres. Es sind diejenigen, die heute sich abmühen, auf daß sie sich morgen wieder abmühen können. Ich ziehe sie ab, und die Summe ist um die Hälfte geschmolzen. Wieder Andere reißt der Strudel der Sinnlichkeit in ein ruhmloses Grab. — Es sind diejenigen, die die ganze Kraft ihres Daseyns verschwenden, den Schweiß der vorigen zu genießen. Man rechne sie weg, und ein armes Biertheil bleibt noch zurück. Bang und schüchtern segelt es ohne Kompaß, im Geleit der betrüglischen Sterne, auf dem furchtbaren Ocean fort; schon stimmt wie weißes Gewölk am Rande des Horizonts die glückliche Küste, Land ruft der Steuermann, und siehe! ein elendes Brettchen berstet, das leere Schiff versinkt hart am Gestade. *Apparent rari nantes in gurgite vasto.* Ohnmächtig kämpft sich der geschickteste Schwimmer zum Lande, ein Fremdling in der ätherischen Zone irrt er einsam umher, und sucht thranenden Auges seine nordische Heimath. So ziehe ich von der großen Summe eurer freigebigen Systeme eine Million nach der andern ab. — Die Kinder freuen sich auf den Harnisch der Männer, und diese weinen, daß sie nimmermehr Kinder sind. Der Strom unsers Wissens schlängelt sich rückwärts zu seiner Mündung, der Abend ist dämmerig wie

der Morgen, in der nämlichen Nacht umarmen sich Aurora und Hesperus, und der Weise, der die Mauern der Sterblichkeit durchbrechen wollte, sinkt abwärts, und wird wieder zum tändelnden Knaben. Nun, Edwin! Rechtfertigen Sie den Löpfer gegen den Topf, antworten Sie, Edwin!

Edwin. Der Löpfer ist schon gerechtfertigt, wenn der Topf mit ihm rechten kann.

Wollmar. Antworten Sie.

Edwin. Ich sage, wenn sie auch die Insel verfehlt, so ist doch die Fahrt nicht verloren.

Wollmar. Etwa das Auge an den mahlerischen Landschaften zu weiden, die zur Rechten und Linken vorbei fliegen? Edwin? Und darum in Stürzen herumgeworfen zu werden, darum an spitzigen Klippen vorbei zu zittern, darum in der wogenden Wüste einem dreifachen Tode um den Nacken zu schwanken! Reden Sie nichts mehr, mein Gram ist beredter als Ihre Zufriedenheit.

Edwin. Und soll ich darum das Weilchen unter die Füße treten, weil ich die Rose nicht erlangen kann? Oder soll ich diesen Maitag verlieren, weil ein Gewitter ihn verfinstern kann? Ich schöpfe Heiterkeit unter der wolkenlosen Bläus, die mir hernach seine stürmische Langeweile verkürzt. Soll ich die Blume nicht brechen, weil sie morgen nicht mehr riechen wird? Ich werfe sie weg, wenn sie welk ist, und pflücke ihre junge Schwester, die schon reizend aus der Knospe bricht. —

Wollmar. Umsonst! Vergebens. Wohin nur ein Samenkorn des Vergnügens fiel, sprossen schon tausend Keime des Jammers. Wo nur eine Thräne der Freude liegt, liegen tausend Thränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Mensch jauchzte, krümmten sich tausend sterbende Insekten. In eben dem Augenblick, wo unser Entzücken zum Himmel wühlte, hielten tausend Flüche der Verdammniß empor. Es ist ein betrügliches Lotto, die wenigen armseligen Treffer verschwinden unter den zahllosen Nieton. Jeder Tropfen Zeit ist eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenstein einer begrabenen Wonne. Auf jedem Punkt im ewigen Universum hat der Tod sein monarchisches Siegel gedrückt. Auf jedem Atome lese ich die trostlose Aufschrift: Vergangen!

Edwin. Und warum nicht gewesen? Mag jeder Laut der Sterbegefang einer Seligkeit seyn — er ist auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe — Wollmar, an dieser Linde küßte ich meine Juliette zum erstenmal.

Wollmar (heftig davon gehend). Junger Mensch! Unter dieser Linde hab' ich meine Laura verloren.

---

## Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte.

---

(Aus dem württembergischen Repertorium der Literatur.)

Schauspiele und Romane eröffnen uns die glänzendsten Züge des menschlichen Herzens; unsre Phantasie wird entzündet; unser Herz bleibt kalt; wenigstens ist die Gluth, worein es auf diese Weise versetzt wird, nur augenblicklich und erfriert fürs praktische Leben. In dem nämlichen Augenblick, da uns die schmucklose Gutherzigkeit des ehrlichen Puffs bis beinahe zu Thränen rührt, zanken wir vielleicht einen anklopfenden Bettler mit Ungestüm ab. Wer weiß, ob nicht eben diese gekünstelte Existenz in einer idealischen Welt unsere Existenz in der wirklichen untergräbt. Wir schweben hier gleichsam um die zwei äußersten Enden der Moralität, Engel und Teufel, und die Mitte — den Menschen — lassen wir liegen.

Gegenwärtige Anekdote von zwei Deutschen — mit stolzer Freude schreib' ich das nieder — hat ein unabstreitbares Verdienst — sie ist wahr. — Ich

hoffe, daß sie meine Leser wärmer zurück lassen werde, als alle Bände des Grandison und der Pamela.

Zwei Brüder — Baronen von Wrmb, hatten sich beide in ein junges vortreffliches Fräulein von Wrthz verliebt, ohne daß der eine um des andern Leidenschaft wußte. Beider Liebe war zärtlich und stark, weil sie die erste war. Das Fräulein war schön, und zur Empfindung geschaffen. Beide ließen ihre Neigung zur ganzen Leidenschaft aufwachsen, weil keiner die Gefahr kannte, die für sein Herz die schrecklichste war — seinen Bruder zum Nebenbuhler zu haben. Beide verschonten das Mädchen mit einem frühen Geständniß, und so hintergingen sich beide, bis ein unerwartetes Begegniß ihrer Empfindungen das ganze Geheimniß entdeckte.

Schon war die Liebe eines jeden bis auf den höchsten Grad gestiegen, der unglückseligste Affekt, der im Geschlechte der Menschen beinahe so grausame Verwüstungen angerichtet hat, als sein abscheuliches Gegenheil, hatte schon die ganze Fläche ihres Herzens eingenommen, daß wohl von keiner Seite eine Aufopferung möglich war. Das Fräulein, voll Gefühl für die traurige Lage dieser beiden Unglücklichen, wagte es nicht, ausschließend für einen zu entscheiden, und unterwarf ihre Neigung dem Urtheil der brüderlichen Liebe.

Sieger in diesem zweifelhaften Kampfe der Pflicht und Empfindung, den unsre Philosophen so allezeit fertig entscheiden, und der praktische Mensch so lang-

fam unternimmt, sagte der ältere Bruder zum jüngern: „Ich weiß, daß du mein Mädchen liebst, feurig wie ich. Ich will nicht fragen, für wen ein älteres Recht entscheidet. — Bleibe du hier, ich suche die weite Welt, ich will streben, daß ich sie vergesse. Kann ich das — Bruder, dann ist sie dein, und der Himmel segne deine Liebe! — Kann ich es nicht — nun dann, so geh' auch du hin — und thur' ein Gleiches.“

Er verließ gähling's Deutschland, und eilte nach Holland — aber das Bild seines Mädchens eilte ihm nach. Fern von dem Himmelsstrich seiner Liebe, aus einer Gegend verbannt, die seines Herzens ganze Seligkeit einschloß, in der er allein zu leben vermochte, erkrankte der Unglückliche, wie die Pflanze dahin schwindet, die der gewalthätige Europäer aus dem mütterlichen Asien entführt, und fern von der milderen Sonne in rauhere Weete zwingt. Er erreichte verzweifelt Amsterdam, dort warf ihn ein hitziges Fieber auf ein gefährliches Lager. Das Bild seiner Einzigen herrschte in seinen wahnwitzigen Träumen, seine Genesung hing an ihrem Besitze. Die Ärzte zweifelten für sein Leben, nur die Versicherung, ihn seiner Geliebten wieder zu geben, riß ihn mühsam aus dem Nemen des Todes. Ein wandelndes Gerippe, das erschrecklichste Bild des zehrenden Kummers kam er in seiner Vaterstadt an, — schwindelte er über die Treppe seiner Geliebten, seines Bruders.

„Bruder, hier bin ich wieder. Was ich meinem Herzen zumüthete, wolle der Himmel — Mehr kann ich nicht.“

Ohnmächtig sank er in die Arme des Fräuleins.

Der jüngere Bruder war nicht minder entschlossen. In wenigen Wochen stand er reisefertig da:

„Bruder, du trugst deinen Schmerz bis nach Holland. — Ich will versuchen ihn weiter zu tragen. Führe sie nicht zum Altar, bis ich dir weiter schreibe. Nur diese Bedingung erlaubt sich die brüderliche Liebe. Bin ich glücklicher als du? — In Gottes Namen, so sey sie dein, und der Himmel segne eure Liebe. Bin ich es nicht? — Nun dann, so möge der Himmel weiter über uns richten! Lebe wohl. Behalte dieses versiegelte Päckchen, erbrich es nicht, bis ich von hinnen bin — Ich geh' nach Palästina“ —

Hier sprang er in den Wagen.

Halb entseelt starrten ihm die Hinterbleibenden nach. Er hatte den Bruder an Edelmutz übertroffen. Auf den Zurückbleibenden sürmte die Liebe, und zugleich der Schmerz über den Verlust des edelsten Mannes. Das Geräusch des fliehenden Wagens durchdrönnerte sein Herz. Man besorgte für sein Leben. Das Fräulein — doch nein! Davon wird das Ende reden.

Man erbrach das Paket. Es war eine vollgültige Beschreibung aller seiner deutschen Besitzungen, die der Bruder erheben sollte, wenn es dem Fliehen-



den in Batavia glückte. Der Ueberwinder seiner selbst ging mit holländischen Kauffahrern unter Segel, und kam glücklich in Batavia an. Wenige Wochen, so übersandte er dem Bruder folgende Zeilen:

„Hier, wo ich Gott dem Allmächtigen danke, hier auf der neuen Erde denk' ich deiner, und unserer Lieben mit aller Wonne eines Märtyrers. Die neuern Scenen und Schicksale haben meine Seele erweitert, Gott hat mir Kraft geschenkt, der Freundschaft das höchste Opfer zu bringen, dein ist — Gott! hier fiel eine Thräne — die letzte — Ich hab' überwunden — Dein ist das Fräulein. Bruder, ich habe sie nicht besitzen sollen, das heißt, sie wäre mit mir nicht glücklich gewesen. Wenn ihr je der Gedanke käme — sie wäre es mit mir gewesen — Bruder —! Bruder —! Schwer wälze ich sie auf deine Seele. Vergiß nicht, wie schwer sie dir erworben werden mußte — Behandle den Engel immer, wie es jetzt deine junge Liebe dich lehrt — Behandle sie als ein theures Vermächtniß eines Bruders, den deine Arme nimmer umstricken werden. Lebe wohl. Schreibe mir nicht, wenn du deine Brautnacht feierst. Meine Wunde blutet noch immer. Schreibe mir wie glücklich du bist. Meine That ist mir Bürge, daß auch mich Gott in der fremden Welt nicht verlassen wird.“

Die Vermählung wurde vollzogen. Ein Jahr dauerte die seligste der Ehen — Dann starb die Frau.

Sterbend erst bekannte sie ihrer Vertrautesten das unglücklichste Geheimniß ihres Busens: sie hatte den Entflohenen stärker geliebt.

Beide Brüder leben noch wirklich. Der ältere auf seinen Gütern in Deutschland, aufs Neue vermählt. Der jüngere blieb in Batavia, und gedieh zum glücklichen glänzenden Mann. Er that ein Gelübde, niemals zu heirathen, und hat es gehalten.

---

---

## Die Schaubühne

als eine moralische Anstalt betrachtet.

---

(Vorgelesen bei einer öffentlichen Sitzung der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft zu Mannheim im Jahr 1784.)

Ein allgemeiner unwiderstehlicher Hang nach dem Neuen und Außerordentlichen, ein Verlangen, sich in einem leidenschaftlichen Zustande zu fühlen, hat, nach Sulzers Bemerkung, der Schaubühne die Entstehung gegeben. Erschöpft von den höhern Anstrengungen des Geistes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geschäften des Berufs, und von Sinnlichkeit gesättigt, mußte der Mensch eine Leereheit in seinem Wesen fühlen, die dem ewigen Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unse Natur, gleich unfähig länger im Zustande des Thiers fortzudauern, als die feinern Arbeiten des Verstandes fortzusetzen, verlangte einen mittleren Zustand, der beide widersprechende Enden vereinigte, die harte Spannung zu sanfter Harmonie herabstimmte, und den wechselseitigen Uebergang eines Zustandes in den andern erleichterte. Diesen Nutzen leistet überhaupt nur der

ästhetische Sinn, oder das Gefühl für das Schöne. Da aber eines weisen Gesetzgebers erstes Augenmerk seyn muß, unter jenen Wirkungen die höchste heraus zu lesen, so wird er sich nicht begnügen, die Neigungen seines Volkes nur entwaffnet zu haben; er wird sie auch, wenn es irgend nur möglich ist, als Werkzeuge höherer Pläne gebrauchen, und in Quellen von Glückseligkeit zu verwandeln bemüht seyn, und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit dürstenden Geist einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung gibt, ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstandes und Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerst die Bemerkung machte, daß eines Staates festeste Säule Religion sey — daß ohne sie die Gesetze selbst ihre Kraft verlieren, hat vielleicht, ohne es zu wollen, oder zu wissen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite vertheidigt. Eben diese Unzulänglichkeit, diese schwankende Eigenschaft der politischen Gesetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, bestimmt auch den sittlichen Einfluß der Bühnen. Gesetze, wollte er sagen, drehen sich nur um verneinende Pflichten — Religion dehnt ihre Forderungen auf wirkliches Handeln aus. Gesetze hemmen nur Wirkungen, die den Zusammenhang der Gesellschaft auflösen — Religion befiehlt solche, die ihn inniger machen. Jene herrschen nur über die offenbaren Aeußerungen des Willens, nur

Thaten sind ihnen unterthan — diese setzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgensten Winkel des Herzens fort, und verfolgt den Gedanken bis an die innerste Quelle. Gesetze sind glatt und geschmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenschaft — Religion bindet streng und ewig. Wenn wir nun aber auch voraussetzen wollten, was nimmermehr ist — wenn wir der Religion diese große Gewalt über jedes Menschen Herz einräumen, wird sie, oder kann sie die ganze Bildung vollenden? — Religion (ich trenne hier ihre politische Seite von ihrer göttlichen), Religion wirkt im Ganzen mehr auf den sinnlichen Theil des Volks — sie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein so unfehlbar. Ihre Kraft ist dahin, wenn wir ihr dieses nehmen — und wodurch wirkt die Bühne? Religion ist dem größern Theile der Menschen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemälde von Himmel und Hölle zernichten — und doch sind es nur Gemälde der Phantasie, Räthsel ohne Auflösung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Fol-

tern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beachtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbestechlich wie Rhodamantus Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet, und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, überklimmt die Schaubühne Schwert und Wage, und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Das ganze Reich der Phantasie und Geschichte, Vergangene und Zukunft stehen ihrem Willkür zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längst schon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst fest vorgeladen, und wiederholen zum schauervollen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlspiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unsern Augen vorbei, und mit wollüstigem Entsetzen verfluchen wir ihr Gedächtniß. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns *Medea* noch anschauern, wenn sie die Treppe des Palastes heruntersinkt, und der Kindermord jetzt geschehen ist. Hellsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, küßlich in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn *Lady Macbeth*; eine schreckliche Nachtwand

leben, ihre Hände wäscht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. So, gewiß, sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als todter Buchstab und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze.

Aber hier unterstarkt sie die weltliche Gerechtigkeit nur — ihr ist noch ein weiteres Feld geöffnet. Tausend Laster, die jense ungestraft duldet, straft sie; tausend Tugenden, wovon jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet sie die Weisheit und die Religion. Aus dieser reinen Quelle schöpft sie ihre Lehren und Muster, und kleidet die strenge Pflicht in ein reizendes, lockendes Gewand. Mit welcher herrlichen Empfindungen, Entschlüssen, Leidenschaften schwellt sie unsere Seele, welche göttlichen Ideale stellt sie uns zur Nachahmung aus! — Wenn der gütige August, dem Verräther Cinna, der schon den tödtlichen Spruch auf seinen Lippen zu lesen meint, groß wie seine Götter, die Hand reicht: „Daß uns Freunde seyn, Cinna!“ — wer unter der Menge wird in dem Augenblick nicht gern seinem Todfeind die Hand drücken wollen, dem göttlichen Römer zu gleichen? — Wenn Franz von Sickingen, auf dem Wege einen Fürsten zu züchtigen und für fremde Rechte zu kämpfen, unversehens hinter sich schaut, und den Rauch aufsteigen sieht von seiner Weste, wo Weib und Kind hilflos zurückbleiben, und er — weiter zieht, Wort zu halten — wie groß wird

wird mir da der Mensch, wie klein und verächtlich das gefürchtete unüberwindliche Schicksal!

Eben so häßlich, als liebenswürdig die Tugend, mahlen sich die Laster in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hilflose kindische Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus seiner Tochter pocht; wenn er sein weißes Haar in die Lüfte streut, und den tobenden Elementen erzählt, wie unnatürlich seine Regan gewesen; wenn sein wüthender Schmerz zuletzt in den schrecklichen Worten von ihm strömt: „Ich gab euch Alles!“ — wie abscheulich zeigt sich uns da der Undank! wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! —

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt sich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Gesetze es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist sie für unsere Bildung noch geschäftig. Das Glück der Gesellschaft wird eben so sehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laster gestört. Eine Erfahrung lehrt es, die so alt ist als die Welt, daß im Gewebe menschlicher Dinge oft die größten Gewichte an den kleinsten und zärtlichsten Fäden hängen, und, wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurück begleiten, wir zehnmal lächeln müssen, ehe wir uns Einmal entsetzen. Mein Verzeichniß von Abschwärtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und mein Register von Thoren vollzählicher und länger. Wenn die ganze moralische Verschuldung des einen Geschlechtes aus einer und eben



der Quelle hervorspringt; wann alle die ungeheuern Extreme von Lastern, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenschaft sind, die wir zuletzt alle einstimmig belächeln und lieben, warum sollte die Natur bei dem andern Geschlechte nicht die nämlichen Wege gegangen seyn? Ich kenne nur ein Geheimniß, den Menschen vor Verfallimmerung zu bewahren, und dieses ist — sein Herz gegen Schwächen zu schützen.

Einen großen Theil dieser Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie ist es, die der großen Klasse von Thoren den Spiegel vorhält, und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spott besäumt. Was sie oben durch Nührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier (schneller vielleicht und unfehlbarer) durch Scherz und Satyre. Wenn wir es unternehmen wollten, Lustspiel und Trauerspiel nach dem Maß der ersichteten Wirkung zu schätzen, so würde vielleicht die Erfahrung dem ersten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menschen empfindlicher, als Verabscheuung sein Gewissen foltert. Vor dem Schrecklichen verkrümmt sich unsere Feigheit, eben eben diese Feigheit überliefert uns dem Stachel der Satyre. Gesetz und Gewissen schützen uns oft vor Verbrechen und Lastern — Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen feinem Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schaulplatz üben. Vielleicht, daß wir einen Freund bevollmächtigen, unsere Sitten und unser Herz anzugreifen, aber

es kostet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unsere Vergewaltiger tragen einen Richter und Richter, unsere Unrathen kaum einen Zeugen. — Die Schaubühne allein kann unsere Schwächen belachen, weil sie unserer Empfindlichkeit schon, und den schuldigen Thoren nicht weissen will. Ohne roth zu werden, sehen wir unsere Laster aus ihrem Spiegel fallen, und danken im Geheim für die sanfte Ermahnung.

Aber ihr großer Wirkungskreis ist noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimmten Tugenden der menschlichen Seele. Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewissens nicht selten ihre beste Wirkung vernichten; daß sich noch tausend Laster mit froher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tausend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuschauers fruchtlos zumitfallen. — Ich selbst bin der Meinung, daß vielleicht Molières Harpagon noch keinen Buchverbreiter bekehrte; daß der Selbstmörder Beverley noch wenige seiner Brüder von der abscheulichen Spielsucht zumitzog; daß Karl Moors unglückliche Räubergeschichte die Landstraßen nicht viel klärer machen wird. — aber wenn wir auch diese große Wirkung der Schaubühne einschränken, wenn wir so ungerathet seyn wollen, sie gar aufzuheben. — wie unendlich viel bleibt von ihrem Einfluß zurück?

Wenn sie die Summe der Laster weder tilgt noch vermindert, hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? — Mit diesen Lasterhaften, diesen Thoren müssen wir leben. Wir müssen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müssen sie untergraben, oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraschen sie uns nicht mehr. Wir sind auf ihre Anschläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimniß verrathen, sie ausfindig und unschädlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künstliche Maske ab, und entdeckte das Netz, womit uns List und Kabale umstrickten. Betrug und Falschheit riß sie aus krummen Labyrinth hervor, und zeigte ihr schreckliches Angesicht dem Tag. Vielleicht, daß die sterbende Sara nicht einen Wollüstling schreckt, daß alle Gemählde gestrafter Verführung seine Bluth nicht erkälten, und daß selbst die verschlagene Spielerinn diese Wirkung ernstlich zu verhüten bedacht ist — glücklich genug, daß die arglose Unschuld jetzt seine Schlingen kennt, daß die Bühne sie lehrte, seinen Schwüren mißtrauen, und vor seiner Anbetung zittern.

Nicht bloß auf Menschen und Menschencharakter, auch auf Schicksale macht uns die Schaubühne aufmerksam, und lehrt uns die große Kunst, sie zu ertragen. Im Gewebe unser's Lebens spielen Zufall und Plan eine gleich große Rolle; den letztern lenken wir, dem erstern müssen wir uns blind unterwerfen. Gemüth genug, wenn unausbleibliche Verhängnisse uns nicht ganz ohne Fassung finden, wenn

unser Muth, unsere Klugheit sich einst schon in ähnlichen üben, und unser Herz zu dem Schlag sich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannichfaltige Scene menschlicher Leiden vor. Sie zieht uns künstlich in fremde Bedrängnisse, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüstigen Thränen und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlassenen *Ariadne* durch das widerhallende *Naxos*, steigen mit ihr in den Hungerthurm *Ugolino's* hinunter, betreten mit ihr das entsetzliche Blutgerüste, und behorchen mit ihr die feierliche Stunde des Todes. Hier hören wir, was unsere Seele in leisen Ahnungen fühlte, die überraschte Natur laut und unwidersprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des *Towers* verläßt den betrogenen Liebling die Gunst seiner Königin. — Jetzt da er sterben soll, entfliegt dem gedängstigten *Moore* seine treulose sophistische Weisheit. Die Ewigkeit entläßt einen Todten, Geheimnisse zu offenbaren, die kein Lebendiger wissen kann, und der sichere Bösewicht verliert seinen letzten gräßlichen Hinterhalt, weil auch Gräber noch ausplündern.

Aber nicht genug, daß uns die Bühne mit Schicksalen der Menschheit bekannt macht, sie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen seyn, und nachsichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe seiner Bedrängnisse ausmessen, dürfen wir das Urtheil über ihn aussprechen. Kein Verbrechen ist schändender, als das Verbrechen des Diebs — aber

mischen wir nicht Alle eine Thräne des Mitleids in unsern Verdammungsspruch, wenn wir uns in den schrecklichen Drang verlieren, worin *Edvard Kuberger* die That vollbringt? — Selbstmord wird allgemein als Frevel verabscheut; wenn aber, bestürmt von den Drohungen eines wüthenden Vaters, bestürmt von Liebe, von der Vorstellung schrecklicher Klostermauern, *Mariane* das Gift trinkt, wer von uns will, der Erste seyn, der über dem beweinenswürdigen Schlachtopfer einer verruchten *Maxime* den Stab bricht? — Menschlichkeit und Dürbung fangen an der herrschende Geist unserer Zeit zu werden; ihre Strahlen sind bis in die Gerichtssäle, und noch weiter — in das Herz unserer Fürsten gedrungen. Wie viel Antheil an diesem göttlichen Werk gehört unsern Bühnen? Sind sie es nicht, die den Menschen mit dem Menschen bekannt machten, und das geheime Räuberwerk aufdecken, nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Klasse von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle andern gegen die Bühne zu seyn. Hier nur hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen.

So groß und vielfach ist das Verdienst der hoffern Bühne um die sittliche Bildung; kein geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verstandes. Eben hier in dieser höhern Sphäre weiß der große Kopf, der feurige Patriot, sie erst gang zu gebrauchen. Er wirft einen Blick durch das Menschengeschlecht,

vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten, und findet, wie klavisch die größere Rasse des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die seiner Gluckseligkeit ewig entgegen arbeiten — daß die reinen Strahlen der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkaufen. Wodurch kann der weise Gesetzgeber die Nation derselben theilhaftig machen?

Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden bessern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunter strömt, und von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtiger Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei des finstern Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem steigenden Licht. Unter so vielen herrlichen Festen der bessern Bühne will ich nur zwei auszeichnen. Wie allgemein ist nur seit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden? — Noch ehe uns Mathan der Jude und Saladin der Sarasene beschränkten und die göttliche Lehre uns predigten, daß Ergebenheit in Gott von unserem Wahren über Gott so gar nicht abhängig sey — ehe noch Joseph der Zweite die furchterliche Hyder des frommen Hasses bekämpfte, pflanzte die Schaubühne Menschlichkeit und Sanftmuth in unser Herz, die abstei-

lichen Gemählde heidnischer Pfaffenwuth lehrten uns Religionshaß vermeiden — in diesem schrecklichen Spiegel wusch das Christenthum seine Flecken ab. Mit eben so glücklichem Erfolge würden sich von der Schaubühne Irthümer der Erziehung bekämpfen lassen; das Stück ist noch zu hoffen, wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit ist dem Staat durch ihre Folgen so wichtig als diese, und doch ist keine so preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtsinne des Bürgers so uneingeschränkt anvertraut, wie es diese ist. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachlässigter Erziehung in rührenden erschütternden Gemählben an ihm vorüberführen; hier könnten unsere Väter eigensinnigen Maximen entsagen, unsere Mütter vernünftiger lieben lernen. Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre; desto schlimmer, wenn sie sich noch mit Methode brüsten, und den zarten Schößling in Philanthropinen und Gewächshäusern systematisch zu Grunde richten.

Nicht weniger ließen sich — verstanden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats — von der Schaubühne aus die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen. Die gesetzgebende Macht sprach hier durch fremde Symbole zu dem Unterthan, verantwortete sich gegen Klagen, noch ehe sie laut würden, und bestäche seine Zweifelsucht, ohne es zu scheinen. Sogar Industrie und Erfin-

dungsgeist könnten und würden vor dem Schauplatz Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu seyn, und der Staat sich herablassen wollte, sie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volks nenne ich die Ähnlichkeit und Uebereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Uebereinstimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft, und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil sie alle Stände und Klassen in sich vereinigt, und den gebahntesten Weg zum Verstand und zum Herzen hat. Wenn in allen unsern Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsere Dichter unter sich einig werden, und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihete — mit Einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest aneinander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? — Nichts Anderes als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große über-



wältigende Interesse des Staats, der besseren Menschheit, das in denselbigen athmete.

Noch ein Verdienst hat die Büchse — ein Verdienst, das ich jetzt um so lieber in Anschlag bringe, weil ich vermurthe, daß ihr Rechtshandel mit ihren Verfolgern ohnehin schon gewonnen seyn wird. Was bis hieher zu beweisen unternommen worden, daß sie auf Sitten und Aufklärung wesentlich wirkte, war zweifelhaft — daß sie unter allen Erfindungen des Luxus, und allen Umständen zur gesellschaftlichen Ergötzlichkeit den Vorzug verdiene, haben selbst ihre Feinde gestanden. Aber was sie hier leistet, ist wichtiger, als man gewohnt ist zu glauben.

Die menschliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Höhe der Geschäfte zu liegen, die Netze der Sinne sterben mit ihrer Befriedigung. Der Mensch, abgelenkt von thierischem Genuß, der langen Anstrengung müde, vom ewigen Ziele nach Thätigkeit gequält, dürstet nach bessern, anverlesnern Vergnügungen, oder stürzt ziellos in wilde Zerstreuungen, die seinen Hinfall beschleunigen, und die Ruhe der Gesellschaft zerstoren. Bacchantische Freuden, verbotliches Spiel, tausend Rasereien, die der Wuthgung ausbreit, sind unvermeidlich, wenn der Gesetzgeber diesen Hang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geschäftswelt in Gefahr, ein Leben, das er dem Staate so großmüthig hingeweiht, mit dem unseligen Spiel zu abzugeben — der Gelehrte zum dampfen Pedanten herabzusinken

— der Möbel zum Thier. Die Schaubühne ist die  
 Stifftung; wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe  
 mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet; wo  
 die Kraft der Seele zum Nachtheil der andern  
 gespannt, kein Vergnügen auf Kosten des Gan-  
 zen genossen wird. Wonn Gram an dem Herzen  
 nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stun-  
 den vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte an-  
 ekeln, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken,  
 und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs  
 zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne —  
 in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirk-  
 liche hinweg, wir werden uns selbst wieder gegeben,  
 unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaf-  
 ten erschüttern unsere schlummernde Natur, und  
 treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der  
 Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer sei-  
 nen eigenen aus, — der Glückliche wird nüchtern,  
 und der Sichere besorgt. Der empfindsame Weich-  
 ling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch  
 fängt hier zum Erstenmal zu empfinden an. Und  
 dann endlich — Welch ein Triumph für dich, Na-  
 tur! — so oft zu Boden getretene, so oft wieder auf-  
 erstehende Natur! — wenn Menschen aus allen  
 Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede  
 Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen  
 aus jedem Oranqe des Schicksals, durch eine all-  
 webende Sympathie verbrüderet, in ein Geschlecht  
 wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt verges-

sen, und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern.  
Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, die  
verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf  
ihn zurückfallen, und seine Brust gibt jetzt nur  
einer Empfindung Raum — es ist diese: ein  
Mensch zu seyn.

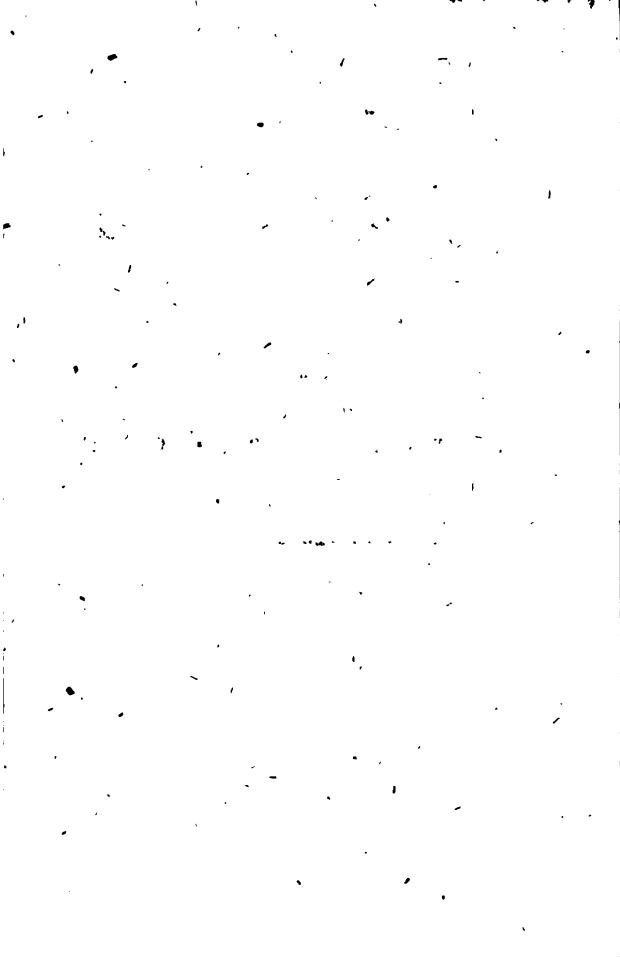
---

Profaische Schriften

der

zweiten Periode.

---



---

## Der Verbrecher

aus verlorener Ehre  
Eine wahre Geschichte.

---

In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnißmäßig große Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begierungskraft bei dem mattern Licht gewöhnlicher Affekte verflacht, so wird es im Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter; der feinere Menschenforscher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt ist, analogisch zu schließen, wird manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre herübertragen, und für das sittliche Leben verarbeiten.

Es ist etwas so Einförmiges, und doch wieder so Zusammengesetztes, das menschliche Herz. Eine und eben dieselbe Fertigkeit oder Begierde kann in tausenderlei Formen und Richtungen spielen, kann

tausend widersprechende Phänomene bewirken, kann in tausend Charakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung gesponnen seyn, wenn auch der Mensch, von welchem die Rede ist, nichts weniger denn eine solche Verwandtschaft ahnet. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menschengeschlecht, ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klassifizierte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so manchen, dessen Laster in einer engen bürgerlichen Sphäre, und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt existiren muß, mit dem Ungeheuer Borgia in Einer Ordnung beisammen fände.

Von dieser Seite betrachtet, läßt sich Manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geschichte einwenden, und hier, vermuthe ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derselben für das bürgerliche Leben noch immer so fruchtlos geblieben. Zwischen der heftigen Gemüthsbewegung des handelnden Menschen und der ruhigen Stimmung des Lesers, welchem diese Handlung vorgelegt wird, herrscht ein so widriger Kontrast, liegt ein so breiter Zwischenraum, daß es dem Lektorn schwer, ja unmöglich wird, einen Zusammenhang nur zu ahnen. Es bleibt eine Lücke zwischen dem historischen Subjekt und dem Leser, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abschneidet, und statt jenes heilsamen Schreckens, der die stolze Gesundheit war-  
net,

net, ein Kopfschütteln der Befremdung erweckt. Wir sehen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That beging, so wie in der, wo er dafür büßt, Mensch war, wie wir, für ein Geschöpf fremder Gattung an, dessen Blut anders umläuft, als das unsrige; dessen Wille andern Regeln gehorcht, als der unsrige; seine Schicksale rühren uns wenig, denn Fährung gründet sich ja nur auf ein dnakles Bewußtseyn ähnlicher Gefahr; und wir sind weit entfernt, eine solche Ähnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geschichte, anstatt eine Schule der Bildung zu seyn, muß sich oft einem armseligen Verdienste um unsere Neugier begnügen. Soll sie uns mehr seyn und ihren großen Endzweck erreichen, so muß sie nothwendig unter diesen beiden Methoden wählen — entweder der Leser muß warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leser erkaltend.

Ich weiß, daß von den besten Geschichtschreibern neuerer Zeit und des Alterthums manche sich an die erste Methode gehalten, und das Herz ihres Lesers durch hinreißenden Vortrag überhoben haben. Aber diese Manier ist eine Usurpation des Schriftstellers, und beleidigt die republikanische Freiheit des lesenden Publikums; denn es zukommt, selbst zu Gericht zu sitzen; sie ist zugleich eine Verletzung der Grenzgerechtigkeit, denn diese Methode gehört ausschließlich und eigenthümlich dem Redner und Dichter. Dem Geschichtschreiber bleibt nur die letztere übrig.



Der Held muß kalt werden, wie der Leser, oder, was hier eben so viel sagt, wir müssen mit ihm bekannt werden, eh' er handelt; wir müssen ihn seine Handlung nicht bloß vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an seinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken, als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Erdreich des Vesuvus untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären; warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beschaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen solchen Menschen umgaben, bis der gesammelte Zunder in seinem Inwendigen Feuer flog? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das Seltsame und Abenteuerliche einer solchen Erscheinung; der Freund der Wahrheit sucht eine Mutter zu diesen verlorenen Kindern. Er sucht sie in der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele, und in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von außen bestimmten, und in diesen beiden findet er sie gewiß. Ihn überrascht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo sonst überall heilsame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu sehen, Weisheit und Thorheit, Laster und Tugend in einer Wiege beisammen zu finden.

Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anschlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer solchen

Behandlungsart der Geschichte zieht, so behält sie schon allein darum den Vorzug, weil sie den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit ausrottet, womit gemeinlich die ungeprüfte aufrechtstehende Tugend auf die gefallene herunterblickt; weil sie den sanften Geist der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Ausöhnung des Gesetzes mit seinem Beleidiger statt findet, kein angelegtes Glied der Gesellschaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt sprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geist der Duldung zu appelliren? Ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausspruche des Lesers nicht vorgreifen. Unsere Selbändigkeit fruchtet ihm nichts mehr, denn er starb durch des Henkers Hand — aber die Leichenöffnung seines Lasters unterrichtet vielleicht die Menschheit, und — es ist möglich, auch die Gerechtigkeit.

Christian Wolf war der Sohn eines Gastwirths in einer . . . schen Landstadt (deren Namen man, aus Gründen, die sich in der Folge aufklären, verschweigen muß) und half seiner Mutter, denn der Vater war tödt, bis in sein zwanzigstes Jahr die Wirthschaft besorgen. Die Wirthschaft war schlecht, und Wolf hatte müßige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen losen Buben bekannt. Erwachsene Mädchen führten Klagen über seine Frechheit, und die Jun-

gen des Städtchens huldigten seinem erfinderischen Kopfe. Die Natur hatte seinen Körper verabsäumt. Eine klaine ungeschöndere Figur, braunes Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Nase und eine geschwollne Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben seinem Public eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurück schenkte, und dem Bischof seiner Kammeraden eine reichliche Nahrung darbot.

Er wollte ertragen, was ihm verweigert war; weil er mißlich; setzte er sich vor; zu gefallen. Er war sinnlich; und bedachte sich; daß er liebe. Das Mädchen, das er wählte; mißhandelte ihn; er hatte Ursache zu fürchten, daß seine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das seinen Bethenearbeiten verschlossen blieb, öffnete sich viel leicht seinem Gesenden; aber ihr selbst drückte Mangel, und der eitle Versuch; seine Außenfette geltend zu machen; verschlang noch das Wenige, was er durch eine schlechte Wirthschaft erwarb. Zu bravem und zu unvorsichtig; seinem gewalteten Hauswesen durch Speculation aufzuhelfen; zu stolz, auch zu reichlich, von Floris, der er bisher gewesen war; mit dem Bauern zu verauschern; und seiner angebotenen Freiheit zu entsagen; sah er nur Einen Ausweg vor sich — den Taufschilde von ihm nicht nach ihm mit besserem Glück; ergriffen haben — den Ausweg, honett; zu flehen. Seine Vaterstadt; gienge an eine landesherrliche Waldung, er wurde Wildhieb; und der Er-

trag seines Raubes wanderte trübselig in die Hände seiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hans Hans war Robert, ein Jägerbühnenbesitzer des Fürstens. Frühzeitig merkte dieser den Voth, den die Freigeigkeit seines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Schelsucht forschete er nach den Quellen dieser Veränderung. Er zeigte sich freisiger in der Sonne — dieß war das Schild, zu dem Wirthshause — sein lauerndes Auge, van Eifersucht und Verbe geschäuft, entdeckte ihm bald, woher dieses Geld floß. Nicht lange vorher war ein strenges Edikt gegen die Wildschützen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthause verdammt. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge seines Feindes zu beschleichen; endlich gelang es ihm auch, den Unbestannenen über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung seines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühsam dahin, die gütterkante Strafe durch eine Geldbuße abzuwenden.

Robert triumphierte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geschlagen, und Hannchens Gunst für den Bettler verloren. Wolf konnte seinen Feind, und dieser Feind war der glückliche Besitzer seiner Johanna. Drückendes Gefühl des Mangels gefellte sich zu beleidigtem Stolz. Noth und Eifersucht spitzten vereinigt auf seine Empfindlichkeit ein, der Hunger trieb ihn hinaus in die weite Welt, Noth und Leidenschaft halten ihn fest. Er wird zum

Zweitenmal Wilddieb; aber Roberts verdoppelte Wachsamkeit überlistet ihn zum Zweitenmal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Gesetzes: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Messbenz abgeliefert.

Das Strassjahr war überstanden; seine Leidenschaft durch die Entfernung gewachsen; und sein Trost unter dem Gewicht des Unglücks gestiegen. Kaum erlangt er die Freiheit; so eilt er nach seinem Geburtsort, sich seiner Johanne zu zeigen. Er erscheint; man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich seinen Hochmuth gebeugt, und seine Weichlichkeit überwunden — er bietet sich den Reichen des Orts an, und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den schwachen Gärtling die Achsel; der berbe Knochenbau seines handfesten Mitbewerbers sticht ihn bei diesem fühllosen Gönner aus. Er wagt einen letzten Versuch. Ein Amt ist noch ledig, der äußerste verlorne Posten des ehelichen Namens — er meldet sich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will seine Schweine keinem Laugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuscht, an allen Orten zurückgewiesen, wird er zum Drittenmal Wilddieb, und zum Drittenmal trifft ihn das Unglück, seinem wachsamem Feinde in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte seine Verschuldung erschwert. Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemüthsfassung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte

einer solennen und exemplarischen Genugthuung, und Wolf wurde verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Festung zu arbeiten.

Auch diese Periode verlief, und er ging von der Festung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in seinem Leben an; man höre ihn selbst, wie er nachher gegen seinen geistlichen Beistand, und vor Gerichte bekannt hat. „Ich betrat die Festung,“ sagte er, „als ein Verirrter, und verließ sie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte sich unter der Schande. Wie ich auf die Festung gebracht war, sperrte man mich zu drei und zwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder und die übrigen alle verächtliche Diebe und Bagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott sprach, und setzte mir zu, schändliche Lasterungen gegen den Erlöser zu sagen. Man sang mir Hurenlieder vor, die ich, ein lächerlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entsetzen hörte, aber was ich ausüben sah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein schändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein schlimmer Anschlag geschmiedet ward. Anfangs floh ich dieses Volk, und verkroch mich vor ihren Gesprächen, so gut mir's möglich war; aber ich brauchte ein Geschöpf, und die Barbarei meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeschlagen.

Die Arbeit war hart und tyrannisch, mein Körper kränklich; ich brauchte Beistand, und wenn ich's aufrichtig sagen soll, ich brauchte Bedauern, und diese mußte ich mit dem letzten Ueberreste meines Gewissens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abscheulichste, und im letzten Vierteljahre hatte ich meine Lehrlinge übertraffen.

„Von jetzt an lebte ich nach dem Tage meiner Freiheit, wie ich nach Rache lebte. Alle Menschen hatten mich beleidigt, denn alle waren besser und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtyrer des natürlichen Rechts, und als ein Schlachtopfer der Gesehe. Zähneknirschend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Festungsborg herauskam; eine weite Aussicht ist zweifache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Thurmes pfliff, und die Schwalbe, die sich auf dem eisernen Stab meines Sitters niederließ, schienen mich mit ihrer Freiheit zu necken, und machten mir meine Gefangenschaft desto gräßlicher. Damals gelobte ich unversöhnlichen glühenden Haß Allen, was dem Menschen gleicht, und was ich gelobte, habe ich redlich gehalten.

„Mein erster Gedanke, sobald ich mich frei sah, war, meine Vaterstadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, so viel versprach sich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wider, als der Kirchthum von Weitem aus dem Gehölze flog. Es war nicht mehr das herzliche

Wohlbehagen, wie ich's bei meiner ersten Wallfahrt empfunden hatte. — Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einst erlitten hatte, erwachte mit einemmale aus einem schrecklichen Todeschlaf; alle Wunden bluteten wieder, alle Narben gingen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquickte mich im Voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu setzen, und ich dürstete jetzt eben so sehr nach neuer Erniedrigung, als ich damals davor gezittert hatte.

„Die Glocken läuteten zur Vesper, als ich mitten auf dem Markte stand. Die Gemeinde wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich schnell; Jedermann, der mir aufstieß, trat scheu zurück. Ich hatte von jeher die Kleinen Kinder sehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte mich's unwillkürlich, daß ich einem Knaben, der neben mir vorbei hüpfte, einen Groschen bot. Der Knabe sah mich einen Augenblick starr an, und warf mir den Groschen ins Gesicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger gewesen, so hätte ich mich erinnert, daß der Bart, den ich noch von der Festung mitbrachte, meine Gesichtszüge bis zum Gräßlichen entstellte — aber mein böses Herz hatte meine Vernunft angesteckt. Thränen, wie ich sie nie geweint hatte, liefen über meine Wangen.

„Der Knabe weiß nicht, wer ich bin, noch woher ich komme, sagte ich halb laut zu mir selbst, und doch meidet er mich, wie ein schändliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirn gezeichnet, oder



habe ich aufgehört, einem Menschen ähnlich zu sehen, weil ich fühlte, daß ich keinen mehr lieben kann? — Die Verachtung dieses Knaben schmerzte mich bitterer, als dreijähriger Gallottendienst, denn ich hatte ihm Gutes gethan, und konnte ihn keines persönlichen Hasses beschuldigen.

„Ich setzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; doch ich weiß noch, daß ich mit Erbitterung aufstand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grußes gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzusuchen; als ich an der Ecke einer Gasse umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. „Sonnenwirth!“ schrie sie laut auf, und machte eine Bewegung mich zu umarmen. „Du wieder da, lieber Sonnenwirth! Gott sey Dank, daß du wieder kommst!“ Hunger und Elend sprach aus ihrer Bedeckung, eine schändliche Krankheit aus ihrem Gesichte, ihr Anblick verkündigte die verworfenste Kreatur, zu der sie erniedrigt war. Ich ahnete schnell, was hier geschehen seyn möchte; einige fürstliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, ließen mich errathen, daß Garnison in dem Städtchen lag. „Soldatendirne!“ rief ich, und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, daß noch ein Geschöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte sie niemals geliebt.

„Meine Mutter war todt. Mit meinem klei-

nen Hause hatten sich meine Creditoren bezahlt gemacht. Ich hatte Niemand und nichts mehr, Alle Welt floh mich, wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt mich zu schämen. Vorher hatte ich mich dem Public der Menschen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf, und ergöhte mich sie zu verschouhen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren, und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenschaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete.

„Die ganze Welt stand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verloren, es auch nur zu scheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich diese Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anspruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, so hätte ich mich selber entleiben müssen.

„Was ich nunmehr eigentlich beschlossen hatte, war mir selber noch unbekannt. Ich wollte Böses thun, so viel erinnerte ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schicksal verdienen. Die Gesetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt; also faßte ich den Vorsatz, sie zu verletzen; ehemals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtsinu gesündigt, jetzt that ich's aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

Mein Erstes war, daß ich mein Wildschießen fortsetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenschaft geworden, und außerdem mußte ich ja leben. Aber dies war es nicht allein; es triebte mich, das fürstliche Edikt zu verhöhnen und meinem Landesherren nach allen Kräften zu schaden. Ergreifen zu werden, besorgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entschloßenen bereit, und das wußte ich, daß mein Schuß feinem Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir auffließ, nur weniges machte ich auf der Grenze zu Gelde, das meiste ließ ich verwesen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu bestreiten. Meine Verherrnungen in der großen Jagd wurden rar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löschte ihn aus. Mein Name war vergessen.

„Diese Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchstrichen, die Fährte eines Hirsches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und schon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich sie auf einmal in schußgerechter Entfernung entdeckte. Ich will anschlagen und abdrücken — aber plötzlich erschrockt mich der Anblick eines Hirtens, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forschte genauer, und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamm einer Eiche auf eben dem Wild anschlägt, dem ich den Schuß bestimmt hatte. Eine tödtliche Kälte fährt bei diesem Anblick

durch meine Scheiße. Just das war der Mensch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräßlichsten haßte, und dieser Mensch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In diesem Augenblick dünkte mich's, als ob die ganze Welt in meinem Flintenschuß läge, und der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerspitze sich ansammeldrängte, womit ich den mörderischen Druck thun sollte. Eine unsichtbare furchterliche Hand schwebte über mir, der Stundemeiher meines Schicksals zeigte merkwürdlich auf diese schwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die schreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne schlugen zusammen, wie im Fieberfrost, und der Odem sprangte sich erstickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiß zwischen dem Menschen und dem Hirsch mitten inne schwankeu — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewissan rangen hartnäckig und zweifelhaft, aber die Rache gewann's, und der Jäger lag todt am Boden. —

„Mein Gewehr-Fel. mit dem Schusse . . . .  
 Warden: und stammelte ich langsam — der Wald war still wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, daß ich Mörder sagte. Als ich näher schlich, starb der Mann. Lange stand ich sprachlos vor dem Todten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. „Birst du jetzt reinen Mund halten, guter Freund!“ sagte ich, und trat leet hin, indem ich zugleich das Gesicht des Ermordeten auswärts lehrte. Die Augen standen

ihm weit auf. Ich wurde ernsthaft, und schwieg plötzlich wieder stille. Es fing mir an, seltsam zu werden.

„Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt; jetzt war etwas geschehen, wofür ich noch nicht gebüßt hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Mensch überredet, daß es noch etwas Schlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an zu mutmaßen, daß ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.

„Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wohl aber eine, ich weiß nicht welche? verwirrte Erinnerung an Strang und Schwert, und die Exekution einer Kindesmörderinn, die ich als Schuljunge mit angesehen hatte. Etwas ganz besonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, daß von jetzt an mein Leben verwirrt sey. Auf Mehreres besinne ich mich nicht mehr. Ich wünschte gleich darauf, daß er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böse zu erinnern, das mir der Todts im Leben zugefügt hatte, aber sonderbar! mein Gedächtniß war wie ausgestorben. Ich konnte nichts mehr von alle dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelstunde zum Rasen gebracht hätte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieser Mordthat gekommen war.

„Noch stand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitschen, und das Geknarre von Frachtwagen, die durchs Holz fahren, brachte mich zu mir selbst. Es war kaum eine Viertelmeile abseits

der Heerstraße, wo die That geschehen war. Ich mußte auf meine Sicherheit denken.

„Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daß der Entleibte sonst eine Taschenuhr besessen hätte. Ich brauchte Geld, um die Grenze zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Plaze umzuwenden, wo der Todte lag. Hier erschreckte mich ein Gedanke an den Teufel und an eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zusammen; entschlossen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börse noch etwas Weniges über einen Thaler an Gelde. Eben da ich Beides zu mir stecken wollte, hielt ich plötzlich ein, und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrößern. — Troß, glaube ich, war es, daß ich die Uhr wieder von mir warf, und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen persönlichen Feind des Erschossenen, aber nicht für seinen Räuber gehalten seyn.

„Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wußte, daß das Holz sich vier deutsche Meilen nordwärts erstreckte, und dort an die Grenzen des Landes stieß. Bis zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewissensangst zerstreut; aber sie kam schrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tausend größ-

liche Gestalten gingen an mit vorüber, und schlugen wie schneidende Messer in meine Brust. Zwischen einem Leben voll rastloser Todesfurcht und einer gewaltsamen Entleerung war mir jetzt eine schreckliche Wahl gelassen, und ich mußte wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbstmord aus der Welt zu gehen, und entsetzte mich vor der Aussicht, darin zu bleiben. Sellemit zwischen die gewissen Qualen des Lebens und die ungewissen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig zu leben und zu sterben, brachte ich die sechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepreßt von Qualen, wovon noch kein lebendiger Mensch zu erzählen weiß.

„In mich gekehrt und langsam, ohne mein Wissen den Hut tief ins Gesicht gedrückt, als ob mich dieß vor dem Auge der leblosen Natur hätte unkenntlich machen können; hatte ich unvermerkt einen schmalen Fußsteig verfolgt, der mich durch das dunkelste Dämlich führte — als plötzlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her: Halt! rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerstreung und der heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herumzuschauen. Ich schlug die Augen auf, und sah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine große knotige Keule trug. Seine Figur ging ins Miesemäßige — meine erste Bestärzung wenigstens hatte mich dieß glauben gemacht — und die Farbe seiner Haut war von einer gelben Mulattenschwärze, woraus das Weiße eines schielenden Auges bis zum Strassen-

her-

hervortrat. Er hatte, statt eines Gurts, ein dickes Seil zweifach um einen grünen wollenen Rock geschlagen, worin ein breites Schlachtmesser bei einer Pistole steck. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich fest. Der Laut eines Menschen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Bösewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Ursache, vor jedem redlichen Manne, aber keine mehr, vor einem Räuber zu zittern.

„Wer da?“ sagte diese Erscheinung.

„Deinesgleichen,“ war meine Antwort, „wenn du der wirklich bist, dem du gleich siehst!“

„Dahinaus geht der Weg nicht. Was hast du hier zu suchen?“

„Was hast du hier zu fragen?“ versetzte ich trotzig.

„Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es schien, als ob er meine Figur gegen die seinige, und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte — „du sprichst brutal, wie ein Bettler,“ sagte er endlich.

„Das mag seyn. Ich bin's noch gestern gewesen.“

„Der Mann lachte. „Man sollte darauf schwören,“ rief er, „du wolltest auch noch jetzt für nichts Besseres gelten.“

„Für etwas Schlechteres also“ — Ich wollte weiter.



„Sachte, Freund! Was sagst du denn so? Was hast du für Zeit zu verlieren?“

„Ich besann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam, „das Leben ist kurz,“ sagte ich langsam, „und die Hölle währt ewig.“

„Er sah mich stier an. „Ich will verbannt sein,“ sagte er endlich, „aber du bist irgend an einem solchen Ort vorbeigekommen.“

„Das mag wohl noch kommen. Also auf Wiedersehen, Kämmerer!“

„Lapp, Kamerade!“ schrie er, indem er eine zinnerne Flasche aus seiner Jagdtasche hervorlängte, einen kräftigen Schluck daraus that, und mir sie reichte. Flucht und Beängstigung hatten meine Kräfte aufgezehrt; und diesen ganzen entsetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich, in dieser Waldgegend zu verstreichen, wo auf drei Meilen in der Runde kein Laster für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf diese angebotene Gesundheit Bescheid that. Neue Kraft floß mit diesem Erquicktrank in meine Gebeine, und frischer Muth in mein Herz, und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, daß ich doch wohl nicht ganz elend wäre; so viel konnte dieser willkommenere Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zustand grenzte wieder an einen glücklichen, denn endlich, nach tausend fehlgeschlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Kreatur gefunden, die mir Abha-

Ich thien. In dem Zustande, worin ich versunken war, hätte ich mit dem höllischen Gelfe Kameradschaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.

„Der Mann hatte sich aufs Gras hingestreckt, ich that ein Stiches.

„Dein Trunk hat mir wohlgethan;“ sagte ich. „Wir müssen bekannter werden.“

„Er schlug Feuer, seine Pfeife zu zünden.

„Treibst du das Handwerk schon lange?“

„Er sah mich fest an. „Was willst du damit sagen?“

„War das schon oft blutig?“ Ich zog das Messer aus seinem Gürtel.

„Wer bist du?“ sagte er schrecklich, und legte die Pfeife von sich.

„Ein Mörder, wie du — aber nur erst ein Anfänger.“

„Der Mensch sah mich keif an, und nahm seine Pfeife wieder.

„Du bist nicht hier zu Hause?“ sagte er endlich.

„Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L . . . , wenn du von mir gehört hast.“

„Der Mann sprang auf, wie ein Besessener.

„Der Wildschäze Wolf?“ schrie er hastig.

„Der nämliche.“

„Willkommen, Kamerad! Willkommen!“ rief er, und schüttelte mir kräftig die Hände. „Das ist brav, daß ich dich endlich habe, Sonnenwirth! Jahr

und Tag schon sinn' ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiß um Alles. Ich habe lange auf dich gerechnet."

„Auf mich gerechnet? Wozu denn?"

„Die ganze Gegend ist voll von dir. Du hast Feinde, ein Amtmann hat dich gedrückt, Wolf! Man hat dich zu Grunde gerichtet, himmelschreiend ist man mit dir umgegangen."

„Der Mann wurde hitzig — „Weil du ein Paar Schweine geschossen hast, die der Fürst auf unsern Aedern und Feldern füttert, haben sie dich Jahre lang im Zuchthause und auf der Festung herumgezogen, haben sie dich um Haus und Wirthschaft bestohlen, haben sie dich zum Bettler gemacht. Ist es dahin gekommen, Bruder, daß der Mensch nicht mehr gelten soll, als ein Hase? Sind wir nicht besser, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl, wie du, konnte das dulden?"

„Konnt' ich's ändern?"

„Das werden wir ja wohl sehen. Aber sage mir doch, woher kommst du denn jetzt, und was führst du im Schilde?"

„Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, sprang mit froher Ungeduld auf, und mich zog er nach. „Komm, Bruder Sonnenwirth," sagte er, „jetzt bist du reis, jetzt hab' ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir!"

„Wo willst du mich hinführen?"

„Frage nicht lange. Folge!“ Er schleppte mich mit Gewalt fort.

„Wir waren eine kleine Viertelmelle gegangen. Der Wald wurde immer abschüssiger, unwegsamer und wilder, keiner von uns sprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufschreckte. Ich schlug die Augen auf, wir standen am schroffen Absturz eines Felsen, der sich in eine tiefe Kluft hinunterbüchte. Eine zweite Pfeife antwortete aus dem innersten Bauche des Felsen, und eine Leiter kam, wie von sich selbst, langsam aus der Tiefe gestiegen. Mein Führer kletterte zuerst hinunter, mich hieß er warten, bis er wieder käme. Erst muß ich den Hund an Ketten legen lassen, setzte er hinzu, du bist hier fremd, die Bestie würde dich zerreißen. Damit ging er.

„Jetzt stand ich allein vor dem Abgrund, und ich wußte recht gut, daß ich allein war. Die Unvorsichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerksamkeit nicht. Es hätte mir nur einen beherzten Entschluß gekostet, die Leiter heraufzuziehen, so war ich frei, und meine Flucht war gesichert. Ich gestehe, daß ich das einsah. Ich sah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen sollte; es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlösung mehr ist. Mir fing an vor der Laufbahn zu schauern, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine schnelle Flucht konnte mich retten. Ich beschloß diese Flucht — schon streckte ich den Arm nach der

Reiter aus. — aber auf einmal, daumert's in meinen Ohren, es umhüllt mich wie Hohngelächter der Hölle: „Was hat ein Mörder zu wagen?“ und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Neue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt, wie ein Fels, und sperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erschien auch mein Führer wieder, und kündigte mir an, daß ich kommen solle. Fest war obnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

„Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, so erweiterte sich der Grund, und einige Hütten wurden sichtbar. Mitten zwischen diesen öffnete sich ein runder Rasenplatz, auf welchem sich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menschen um ein Kohlf Feuer gelagert hatte. „Hier, Kameraden,“ sagte mein Führer, und stellte mich mitten in den Kreis. „Unser Sonnenwirth! heißt ihn willkommen!“

„Sonnenwirth! schrie Alles zugleich, und Alles fuhr auf, und drängte sich um mich her. Männer und Weiber. Soll ich's gestehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich, Vertrauen, Achtung sogar, erschien auf jedem Gesichte; dieser drückte mir die Hand, jener schüttelte mich vertraulich am Kleide, der ganze Austritt war, wie das Wiedersehen eines alten Bekannten, der einem werth ist. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen sollte. Man setzte ihn sogleich fort, und

nöthigte mich, den Willkomm zu trinken. Willpret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflasche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit schien die ganze Bande zu beseelen, und Alles wetteiferte, seine Freude über mich, zügelloser an den Tag zu legen.

„Man hatte mich zwischen zwei Weibspersonen sitzen lassen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geschlechts, aber wie groß war meine Verwunderung, als ich unter dieser schändlichen Rotte die schönsten weiblichen Gestalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. *Margarethe*, die älteste und schönste von beiden, ließ sich Jungfer nennen, und konnte kaum fünf und zwanzig seyn. Sie sprach sehr frech, und ihre Gebärden sagten noch mehr. *Marie*, die jüngere, war verheirathet, aber einem Manne entlaufen, der sie mißhandelt hatte. Sie war feiner gebildet, sah aber blaß aus und schwächlich, und fiel weniger ins Auge, als ihre feurige Nachbarin. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden; die schöne *Margarethe* kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die schüchterne *Marie* auf immer gefangen.

„Du siehst, Bruder Sonnenwirth,“ fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, „du siehst, wie wir unter einander leben, und jeder Tag ist dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden?“

„Jeder Tag, wie der heutige!“ wiederholte die ganze Bande.

„Kannst du dich also entschließen, an unserer Lebensart Gefallen zu finden, so schlag' ein und sey unser Anführer. Bis jetzt bin ich es gewesen, aber dir will ich weichen. Seyd ihr's zufrieden, Kameraden?“

„Ein frohliches Ja! antwortete aus allen Kehlen.

„Mein Kopf glühte, mein Gehirn war betäubt, von Wein und Begierden siedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen, wie einen Verpesteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, so erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigstens mein Leben für einen höhern Preis verkaufen. Wollust war meine wüthendste Neigung; das andere Geschlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewiesen, hier erwarteten mich Gunst und zügellose Vergnügungen. Mein Entschluß kostete mir wenig. „Ich bleibe bei euch, Kameraden,“ rief ich laut mit Entschlossenheit, und trat mitten unter die Bande, „ich bleibe bei euch,“ rief ich nochmals, „wenn ihr mir meine schöne Nachbarin abtretet;“ — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen, ich war erklärter Eigenthümer einer H\*\*\*, und das Haupt einer Diebesbande.“

Den folgenden Theil der Geschichte übergehe ich ganz; das bloß Abscheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leser. Ein Unglücklicher, der bis zu dieser Tiefe herunter sank, mußte sich endlich Alles

erlauben, was die Menschheit empört — aber einen zweiten Mord beging er nicht mehr; wie er selbst auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieses Menschen verbreitete sich in Kurzem durch die ganze Provinz. Die Landstraßen wurden unsicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit suchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf seinen Kopf gesetzt. Er war so glücklich, jeden Anschlag auf seine Freiheit zu vereiteln, und verschlagen genug, den Aberglauben des wunderfächtigen Bauern zu seiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehülfen mußten aussprechen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht, und könne heken. Der Distrikt, auf welchem er seine Rolle spielte, gehörte damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutschlands; man glaubte diesem Gerüchte, und seine Person war gesichert. Niemand zeigte Lust, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Diensten stünde.

Ein Jahr schon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfing, ihm unerträglich zu werden. Die Motte, an deren Spitze er sich gestellt hatte, erfüllte seine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführerische Außenseite hatte ihn damals im Laumel des Weines geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abscheulich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Ueberflusses, womit man ihn eingewiegt hatte; sehr oft



mußte er sein Leben an eine Maßzeit wagen, die kaum  
 hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu schützen. Das  
 Schattenbild jener brüderlichen Eintracht ver-  
 schwand; Neid, Ungwohn und Eifersucht wütheten  
 im Innern dieser verworrenen Bande. Die Gerech-  
 tigkeit hatte demjenigen, den ihn lebendig ausliefern  
 würde, Belohnung, und wenn es ein Mitschuldiger  
 wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugesagt —  
 eine mächtige Verführung für das Auswurf der Erde!  
 Der Unglückliche kannte seine Gefahr. Die Redlich-  
 keit derjenigen, die Menschen und Gott verriethen,  
 war ein schlechtes Uteopfund seines Lebens. Sein  
 Schlaf war, von jetzt an, dahin; ewige Todesangst  
 zerfräß seine Ruhe; das gräßliche Gespenst des Arg-  
 wahns raffelte hinter ihm, wo er hinfloh; peinigte  
 ihn, wenn er machte; bestete sich neben ihm, wenn  
 er schlafen ging, und schreckte ihn in entsetzlichen  
 Träumen. Das verstümmte Gewissen gewann zu-  
 gleich seine Sprache wieder, und die schlafende Mutter  
 der Reue machte bei diesem allgemeinen Sturm sei-  
 nes Busens auf. Sein ganzer Haß wandte sich jetzt von  
 der Menschheit, und lehrte seine schreckliche Schneide  
 gegen ihn selber. Er vergab jetzt der ganzen Natur,  
 und fand Niemand, als sich allein zu verfluchen.

Das Laster hatte seinen Unterricht an dem Un-  
 glücklichen vollendet; sein natürlich guter Verstand  
 sagte endlich über die traurige Täuschung. Jetzt  
 fühlte er, wie tief er gefallen war, ruhigere Schmer-  
 muth trat an die Stelle knirschender Verzweiflung.

Er wünschte mit Thränen die Vergessenheit. Wirklich  
 jetzt wußte er gemiß, daß er sie ganz anders wieder  
 holen würde. Er fing an zu hoffen, daß er noch  
 rechtschaffen werden könne, weil er bei sich empfand,  
 daß er es könne. Auf dem höchsten Gipfel seiner  
 Verschlimmerung war er dem Guten näher, als er  
 vielleicht vor seinem ersten Fehltritt gewesen war.

Um eben diese Zeit war der siebenjährige Krieg  
 ausgebrochen, und die Werbungen gingen stark. Der  
 Unglückliche schöpfte Hoffnung von diesem Umstand,  
 und schrieb einen Brief an seinen Landesherrn, dem  
 ich auszugsweise hier einrückte:

„Wenn Ihre fürstliche Huld sich nicht ekelt, bis  
 zu mir herunter zu steigen, wenn Verbrecher meines  
 Art nicht außerhalb Ihrer Erbarmung liegen, so gön-  
 nen Sie mir Gehör, durchlauchtigster Oberherr! Ich  
 bin Mörder und Dieb, das Gesetz verdammt mich zum  
 Tode, die Gerichte suchen mich auf — und ich biete  
 mich an, mich freiwillig zu stellen. Aber ich bringe  
 zugleich eine seltsame Bitte vor Ihren Thron. Ich  
 verabscheue mein Leben, und fürchte den Tod nicht,  
 aber schrecklich ist mir's, zu sterben, ohne gelebt zu  
 haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Ver-  
 gangenen gut zu machen: ich möchte leben, um den  
 Staat zu verfühnen, den ich beleidigt habe. Meine  
 Hinrichtung wird ein Beispiel seyn für die Welt,  
 aber kein Ersatz meiner Thaten. Ich hasse das La-  
 ster und sehne mich feurig nach Rechtschaffenheit und  
 Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Va-

terlande fürchtbar zu werden; ich hoffe, daß mir noch einige übrig geblieben sind, ihm zu nützen.

„Ich weiß, daß ich etwas Unerhörtes begehre, Mein Leben ist verwirrt, mir steht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erscheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinsten Antheil an meiner Bitte.

„Es ist Gnade, um was ich stehe. Einen Anspruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilspruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit milder versagt worden, so würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.

„Lassen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürst! Wenn es in Ihrer fürstlichen Macht steht, das Gesetz für mich zu erbitten, so schenken Sie mir das Leben. Es soll Ihrem Dienste von nun an gewidmet seyn. Wenn Sie es können, so lassen Sie mich Ihren gnädigsten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf ihr fürstliches Wort in der Hauptstadt stellen. Haben Sie es anders mit mir beschlossen, so thue die Gerechtigkeit denn das Ihrige, ich muß das Meinige thun.“

Diese Bittschrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweite und dritte, worin der Supplikant um eine

Reiterstelle im Dienste des Fürsten bat. Seine Hoffnung zu einem Pardon erlosch gänzlich, er faßte also den Entschluß, aus dem Lande zu fliehen, und im Dienste des Königs von Preußen als ein braver Soldat zu sterben.

Er entwischte glücklich seiner Bande, und trat diese Reise an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landstadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geschärfte Mandate zu strenger Untersuchung der Reisenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürst, im Kriege Partei genommen hatte. Einen solchen Befehl hatte auch der Thorschreiber dieses Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage saß, als der Sonnenwirth geritten kam. Der Aufzug dieses Mannes hatte etwas Possierliches, und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagere Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl seiner Kleidungsstücke, wobei wahrscheinlich weniger sein Geschmac, als die Chronologie seiner Entwendungen zu Rathe gezogen war, kontrastirte seltsam genug mit einem Gesicht, worauf so viele wüthende Affekte, gleich den verstümmelten Leichen auf einem Wahlplat, verbreitet lagen. Der Thorschreiber stuchte beim Anblick dieses seltsamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Physiognomen aller Landstreicher erzogen. Der Falkenblick dieses Spürers verfehlte auch hier seinen Mann nicht. Er sperrte

folgten das Stadthor, und forderte den Ketzer den Paß ab, indem er sich seines Bügels versicherte. Wolf war auf Fälle dieser Art vorbereitet, und führte auch wirklich einen Paß bei sich, den er unlängst von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieses einzelne Jungniß war nicht genug, ohne vierzigjährige Observanz umzustößen, und das Drasel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorschreiber glaubte seinen Augen mehr als diesem Papiere, und Wolf war genöthigt, ihm nach dem Amtshause zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts untersuchte den Paß, und erklärte ihn für richtig. Er war ein starker Anhänger der Neuigkeit, und liebte besonders, bei einer Bouteille, über die Geltung zu plaudern. Der Paß sagte ihm, daß der Besitzer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus dem Fremden herauszulocken, und schickte einen Sekretär mit dem Paß zurück, ihn auf eine Flasche Wein einzuladen.

Unterdessen hält der Sonnenwirth vor dem Amtshause; das lächerliche Schauspiel hat den Janhagel des Städtchens schaarenweise um ihn her versammelt. Man murmelt sich in den Ohren, deutet wechselweise auf das Ross und den Ketzer; der Rathwille des Übels steigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweise war das Pferd, worauf jetzt Alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet

sch ein, das Pferd sey in Straßwiesen beschreiben  
 und erkannt. Die unersättliche Gaffreundlichkeit  
 des Ober-Amtmanns vollendet seinen Veracht.  
 Jetzt hält er's für angemacht, daß die Betrüger  
 seines Passes verrathen, und diese Einladung mit  
 die Schlinge sey, ihn lebendig und ohne Widerstand  
 zu fangen. Böses Gewissen macht ihn zum Dumm-  
 kopf, er gibt seinem Pferde die Sporen, und rennt  
 davon; ohne Antwort zu geben.

Diese plötzliche Flucht ist die Lösung zum Auf-  
 stand.

„Ein Spitzbube!“ ruft Alles, und Alles stößt  
 hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und  
 Tod, er hat schon den Vorprung, seine Verfolger  
 rennen athemlos nach, er ist seiner Rettung nahe —  
 aber eine schwere Hand drückt ansichtbar gegen ihn,  
 die Uhr seines Schicksals ist abgelaufen, die unerbit-  
 liche Nemesis hält ihren Schuldner an. Die Gasse,  
 der er sich anvertraute, endigt in einem Sack, er  
 muß rückwärts gegen seine Verfolger umwenden.

Der Lärm dieser Begebenheit hat unterdessen  
 das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen  
 sammeln sich zu Haufen, alle Gassen sind gesperrt,  
 ein Heer von Feinden kommt im Anmarsch gegen ihn  
 her. Er zeigt eine Pistole, das Volk weicht, er will  
 sich mit Macht einen Weg durchs Gedränge bahnen.  
 „Dieser Schuß, ruft er, soll dem Tollkühnen, der  
 mich halten will“ — Die Furcht gebietet eine allge-  
 meine Pause — ein beherzter Schlossergeselle endlich

fällt ihm von hinten her in den Arm, und faßt den Finger, womit der Rasende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Pistole fällt, der wehrlose Mann wird vom Pferde herabgerissen, und im Triumph nach dem Amtshause zurück geschleppt.

„Wer seyd Ihr?“ fragt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

„Ein Mann, der entschlossen ist, auf keine Frage zu antworten, bis man sie höflicher einrichtet.“

„Wer sind Sie?“

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutschland durchreist, und die Unverschämtheit nirgends, als hier, zu Hause gefunden.“

„Ihre schnelle Flucht macht Sie sehr verdächtig. Warum flohen Sie?“

„Weil ich's müde war, der Spott Ihres Pöbels zu seyn.“

„Sie drohten, Feuer zu geben.“

„Meine Pistole war nicht geladen.“ Man untersuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

„Warum führen Sie heimliche Waffen bei sich?“

„Weil ich Sachen von Werth bei mir trage, und weil man mich vor einem gewissen Sonnenwirth gewarnt hat, der in diesen Gegenden streifen soll.“

„Ihre Antworten beweisen sehr viel für Ihre Dreistigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen.“

„Ich werde bei meiner Aussage bleiben.“

„Man

„Man führe ihn nach dem Thurm.“

„Nach dem Thurm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es gibt noch Gerechtigkeit in diesem Lande. Ich werde Gungthnung fordern.“

„Ich werde sie Ihnen geben, so bald Sie gerechtfertigt sind.“

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde möchte doch wohl unschuldig seyn; die befehlshaberische Sprache würde nichts über seinen Starrsinn vermögen, es wäre vielleicht besser gethan, ihm mit Anstand und Mäßigung zu begegnen. Er versammelte die Geschwornen des Orts, und ließ den Gefangenen vorführen.

„Verzeihen Sie es der ersten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie gestern etwas hart anließ.“

„Sehr gern, wenn Sie mich so fassen.“

„Unsere Gesetze sind streng, und Ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann Sie nicht freigeben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein ist gegen Sie. Ich wünschte, Sie sagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte.“

„Wenn ich nur nichts wüßte?“

„So muß ich den Vorfall an die Regierung berichten, und Sie bleiben so lange in fester Verwahrung.“

„Und dann?“

„Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landstreicher über die Grenze gepötscht zu werden, oder, wenn's anädig' geht, unter die Werber zu fallen.“



Er schwieg einige Minuten, und schien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er sich rasch zu dem Richter.

„Kann ich auf eine Viertelstunde mit Ihnen allein seyn?“

„Die Geschwornen sahen sich zweideutig an, entfernten sich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

„Nun, was verlangen Sie?“

„Ihr gestriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geständniß gebracht, denn ich troge der Gewalt. Die Bescheidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, daß Sie ein edler Mann sind.“

„Was haben Sie mir zu sagen?“

„Ich sehe, daß Sie ein edler Mann sind. Ich habe mir längst einen Mann gewünscht, wie Sie. Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand.“

„Wo will das hinaus?“

„Dieser Kopf ist grau und ehrwürdig. Sie sind lange in der Welt gewesen — haben der Leiden wohl viele gehabt — Nicht wahr? und sind menschlicher worden.“

„Mein Herr — Wozu soll das?“

„Sie stehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bei Gott, Sie werden sie Menschen nicht versagen — —

„Ahnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden?“

„Was ist das? Sie erschrecken mich.“

„Ahnen Sie noch nicht — Schreiben Sie es Ihrem Fürsten, wie Sie mich fanden, und daß ich selbst aus freier Wahl mein Verräther war — daß ihm Gott einmal gnädig seyn werde, wie er jetzt mir es seyn wird — Bitten Sie für mich, alter Mann, und lassen Sie dann auf Ihren Bericht eine Thräne fallen: ich bin der Sonnenwirth.“



---

## Spiel des Schicksals

Ein Buch aus

einer wahren Geschichte.

---

Atossius von G\*\*\* war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in \*\*\*schen Diensten, und die Reime seines glücklichen Genie's wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch sehr jung, aber mit gründlichen Kenntnissen versehen, trat er in Militärdienste bei seinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von großen Verdiensten und noch größern Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G\*\*\* war in vollem Feuer der Jugend, der Fürst war es auch; G\*\*\* war rasch, unternehmend; der Fürst, der es auch war, liebte solche Charaktere. Durch eine reiche Ader von Wiß und eine Fülle von Wissenschaft wußte G\*\*\* seinen Umgang zu beseelen, jeden Zirkel, in den er sich mischte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern, und über Alles, was sich ihm darbot, Reiz und Leben

anzugreifen; und der Fürst verstand sich darauf, Zwe-  
 genden zu schähen, die er in einem hohen Grade selbst  
 besaß. Alles, was er unternahm, seine Spielereien  
 selbst hatten einen Ansehn von Größe; Hindernisse  
 schreckten ihn nicht; und sein Fehlschlag konnte seine  
 Beharrlichkeit besiegen. Den Werth dieser Eigen-  
 schaften erhöhte eine ungeschwemmte Gerechtigkeit, das volle  
 Bild blühender Gesundheit und herrlicher Stärke,  
 durch das bereite Spiel eines regen Gemüthes besetzt;  
 im Blick, Gang und Wesen eine anerkannte natür-  
 liche Majestät; durch eine edle Bescheidenheit gemildert.  
 War der Umgang von dem Gemüthe eines jungen  
 Gesellschafters begünstigt, so ist diese verführerische  
 Außenseite seine Sinnlichkeit unwiderstehlich hin.  
 Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und  
 der Charaktere bildeten in Kurzem ein Verhältniß  
 zwischen Beiden, das alle Stärke von der Freundschaft,  
 und von der leidenschaftlichen Liebe alles Feuer und  
 alle Hoffigkeit besaß. Er sah von einer Beside-  
 derung zur andern; aber diese körperlichen Reizen  
 schienen sehr weit hinter dem, was er dem Fürsten  
 in der That war, zurückzubleiben. Mit erstaunlicher  
 Schnelligkeit stieg sein Glück empor, weil der  
 Schöpfer desselben sein Auserwählter, sein leidenschaftlicher  
 Freund war! Doch nicht zwei und zwanzig Jahre alt,  
 sah er sich auf einer Höhe, womit die Glücklichen sonst  
 ihre Laufbahn beschließen. Aber sein thätiger Geist  
 konnte nicht sturzen im Schoo der unglücklichen Gerechtigkeit;  
 noch sich mit dem schimmernden Gefolge einer Größe

begnügen, zu deren gründlichem Gebrauch er sich Muth und Kräfte genug fühlte. Während daß der Fürst nach dem Ringe des Vergnügens floh, vergrub sich der junge Günstling unter Alten und Büchern, und widmete sich mit lasttragendem Fleiß den Geschäften, deren er sich endlich so geschickt und so vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einigermaßen von Belange war, durch seine Hände ging. Aus einem Gespielen seiner Vergnügen wurde er bald erster Rath und Minister, und endlich Beherrscher seines Fürsten. Bald war kein Weg mehr zu diesem, als durch ihn. Er vergab alle Aemter und Würden; alle Belohnungen wurden aus seinen Händen empfangen.

G\*\*\* war in zu früher Jugend und mit zu raschen Schritten zu dieser Größe emporgestiegen, um ihrer mit Mäßigung zu genießen. Die Höhe, worauf er sich erblickte, machte seinen Ehrgeiz schwindeln; die Bescheidenheit verließ ihn, sobald das letzte Ziel seiner Wünsche erstiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den Ersten des Landes, von Allen, die durch Geburt, Ansehen und Glücksgüter so weit über ihn erhoben waren, welche, von Greisen selbst, ihm, einem Jünglinge, gezollt wurde, berauschte seinen Hochmuth, und die unumschränkte Gewalt, von der er Besitz genommen, machte bald eine gewisse Härte in seinem Wesen sichtbar, die von jeher als Charakterzug in ihm gelegen hatte, und ihm auch durch alle Abwechslungen seines Glückes ge-

blichen ist. Keine Dienstleistung war so mähvoll und groß, die ihm seine Freunde nicht zumuthen durften; aber seine Feinde mochten zittern; denn so sehr er auf der einen Seite sein Wohlwollen übertrieb, so wenig Maß hielt er in seiner Rache. Er gebrachte sein Ansehen weniger, sich selbst zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm, als dem Schöpfer ihres Wohlstandes, hulldigen sollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit, wählte die Subjekte. Durch ein hochfahrendes gebieterisches Wesen entfremdete er selbst die Herzen derjenigen von sich, die er am meisten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle seine Nebenbuhler und heimlichen Reider in ebenso viele unveröhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden seiner Schritte mit Augen der Eifersucht und des Neides bewachten, und in der Stille schon die Werkzeuge zu seinem Untergange zurichteten, war ein Piemontesischer Graf, Joseph Martinego, von der Suite des Fürsten, den S\*\*\* selbst, als eine unschädliche und ihm ergebene Kreatur, in diesen Posten eingeschoben hatte, um ihn bei den Vergnügungen seines Herrn den Platz ausfüllen zu lassen, dessen er selbst überdrüssig zu werden anfing, und den er lieber mit einer gründlichen Beschäftigung vertauschte. Da er diesen Menschen als ein Werk seiner Hände betrachtete, das er, sobald es ihm nur einfiel, in das Nichts wieder zurückwerfen konnte, woraus er es gezogen: so hielt er sich denselben, durch Furcht sowohl, als durch Dankbarkeit,

verächtelt, und verfiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu beging, da er Ludwig dem Dreizehnten den jungen Le Grand zum Spielzeug überließ. Aber ohne diesen Fehler mit Richelieu's Geiste verbessern zu können, hatte er es mit einem verschlagenem Feinde zu thun, als der französische Minister zu bekämpfen gehabt hatte. Anstatt sich seines guten Glucks zu überheben, und seinem Wohlthäter fühlen zu lassen, daß man seiner nun entwürdiget sey, war Martinego vielmehr auf's Sorgfältigste bemüht, den Schein dieser Abhängigkeit zu unterhalten, und sich mit verstellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer seines Glucks anzuschließen. Zu gleicher Zeit aber unterließ er nicht, die Gelegenheit, die sein Posten ihm verschaffte, öfters um den Fürsten zu seyn, in ihrem ganzen Umfange zu benutzen, und sich diesem nach und nach nöthwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit mußte er das Gemüth seines Herrn auswendig, alle Zugänge zu seinem Vertrauen hatte er ausgespäht, und sich unvermerkt in seine Gunst eingestohlen. Alle jene Künste, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Minister verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zu Erreichung seines Zweckes auch das niedrigste Mittel nicht verschmähte. Da ihm sehr gut bewußt war, daß der Mensch nirgends mehr eines Führers und Gehülfs bedarf, als auf dem Wege des Lasters, und daß nichts zu kühnem Ver-

traulichkeiten berechtigt, als eine Mitwissenschaft ge-  
heimgehaltener Blößen; so weckte er Leidenschaften  
bei dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geschlum-  
mert hatten, und dann drang er sich ihm selbst zum  
Betttaucher und Hottenshaffer dabei auf. Er riß ihn  
zu solchen Ausschweifungen hin, die die wenigsten  
Zeugen und Mitwisser dulden; und dadurch gewöhnte  
er ihn unvernunft, Geheimnisse bei ihm niederzulagen,  
wovon jeder Dritte ausgeschlossen war. So gelang  
es ihm endlich, auf die Verschlimmerung des Für-  
sten seinen schändlichen Schicksalplan zu gründen, und  
eben darum, weil das Geheimniß ein wesentliches  
Mittel dazu war, so war das Herz des Fürsten sein,  
ehe sich G\*\*\* auch nur träumen ließ, daß er es  
mit einem Andern theilte.

Man dürfte sich wundern, daß eine so wichtige  
Veränderung der Aufmerksamkeit des Königs end-  
gung: aber G\*\*\* war seines eignen Werthes zu  
gewiß, um sich einen Mann, wie Marksinens,  
als Nebenbuhler auch nur zu denken, und bißte sich  
selbst zu gegenwärtig, zu sehr auf seiner Hut, um  
durch irgend eine Unbesonnenheit seinen Gegner aus  
dieser stolzen Sicherheit zu reißen. Was Tausende  
vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürstengunst  
krawhehn gemacht hat, brachte auch G\*\*\* zum Falle  
— zu große Zuvorsicht zu sich selbst. Die geheimen Ver-  
tränlichkeiten zwischen Marksinens und seinem  
Herrn bewahrhagten ihn nicht: Sein Gedante er einem  
Aufständling ein Glück, das er selbst im Herzen ver-



achtete, und das nie das Ziel seiner Bestrebungen gewesen war. Nur weil sie allein ihm den Weg zu der höchsten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundschaft des Fürsten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtflüchtig ließ er die Leiter hinter sich fallen, sobald sie ihm auf die erwünschte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, sich mit einer so untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunst seines Herrn vorwärts that, wurden seine Wünsche kühner, und sein Ehrgeiz fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu streben. Die künstliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen seinen Wohlthäter beibehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, jemeht das Wachsthum seines Ansehens seinen Hochmuth weckte. Da das Betragen des Ministers gegen ihn sich nicht nach den schnellen Fortschritten verfeinerte, die er in der Gunst des Fürsten machte, im Gegentheil oft sichtbar genug darauf eingetrichet schien, seinen aufsteigenden Stolz durch eine heilsame Rückerinnerung an seinen Ursprung niederzuschlagen: so wurde ihm dieses gezwungene und widersprechende Verhältniß endlich so lästig, daß er einen ernstlichen Plan entwarf, es durch den Untergang seines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchbringlichsten Schleier der Verstellung brütete er diesen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen, sich mit seinem Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu messen; denn obgleich die erste

Blüthe von S\*\*\*s Favoritschaft dahin war, so hatte sie doch zu frühzeitig angefangen, und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürsten geschlagen, um so schnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinste Umstand konnte sie in ihrer ersten Stärke zurückbringen; darum begriff Martingo wohl, daß der Streich, den er ihm beibringen wollte, ein tödtender Streich seyn müsse. Was S\*\*\* an des Fürsten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an seiner Ehrfurcht gewonnen; jemehr sich Letzterer den Regierungsgeschäften entzog, desto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, selbst auf Unkosten des Landes, mit der gewissenhaftesten Ergebenheit und Treue seinen Nutzen besorgte — und so theuer er ihm ehemals als Freund gewesen war, so wichtig war er ihm jetzt als Minister.

Was für Mittel es eigentlich gewesen, wodurch der Italiener zu seinem Zwecke gelangte, ist ein Geheimniß zwischen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf, und die ihn führten. Man muthmaßt, daß er dem Fürsten die Originale einer heimlichen und sehr verdächtigen Correspondenz vorgelegt, welche S\*\*\* mit einem benachbarten Hofe soll unterhalten haben; ob ächt oder unterschoben, darüber sind die Meinungen getheilt. Wie dem aber auch gewesen seyn möge, so erreichte er seine Absicht in einem fürchterlichen Grade. S\*\*\* erschien in den Augen des Fürsten als der undankbarste und schwarzeſte Beräthter, dessen Verbrechen so außer allen Zweifel ge-

feht war, daß man ohne fernere Untersuchung sogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefsten Geheimniß zwischen Martinego und seinem Herrn verhandelt; daß G\*\*\* auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über seinem Haupte sich zu sammeln zog. In dieser verblichenen Sicherheit verharrte er bis zu dem schrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenstande der allgemeinen Anechtung und des Mordes zu einem Gegenstande der höchsten Erbarmung herunterstufen sollte.

Als dieser entscheidende Tag erschienen war, besuchte G\*\*\* nach seiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fühndlich war er in einem Hofraum von wenigen Jahren bis zum Range eines Obristen hinaufgerückt; und auch dieser Posten war nur ein bescheidener Name für die Ministerwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Ersten im Lande hinaufsetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo sein Stolz die allgemeine Huldigung empfing, wo er in einer kurzen Stunde einer Größe und Herrlichkeit genöß, für die er den ganzen Tag über Lasten getragen hatte. Die Ersten vom Range nahen sich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit, und die sich seiner Wohlgenommenheit nicht ganz sicher wußten, mit Bittern. Der Kaiser selbst, wenn er sich so zuweilen hier einfand, sah sich neben seinem Begier vernachlässigt, weil es weit gefährlicher war, bloßen Lehren zu mißfallen, als es Tausend brachte, jenen zum Freunde zu haben. Und eben

dieser Ort, wo er sich sonst als einem Gott hatte huldigen lassen, war jetzt zu dem schrecklichen Schauspiel seiner Erniedrigung erkoren.

Songlos trat er in den wohlbekannten Sirkel, der sich eben so unwissend über das, was kommen sollte, als er selbst, heute, wie immer, ehrerbietig vor ihm aufthat, seine Befehle erwartend. Nicht lange, so erschienen, in Begleitung einiger Adjutanten, Martinego, nicht mehr der geschmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und bauernstolz, wie ein zum Herrn gewordener Lalai; mit trotzigem festem Schritte schreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte steht er vor ihm still, im Namen des Fürsten seinen Degon fordernd. Man reichte ihm diesen mit einem Blicke schweigender Bestürzung; er stemmt die entklopfte Klinge gegen den Boden, sprengt sie durch einen Fußtritt entzwei und läßt die Splitter zu Gottes Füßen fallen. Auf dieses gegebene Signal fallen beide Adjutanten über ihn her, der Eine beschäftigt, ihm das Ordenskreuz von der Brust zu schneiden; der Andere, beide Achselbänder, nebst den Aufschlügen der Uniform, abzulösen, und Kordon und Federbusch von dem Hute zu reißen. Während dieser ganzen schrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von statten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menschen, die dicht umher stehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Athemzug in der ganzen Versammlung. Mit bleichen Gesichtern, mit klopfendem Herzen, und in tob-

tenähnlicher Erstarrung steht die erschrockene Menge im Kreis um ihn herum, der in dieser sonderbaren Ausstaffirung — ein seltsamer Anblick von Lächerlichkeit und Entsetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgericht nachempfindet. Tausend Andere an seinem Plaze würde die Gewalt des ersten Schreckens sinnlos zu Boden gestreckt haben; sein robuster Nervenbau und seine starke Seele dauerten diesen fürchterlichen Zustand aus, und ließen ihn alles Gräßliche desselben erschöpfen.

Kaum ist diese Operation geendigt, so führt man ihn durch die Reihen zahlloser Zuschauer, bis ans äußerste Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein stummer Wink befiehlt ihm, in denselben zu steigen; eine Eskorte von Husaren begleitet ihn. Das Gerücht dieses Vorgangs hat sich unterdessen durch die ganze Residenz verbreitet, alle Fenster öffnen sich, alle Straßen sind von Neugierigen erfüllt, die schreiend dem Zuge folgen, und unter abwechselnden Ausrufungen des Hohnes, der Schadenfreude, und einer noch weit kränklicheren Bewunderung, seinen Namen wiederholen. Endlich sieht er sich im Freien, aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerstraße lenkt der Wagen, einen wenig befahrenen menschenleeren Weg — den Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürsten, langsam heranföhrt. Hier, nachdem man ihm die Qualen der Todesangst zu empfinden gegeben,

lenkt man wieder nach einer Straße ein, die von Menschen besucht wird. In der sengenden Sonnenhitze ohne Labung, ohne menschlichen Zuspruch, bringt er sieben schreckliche Stunden in diesem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort seiner Bestimmung — der Festung — stille hält. Des Bewußtseyns beraubt, in einem mittlern Zustande zwischen Leben und Tod (ein zwölfstündiges Fasten und der brennende Durst hatten endlich seine Riesennatur überwältigt) zieht man ihn aus dem Wagen — und in einer schäußlichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das Erste, was sich, als er die Augen zum neuen Leben wieder aufschlägt, ihm darbietet, ist eine grauenvolle Kerkerwand, durch etnige Mondesstrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch schmale Ritzen auf ihn heruntersinken. — An seiner Seite findet er ein dürftiges Brod nebst einem Wasserkrug, und daneben eine Schütte Stroh zu seinem Lager. In diesem Zustande verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden sich aufthut und zwei Hände sichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieselbe Kost, die er gestern hier gefunden, heruntergelassen wird. Jetzt, seit diesem ganzen fürchterlichen Glückswechsel zum Erstenmal, entrisßen ihm Schmerz und Sehnsucht einige Fragen: wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben; die Hände verschwinden, und der Laden geht wieder zu. Ohne das Ge-

sieht eines Menschen zu sehen, ohne auch nur eines  
 Menschen Stimme zu hören, ohne irgend einen Auf-  
 schluß über dieses entsetzliche Schicksal, über Künfti-  
 ges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln,  
 von keinem warmen Lichtstrahl erquickt, von keinem  
 gesunden Lüftchen erfrischt, aller Hülfe unerreikbaar  
 und vom allgemeinen Mitleid vergessen, zählt er in  
 diesem Orte der Verdammniß vierhundert und neun-  
 zig gräßliche Tage an den kümmerlichen Broden ab,  
 die ihm von einer Mittagstunde zur andern in tran-  
 siger Einßamigkeit hinuntergereicht werden. Über  
 eine Entbehrung, die er schon in den ersten Tagen seines  
 Hierseyns macht, vollendet das Maß seines Elends.  
 Er kannt diesen Ort — er selbst war es, der ihn,  
 von einer niedrigen Nachger getrieben, wenige Mo-  
 nate vorher neu erbaute, um einen verdienten Of-  
 fizier darin verschmachten zu lassen, der das Unglück  
 gehabt hatte, seinen Unwillen auf sich zu laden. Mit  
 erfinderscher Grausamkeit hatte er selbst die Mittel  
 angegeben, den Aufenthalt in diesem Kerker grau-  
 voller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit  
 in eigener Person eine Reise hieher gethan, den Ban  
 in Augenchein zu nehmen, und die Vollendung def-  
 selben zu beschleunigen. Um seine Marter aufs Wei-  
 ferste zu treiben, muß es sich fügen, daß derselbe Of-  
 fizier, für den dieser Kerker zugerichtet worden, ein  
 alter würdiger Oberster, dem eben verstorbenen Kom-  
 mandanten der Festung im Amte nachfolgt, und aus  
 einem Schlachtapfer seiner Rache der Herr seines  
 Schick-

Schicksals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Trost, sich selbst zu bemitleiden, und das Schicksal, so hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem sinnlichen Gefühl seines Elends gesellte sich noch eine wüthende Selbstverachtung, und der Schmerz, der für stolze Herzen der bitterste ist, von der Großmuth eines Feindes abzuhängen, dem er keine gezeigt hatte.

Aber dieser rechtschaffene Mann war für eine niedere Rache zu edel. Unendlich viel kostete seinem menschenfreundlichen Herzen die Strenge, die seine Instruktion ihm gegen den Gefangenen auflegte; aber als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchstaben seiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts, als ihn bedauern. Einen thätigern Helfer fand der Unglückliche an dem Garnisonsprediger der Festung, der, von dem Elende des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur spät, und nur durch dunkle unzusammenhängende Gerüchte, Wissenschaft bekam, sogleich den festen Entschluß faßte, etwas zu seiner Erleichterung zu thun. Dieser achtungswürdige Geistliche, dessen Namen ich ungern unterdrücke, glaubte seinem Hirtenberufe nicht besser nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Besten eines unglücklichen Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Kommandanten der Festung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelassen zu werden, so machte er sich in eigner Person auf den Weg



nach der Hauptstadt, sein Gesuch dort unmittelbar bei dem Fürsten zu betreiben. Er that einen Fußfall vor demselben, und flehte seine Erbarmung für den unglücklichen Menschen an, der ohne die Wohlthaten des Christenthums, von denen auch das ungeheuerste Verbrechen nicht ausschließen könne, hilflos verschmachtete, und der Verzweiflung vielleicht nahe sey. Mit aller Unerbrochenheit und Würde, die das Bewußtseyn erfüllter Pflicht verleiht, forderte er einen freien Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre, und für dessen Seele er dem Himmel verantwortlich sey. Die gute Sache, für die er sprach, machte ihn beredt, und den ersten Unwillen des Fürsten hatte die Zeit schon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm seine Bitte, den Gefangenen mit einem geistlichen Besuche erfreuen zu dürfen.

Das erste Menschenantliß, das der unglückliche S\*\*\* nach einem Zeitraume von sechszehn Monaten erblickte, war das Gesicht seines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er seinem Glende; sein Wohlstand hatte ihm keinen erworben. Der Besuch des Predigers war für ihn eines Engels Erscheinung. Ich beschreibe seine Empfindungen nicht. Aber von diesem Tage an flossen seine Thränen gelinder, weil er sich von einem menschlichen Wesen beweinet sah.

Entsetzt hatte den Geistlichen ergriffen, da er in die Nordgrube hineintrat. Seine Augen suchten einen Menschen — und ein Grauen erweckendes

Scheusal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, dem mehr dem Lager eines wilden Thieres, als dem Wohnorte eines menschlichen Geschöpfes gleich. Ein blaßes todtenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus seinem Angesicht verschwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen gerissen hatten, Bart und Nägel durch eine so lange Vernachlässigung bis zum Scheußlichen gewachsen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus ganzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpestet — so faub er diesen Liebling des Glücks, und diesem Allem hatte seine eiserne Gesundheit widerstanden! Von diesem Anblick noch außer sich gesetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweite Wohlthat für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erste für keine zu rechnen war.

Da sich dieser abermals mit dem ausdrücklichen Buchstaben seiner Instruktion entschuldigt, entschließt er sich großmüthig zu einer zweiten Reise nach der Residenz, die Gnade des Fürsten noch einmal in Anspruch zu nehmen. Er erklärt, daß er sich, ohne die Würde des Sakraments zu verletzen, nimmermehr entschließen könne, irgend eine heilige Handlung mit seinem Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Ähnlichkeit mit Menschen zurückgegeben würde. Auch dieses wird bewilligt, und erst von diesem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte S\*\*\* auf dieser Festung

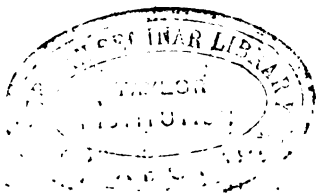
zu, aber in einem weit leidlichern Zustande, nachdem der kurze Sommer des neuen Günstlings verblüht war, und Andere an seinem Posten wechselten, welche menschlicher dachten, oder doch keine Rache an ihm zu sättigen hatten. Endlich, nach einer zehnjährigen Gefangenschaft, erschien ihm der Tag der Erlösung — aber keine gerichtliche Untersuchung, keine förmliche Losprechung. Er empfängt seine Freiheit als ein Geschenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlassen mich die Nachrichten, die ich, bloß aus mündlichen Ueberlieferungen, über seine Geschichte habe sammeln können; und ich sehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinwegzuschreiten. Während desselben fing G\*\*\* in fremden Kriegsdiensten von Neuem seine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in seinem Vaterlande so schrecklich heruntergestürzt war. Die Zeit endlich, die Freundin der Unglücklichen, die eine langsame, aber unabweisliche Gerechtigkeit übet, nahm endlich auch diesen Rechtshandel über sich. Die Jahre der Leiden waren bei dem Fürsten vorüber, und die Menschheit fing allgemach an, einen Werth bei ihm zu erlangen, wie seine Haare sich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnsucht nach dem Lieb-linge seiner Jugend. Um, wo möglich, dem Greise die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich

in seine Heimath zurück, nach welcher auch in G\*\*\*s Herzen schon längst eine stille Sehnsucht zurückgekehrt war. Rührend war dieses Wiedersehen, warm und täuschend der Empfang, als hätte man sich gestern erst getrennt. Der Fürst ruhte mit einem nachdenkenden Blick auf dem Gesichte, das ihm so wohl bekannt und doch wieder so fremd war; es war, als zählte er die Furchen, die er selbst darein gegraben hatte. Forschend suchte er in des Greises Gesicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zusammen, aber was er suchte, fand er nicht mehr. Man zwang sich zu einer frostigen Vertraulichkeit. — Beider Herzen hatten Scham und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm seine schwere Ueber-eilung wieder in seine Seele rief, konnte dem Fürsten nicht wohl thun; G\*\*\* konnte den Urheber seines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröstet und ruhig sah er in die Vergangenheit, wie man sich eines überstandenen schweren Traumes erfreuet.

Nicht lange, so erblickte man G\*\*\* wieder im vollkommenen Besiz aller seiner vorigen Würden, und der Fürst bezwang seine innere Abneigung, um ihm für das Vergangene einen glänzenden Ersatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuß des Lebens verstümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnungen wiedergeben, oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von Weitem den Raub ersetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch 19 Jahre genoss S\*\*\* diesen heitern Abend  
 feines Lebens. Nicht Schicksale, nicht die Jahre  
 hatten das Feuer der Leidenschaft bei ihm aufzeh-  
 ren, noch die Föbialität seines Geistes ganz bewöl-  
 ken können. Noch in seinem siebenzigsten Jahre  
 besuchte er nach dem Schatten eines Guts, das er im  
 zwanzigsten wirklich befaßen hatte. Er starb endlich  
 — als Befehlshaber von der Festung \*\*\*, wo Staats-  
 gefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten,  
 daß er gegen diese eine Menschlichkeit geübt, deren  
 Werth er an sich selbst hatte schätzen lernen müssen;  
 aber er behandelte sie hart und launisch, und eine  
 Aufwallung des Hohns gegen einen derselben streifte  
 ihn auf den Gurg in seinem achtzigsten Jahre.



---

# Der Geisterseher.

---

Aus den Papieren

des

Grafen von D\*\*.

---

Erstes Buch.

Ich erzähle eine Begebenheit, die Vielen unglaublich scheinen wird, und von der ich größtentheils selbst Augenzeuge war. Den Wenigen, welche von einem gewissen politischen Vorfall unterrichtet sind, wird sie — wenn anders diese Blätter sie noch am Leben finden — einen willkommenen Aufschluß darüber geben; und auch ohne diesen Schlüssel wird sie den Uebrigen, als ein Beitrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes, vielleicht wichtig seyn. Man wird über die Kühnheit des Zwecks erstaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen im Stande ist; man wird über die Mittel erstaunen, die sie anzubieten ver

mag, um sich dieses Zwecks zu versichern. Keine, strenge Wahrheit wird meine Feder leiten; denn wenn diese Blätter an die Welt treten, bin ich nicht mehr, und nie werde ich ihr Schicksal erfahren.

Es war auf meiner Zurückreise nach Kurland, im Jahre 17\*\* um die Karnevalzeit, als ich den Prinzen von \*\* in Venedig besuchte. Wir hatten uns in \*\*schen Kriegsdiensten kennen lernen, und erneuerten hier eine Bekanntschaft, die der Friede unterbrochen hatte. Weil ich ohnedieß wünschte, das Merkwürdige dieser Stadt zu sehen, und der Prinz nur noch Wechsel erwartete, um nach \*\* zurückzureisen, so beredete er mich leicht, ihm Gesellschaft zu leisten, und meine Abreise so lange zu verschieben. Wir kamen überein, uns nicht von einander zu trennen, so lange unser Aufenthalt in Venedig dauern würde, und der Prinz war so gefällig, mir seine eigene Wohnung im Mohren anzubieten.

Er lebte hier unter dem strengsten Inkognito, weil er sich selbst leben wollte, und seine geringe Apanage ihm auch nicht verstattet hätte, die Hoheit seines Ranges zu behaupten. Zwei Kavaliere, auf deren Verschwiegenheit er sich vollkommen verlassen konnte, waren, nebst einigen treuen Bedienten, sein ganzes Gefolge. Den Aufwand vermied er mehr aus Temperament als aus Sparsamkeit. Er floh die Vergnügungen; bis zu seinem fünf und dreißigsten Jahre hatte er allen Reizungen dieser wollüstigen Stadt widerstanden. Das schöne Geschlecht war ihm

gleichgültig. Dieser Ernst und eine schwärmerische Melancholie herrschten in seiner Gemüthsart. Seine Neigungen waren still, aber hartnäckig bis zum Uebermaß, seine Wahl langsam und schüchtern, seine Anhänglichkeit warm und ewig; mitten in einem geräuschvollen Gewühle von Menschen ging er einsam. In seine eigene Phantasienvelt verschlossen, war er sehr oft ein Fremdling in der wirklichen — und weil er wohl wußte, wie schlecht er beobachtete, so verbot er sich jedes Urtheil, und übertrieb die Gerechtigkeit gegen fremdes. Niemand war mehr dazu geboren, sich beherrschen zu lassen, ohne schwach zu seyn. Dabei war er unerschrocken und zuverlässig, sobald er einmal überzeugt war, und besaß gleich großen Muth, ein erkanntes Vorurtheil zu bekämpfen, und für ein anderes zu sterben.

Als der dritte Prinz seines Hauses hatte er keine wahrscheinliche Aussicht zur Regierung. Sein Ehrgeiz war nie erwacht. Seine Leidenschaften hatten eine andere Richtung genommen.

Zufrieden, von keinem fremden Willen abzuhängen, drang er den seinigen Niemand zum Gesetze auf; die geräuschlose Ruhe eines zwanglosen Privatlebens begrenzte alle seine Wünsche. Er las viel, doch ohne Wahl. Eine nachlässige Erziehung und frühe Kriegsdienste hatten seinen Geist nicht zur Reife kommen lassen. Alle Kenntnisse, die er nachher schöpfte, vermehrten nur das verworrene Chaos seiner Begriffe, weil sie auf keinen festen Grund gebaut waren.



Er war Protestant, wie seine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Untersuchung, die er nie angestellt hatte, ob er gleich in einer Epoche seines Lebens Schwärmer darin gewesen war. Wagon ist er, so viel ich weiß, nie geworden.

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske und abgesondert auf dem Plage St. Mar-tins spazieren gingen — es fing an, spät zu werden, und das Gedränge hatte sich verloren — bemerkte der Prinz, daß eine Maske uns überall folgte. Die Maske war ein Armentier und ging allein. Wir beschleunigten unsere Schritte und suchten sie durch öftere Veränderung unseres Weges irre zu machen — ermsouft, die Maske blieb immer dicht hinter uns. „Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt?“ sagte endlich der Prinz zu mir. „Die Chémänner in Venedig sind gefährlich.“ — „Ich kenne keine einzige Dame,“ gab ich zur Antwort. „Lassen Sie uns hier nicht stehen und doltisch sprechen,“ fuhr er fort. „Ich bitte mir ein, man verkennt uns.“ Wir setzten uns auf eine steinerne Bank und erwarteten, daß die Maske vorübergehen sollte. Sie kam gerade auf uns zu, und nahm ihren Platz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus, und sagte mir laut auf französisch, indem er aufstand: „Neun Uhr vorbei. Kommen Sie. Wir vergessen, daß man uns im Louvre erwartet.“ Dieß erdichtete er nur, um die

Maske von unserer Spur zu entfernen. „Neun Uhr,“ wiederholte sie in eben der Sprache nachdrücklich und langsam. „Wünschen Sie sich Glück, Prinz (indem sie ihn bei seinem wahren Namen nannte). „Um neun Uhr ist er gestorben.“ Damit stand sie auf und ging. Wir sahen uns bestürzt an. — „Wer ist gestorben?“ sagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. „Lassen Sie uns ihr nachgehen,“ sagte ich, „und eine Erklärung fordern.“ Wir durchstrochen alle Winkel des Markus — die Maske war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt lehrten wir nach unserem Gasthose zurück. Der Prinz sagte mir unterwegs nicht ein Wort, sondern ging seitwärts und allein, und schen einen gewaltsamen Kampf zu kämpfen, wie er mir auch nachher gestanden hat. Als wir zu Hause waren, öffnete er zum ersten Male wieder den Mund. „Es ist doch lächerlich,“ sagte er, „daß ein Wahnsinniger die Ruhe eines Mannes mit zwei Worten so erschüttern soll.“ Wir wünschten uns eine gute Nacht, und sobald ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schweißtafel den Tag und die Stunde, wo es geschehen war. Es war ein Donnerstag.

Am folgenden Abend sagte mir der Prinz: „Wollen wir nicht einen Gang über den Markusplatz machen, und unsern geheimnißvollen Armenier aufsuchen? Mich verlangt doch nach der Entwicklung dieser Komödie.“ Ich war's zufrieden. Wir blieben bis elf Uhr auf dem Platze. Der Armenier war

nirgends zu sehen. Das Nämliche wiederholten wir die vier folgenden Abende, und jedesmal mit demselben schlechten Erfolge.

Als wir am sechsten Abend unser Hotel verließen, hatte ich den Einfall — ob unwillkürlich, oder aus Absicht, besinne ich mich nicht mehr — den Bedienten zu hinterlassen, wo wir zu finden seyn würden, wenn nach uns gefragt werden sollte. Der Prinz bemerkte meine Vorsicht, und lobte sie mit einer lächelnden Miene. Es war ein großes Gedränge auf dem Markusplatze, als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreißig Schritte gemacht, so bemerkte ich den Armenier wieder, der sich mit schnellen Schritten durch die Menge arbeitete, und mit den Augen Jemand zu suchen schien. Eben waren wir im Begriff, ihn zu erreichen, als der Baron v. F. aus der Suite des Prinzen athemlos auf uns zukam, und dem Prinzen einen Brief überbrachte. „Er ist schwarz gesiegelt,“ setzte er hinzu. „Wir vermutheten, daß es Eile hätte.“ Das fiel auf mich wie ein Donnerschlag. Der Prinz war zu einem Flambeau getreten und fing an zu lesen. „Mein Cousin ist gestorben,“ rief er. „Wann?“ stürzte ich ihm heftig ins Wort. Er sah noch einmal in den Brief. „Vorigen Donnerstag. Abends um neun Uhr.“

Wir hatten nicht Zeit, von unserm Erstaunen zurückzukommen, so stand der Armenier unter uns. „Sie sind hier erkannt, gnädigster Herr,“ sagte er zu dem Prinzen. „Eilen Sie nach dem Mohren.

Sie werden die Abgeordneten des Senats dort finden. Tragen Sie kein Bedenken, die Ehre anzunehmen, die man ihnen erweisen will. Der Baron von F\*\* vergaß, Ihnen zu sagen, daß Ihre Wechsel angekommen sind.“ Er verlor sich in dem Gedränge.

Wir eilten nach unserm Hotel. Alles fand sich, wie der Armenier es verkündigt hatte. Drei Nobili der Republik standen bereit, den Prinzen zu bewillkommen, und ihn mit Pracht nach der Assemblée zu begleiten, wo der hohe Adel der Stadt ihn erwartete. Er hatte kaum so viel Zeit, mir durch einen flüchtigen Wink zu verstehen zu geben, daß ich für ihn wach bleiben möchte.

Nachts gegen elf Uhr kam er wieder. Ernst und gedankenvoll trat er ins Zimmer, und ergriff meine Hand, nachdem er die Bedienten entlassen hatte. „Graf,“ sagte er mit den Worten Hamlets zu mir, „es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unsern Philosophien träumen.“

„Gnädigster Herr,“ antwortete ich: „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie um eine große Hoffnung reicher zu Bette gehen.“ (Der Verstorbene war der Erbprinz.)

„Erinnern Sie mich nicht daran,“ sagte der Prinz. „Und wenn eine Krone für mich wäre gewonnen worden, ich hätte jetzt mehr zu thun, als dieser Kleinigkeit nachzudenken. — — Wenn dieser Armenier nicht bloß errathen hat“ — —

„Wie ist das möglich, Prinz?“ fiel ich ein. —

„So will ich Ihnen alle meine fürstlichen Hoffnungen für eine Wächskutte abtreten.“

Ich führe dieses mit Fleiß hier an, weil ich glaube, daß es zu einem Beweise dienen kann, wie entfernt er noch damals von jeder herrschsüchtigen Absicht gewesen ist.

Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger, als gewöhnlich, auf dem Markusplatze ein. Ein plötzlicher Regenguß nöthigte uns, in ein Kaffeehaus einzutreten, wo gespielt wurde. Der Prinz stellte sich hinter den Stuhl eines Spaniers, und beobachtete das Spiel. Ich war in ein anstößendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf hörte ich Lärmen. Vor der Ankunft des Prinzen war der Spanier unaufhörlich im Verluste gewesen, jetzt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel ward auffallend verändert, und die Bank war in Gefahr, von dem Pointeur, den diese glückliche Wendung kühner gemacht hatte, aufgefordert zu werden. Ein Venetianer, der sie hielt, sagte dem Prinzen mit beleidigendem Tone — er störe das Spiel, und er solle den Tisch verlassen. Dieser sah ihn kalt an und blieb; dieselbe Fassung behielt er, als der Venetianer seine Beleidigung französisch wiederholte. Der Letztere glaubte, daß der Prinz beide Sprachen nicht verstehe, und wandte sich mit verachtungsvollem Blicke zu dem Uebrigen: „Sagen Sie mir doch, meine Herren, wie ich mich diesem Balordo verständlich machen soll?“ Zugleich stand er auf, und wollte den Prinzen beim

Arme ergreifen; diesen verließ hier die Schuld, er packte den Venetianer mit starker Hand, und warf ihn unsanft zu Boden. Das ganze Haus kam in Bewegung. Auf das Geräusch stürzte ich herein, unwillkürlich rief ich ihn bei seinem Namen. „Nehmen Sie sich in Acht, Prinz, setzte ich mit Unbesonnenheit hinzu, wir sind hier in Venedig.“ Der Name des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, woraus bald ein Gemurmel wurde, das mir gefährlich schien. Alle anwesenden Italiener rotteteten sich zu Haufen, und traten bei Seite. Einer um den andern verließ den Saal, bis wir uns Beide mit dem Spanier und einigen Franzosen allein fanden. „Sie sind verloren, gnädigster Herr,“ sagten diese, „wenn Sie nicht sogleich die Stadt verlassen. Der Venetianer, den Sie so übel behandelt haben, ist reich genug, einen Bravo zu dingeu. Es kostet ihm nur fünfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu schaffen.“ Der Spanier bot sich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu holen, und uns selbst nach Hause zu begleiten. Dasselbe wollten auch die Franzosen. Wir standen noch, und überlegten, was zu thun wäre, als die Thür sich öffnete und einige Bedienten der Staatsinquisition hereintraten. Sie zeigten uns eine Ordre der Regierung, worin uns Beiden befohlen ward, ihnen schleunig zu folgen. Unter einer starken Bedeckung führte man uns bis zum Kanal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns setzen mußten. Ehe wir ausstiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns

eine große steinerne Treppe hinauf, und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölber, wie ich aus dem vielfachen Echo schloß, daß unter unsern Füßen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns sechs und zwanzig Stufen in die Tiefe hinunter führte. Hier öffnete sich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kreise ehrwürdiger alter Männer, alle schwarz gekleidet, der ganze Saal mit schwarzen Tüchern behangen und sparsam erleuchtet, eine Todtenstille in der ganzen Versammlung, welches einen schreckhaften Eindruck machte. Einer von diesen Greisen, wahrscheinlich der oberste Staatsinquisitor, näherte sich dem Prinzen, und fragte ihn mit einer feierlichen Miene, während man ihn dem Venetianer vorführte:

„Erkennen Sie diesen Menschen für den nämlichen, der Sie auf dem Kaffeehause beleidigt hat?“

„Ja,“ antwortete der Prinz.

Darauf wandte Jener sich zu dem Gefangenen: „Ist das dieselbe Person, die Sie heute Abend wollten ermorden lassen?“

Der Gefangene antwortete mit Ja.

Sogleich öffnete sich der Kreis, und mit Entsetzen sahen wir den Kopf des Venetianers vom Rumpfe trennen. „Sind Sie mit dieser Genugthuung zufrieden?“ fragte der Staatsinquisitor. — Der Prinz lag ohnmächtig in den Armen seiner Begleiter — „Sehen Sie nun,“ fuhr Jener mit einer schreck-

schrecklichen Stimme fort, indem er sich gegen mich wandte, „und urtheilen Sie künftig weniger vorschnell von der Gerechtigkeit in Venedig.“

Wer der verborgene Freund gewesen, der uns durch den schnellen Arm der Justiz von einem gewissen Tode errettet hatte, konnten wir nicht errathen. Starr von Schrecken erreichten wir unsere Wohnung. Es war nach Mitternacht. Der Kammerjunker von F\*\*\* erwartete uns mit Ungeduld an der Treppe. —

„Wie gut war es, daß Sie geschickt haben!“ sagte er zum Prinzen, indem er uns leuchtete. — „Eine Nachricht, die der Baron von F\*\*\* gleich nachher von dem St. Markusplatz nach Hause brachte, hatte uns wegen Ihrer in die tödtlichste Angst gesetzt.“

„Geschickt, hätte ich? Wann? Ich weiß nichts davon.“

„Diesen Abend nach acht Uhr. Sie ließen uns sagen, daß wir ganz außer Sorgen seyn dürften, wenn Sie heute später nach Hause kämen.“

Hier sah der Prinz mich an. „Haben Sie vielleicht, ohne mein Wissen, diese Sorgfalt gebraucht?“

Ich wußte von gar nichts.

„Es mußte doch wohl so seyn, Ihre Durchlaucht,“ sagte der Kammerjunker — „denn hier ist ja Ihre Repetiruhr, die Sie zur Sicherheit mitschickten.“ Der Prinz griff nach der Uhrtasche. Die Uhr war wirklich fort, und er erkannte jene für die seinige. „Wer brachte sie?“ fragte er mit Bestürzung.



„Eine unbekannte Maske, in armenischer Kleidung, die sich sogleich wieder entfernte.“

Wir standen und sahen uns an. — „Was halten Sie davon?“ sagte endlich der Prinz nach einem langen Stillschweigen. „Ich habe hier einen verborgenen Aufseher in Venedig.“

Der schreckliche Auftritt dieser Nacht hatte dem Prinzen ein Fieber zugezogen, das ihn acht Tage nöthigte, das Zimmer zu hüten. In dieser Zeit wimmelte unser Hotel von Einheimischen und Fremden, die der entdeckte Stand des Prinzen herbeigelockt hatte. Man wetteiferte unter einander, ihm Dienste anzubieten, und wir bemerkten mit Vergnügen, wie immer der Nächstfolgende den Weggehenden verdächtig machte. Liebesbriefe und Arkanä überschwemmten uns von allen Seiten. Jeder suchte nach seiner Art sich geltend zu machen. Des ganzen Vorgangs in der Staatsinquisition wurde nicht mehr erwähnt. Weil der Hof zu \*\* die Abreise des Prinzen noch aufgeschoben wünschte, so erhielten einige Banquiers in Venedig Anweisung, ihm beträchtliche Summen auszuzahlen. So ward er wider Willen in den Stand gesetzt, seinen Aufenthalt in Italien zu verlängern, und auf sein Bitten entschloß ich mich auch, meine Abreise noch zu verschieben.

Sobald er so weit genesen war, um das Zimmer wieder verlassen zu können, beredete ihn der Arzt, eine Spazierfahrt auf der Brenta zu machen, um die Luft zu verändern. Das Wetter war hell, und die

Partie ward angenommen. Als wir eben im Begriff waren, in die Gondel zu steigen, vermifste der Prinz den Schlüssel zu einer kleinen Schatulle, die sehr wichtige Papiere enthielt. Sogleich lehrten wir um, ihn zu suchen. Er besann sich auf das Genaueste, die Schatulle noch den vorigen Tag verschlossen zu haben, und seit dieser Zeit war er nicht aus dem Zimmer gekommen. Aber alles Suchen war umsonst, wir mußten davon abstehen, um die Zeit nicht zu verlieren. Der Prinz, dessen Seele über jeden Argwohn erhaben war, erklärte ihn für verloren, und bat uns, nicht weiter davon zu sprechen.

Die Fahrt war die angenehmste. Eine mahlerische Landschaft, die mit jeder Krümmung des Flusses sich an Reichthum und Schönheit zu übertreffen schien — der heiterste Himmel, der mitten im Hornung einen Maien tag bildete — reizende Gärten und geschmackvolle Landhäuser ohne Zahl, welche beide Ufer der Brenta schmückten — hinter uns das majestätische Venedig, mit hundert aus dem Wasser springenden Thürmen und Masten, alles dieß gab uns das herrlichste Schauspiel von der Welt. Wir überließen uns ganz dem wohlthätigen Zauber dieser schönen Natur, unsere Laune war die heiterste, der Prinz selbst verlor seinen Ernst, und wetteiferte mit uns in fröhlichen Scherzen. Eine lustige Musik schallte uns entgegen, als wir, zwei italienische Ketten von der Stadt, ans Land stiegen. Sie kam aus einem kleinen Dorfe, wo eben Jahrmart gehalten wurde;

hier wimmelte es von Gesellschaft aller Art. Ein Trupp junger Mädchen und Knaben, alle theatralisch gekleidet, bewillkommte uns mit einem pantomimischen Tanz. Die Erfindung war neu, Leichtigkeit und Grazie beseelten jede Bewegung. Ob' der Tanz noch völlig zu Ende war, schien die Anführerin desselben, welche eine Königin vorstellte, plötzlich wie von einem unsichtbaren Arme gehalten. Leblos stand sie und Alles. Die Musik schwieg. Kein Odem war zu hören in der ganzen Versammlung, und sie stand da, den Blick auf die Erde geheftet, in einer tiefen Erstarrung. Auf einmal fuhr sie mit Wuth der Begeisterung in die Höhe, blickte wild um sich her, „Ein König ist unter uns,“ rief sie, riß ihre Krone vom Haupte, und legte sie — zu den Füßen des Prinzen. Alles, was da war, richtete hier die Augen auf ihn, lange Zeit ungewiß, ob Bedeutung in diesem Gaukelspiel wäre, so sehr hatte der affektvolle Ernst dieser Spielerin getäuscht — Ein allgemeines Händeklatschen des Beifalls unterbrach endlich diese Stille. Meine Augen suchten den Prinzen. Ich bemerkte, daß er nicht wenig betroffen war, und sich Nähe gab, den forschenden Blicken der Zuschauer auszuweichen. Er warf Geld unter diese Klüder und eilte, aus dem Gewühle zu kommen.

Wir hatten nur wenige Schritte gemacht, als ein ehrwürdiger Barfüßer sich durch das Volk arbeitete, und dem Prinzen in den Weg trat. „Herr,“ sagte der Mönch, „gib der Madonna von deinem

Selbe! du wirst ihr Gebet brauchen.“ Er sprach dieß mit einem Tone, der uns betreten machte. Das Gedränge riß ihn weg.

Unser Gefolge war unterdessen gewachsen. Ein englischer Lord, den der Prinz schon in Nizza gesehen hatte, einige Kaufleute aus Livorno, ein deutscher Domherr, ein französischer Abbé mit einigen Damen, und ein russischer Offizier, gesellten sich zu uns. Die Physiognomie des Letztern hatte etwas ganz Ungewöhnliches, das unsere Aufmerksamkeit an sich zog. Nie in meinem Leben sah ich so viele Züge, und so wenig Charakter, so viel anlockendes Wohlwollen mit so viel zurückstoßendem Frost in Einem Menschengesichte beisammen wohnen. Alle Leidenschaften schienen darin gewählt und es wieder verlassen zu haben. Nichts war übrig, als der stille, durchdringende Blick eines vollendeten Menschenkenners, der jedes Auge verschuchte, worauf er traf. Dieser seltsame Mensch folgte uns von Weitem, schien aber an Allem, was vorging, nur einen nachlässigen Antheil zu nehmen.

Wir kamen vor eine Bude zu stehen, wo Lotterie gezogen wurde. Die Damen setzten ein, wir Andern folgten ihrem Beispiel; auch der Prinz forderte ein Loos. Es gewann eine Tabatiere. Als er sie aufmachte, sah ich ihn blaß zurückfahren. — Der Schlüssel lag darin.

„Was ist das?“ sagte der Prinz zu mir, als wir einen Augenblick allein waren. „Eine höhere Gewalt jagt mich. Unwissenheit jagt mich.“

Ein unsichtbares Wesen, dem ich nicht entfliehen kann, bewacht alle meine Schritte. Ich muß den Armenier aussuchen, und muß Licht von ihm haben.“

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als wir vor dem Lusthause ankamen, wo das Abendessen servirt war. Der Name des Prinzen hatte unsere Gesellschaft bis zu sechszehn Personen vergrößert. Außer den oben erwähnten waren noch ein Virtuose aus Rom, einige Schweizer und ein Aventurier aus Palermo, der Uniform trug, und sich für einen Kapitän ausgab, zu uns gestoßen. Es ward beschlossen, den ganzen Abend hier zuzubringen, und mit Fackeln nach Hause zu fahren. Die Unterhaltung bei Tische war sehr lebhaft, und der Prinz konnte nicht umhin, die Begebenheit mit dem Schlüssel zu erzählen, welche eine allgemeine Verwunderung erregte. Es wurde heftig über diese Materie gestritten. Die Meisten aus der Gesellschaft behaupteten dreist weg, daß alle diese geheimen Künste auf eine Taschenspielererei hinausliefen; der Abbe, der schon viel Wein bei sich hatte, forderte das ganze Geisterreich in die Schranken heraus; der Engländer sagte Blasphemien; der Musikus machte das Kreuz vor dem Teufel. Wenige, worunter der Prinz war, hielten dafür, daß man sein Urtheil über diese Dinge zurückhalten müsse; während dessen unterhielt sich der russische Offizier mit den Frauenzimmern, und schien das ganze Gespräch nicht zu achten. In der Hitze des Streits hatte man nicht bemerkt, daß der Sicilianer hinausgegangen war.

Nach Verfluß einer halben Stunde kam er wieder, in einen Mantel gehüllt, und stellte sich hinter den Stuhl des Franzosen. „Sie haben vorhin die Bravour geäußert, es mit allen Geistern aufzunehmen, — Wollen Sie es mit einem versuchen?“

„Topp!“ sagte der Abbé — „wenn Sie es auf sich nehmen wollen, mir einen herbeizuschaffen.“

„Das will ich,“ antwortete der Sicilianer (indem er sich gegen uns kehrte), „wenn diese Herren und Damen uns werden verlassen haben.“

„Warum das?“ rief der Engländer. „Ein herzhafter Geist fürchtet sich vor keiner lustigen Gesellschaft.“

„Ich stehe nicht für den Ausgang,“ sagte der Sicilianer.

„Um des Himmels willen! Nein!“ schrien die Frauenzimmer an dem Tische, und fuhren erschrocken von ihren Stühlen.

„Lassen Sie Ihren Geist kommen,“ sagte der Abbé trotzig, „aber warnen Sie ihn vorher, daß es hier spitzige Klingen gibt,“ (indem er einen von den Gästen um seinen Degen bat).

„Das mögen Sie alsdann halten, wie Sie wollen,“ antwortete der Sicilianer kalt, „wenn Sie nachher noch Lust dazu haben.“ Hier kehrte er sich zum Prinzen. „Gnädiger Herr,“ sagte er zu diesem, „Sie behaupten, daß Ihr Schlüssel in fremden Händen gewesen — Können Sie vermuthen, in welchen?“

„Nein.“

„Rathen Sie auch auf Niemand?“

„Ich hatte freilich einen Gedanken“ —

„Würden Sie die Person erkennen, wenn Sie sie vor sich sähen?“

„Ohne Zweifel.“

Hier schlug der Sicilianer seinen Mantel zurück, und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt.

„Ist es diese?“

Der Prinz trat mit Schrecken zurück.

„Was haben Sie gesehen?“ fragte ich.

„Den Armentier.“

Der Sicilianer verbarg seinen Spiegel wieder unter dem Mantel. „War es dieselbe Person, die Sie meinen?“ fragte die ganze Gesellschaft.

„Die nämliche.“

Hier veränderte sich jedes Gesicht, man hörte auf zu lachen. Alle Augen hingen neugierig an dem Sicilianer.

„Monsieur l'Abbé, das Ding wird ernsthaft,“ sagte der Engländer, „ich rieth' Ihnen, auf den Rückzug zu denken.“

„Der Kerl hat den Teufel im Leibe,“ schrie der Franzose, und stog aus dem Hause — die Frauenzimmer stürzten mit Geschrei aus dem Saale — der Virtuose folgte ihnen — der deutsche Oberherr schnarchte in einem Sessel — der Russe blieb, wie bisher, gleichgültig sitzen.

„Sie wollten vielleicht nur einen Grobßsprecher

zum Gelächter machen," fing der Prinz wieder an, nachdem jene hinaus waren — „oder hätten Sie wohl Lust, uns Wort zu halten?"

„Es ist wahr," sagte der Sicilianer. „Mit dem Abbe war es mein Ernst nicht: Ich habe ihn beim Wort genommen, wohl ich wohl wußte, daß die Memme es nicht so weit würde kommen lassen: Die Sache selbst ist übrigens zu ernsthaft, um bloß einen Scherz damit auszuführen."

„Sie räumen also doch ein, daß sie in Ihrer Gewalt ist?"

Der Magier schwieg eine lange Zeit, und schien den Prinzen sorgfältig mit den Augen zu prüfen.

„Ja," antwortete er endlich.

Die Neugierde des Prinzen war bereits auf dem höchsten Grad gespannt. Dieß war jederzeit seine Lieblingschwärmerei gewesen, und seit jener ersten Erscheinung des Armaniers hatten sich alle Ideen wieder bei ihm gemeldet, die seine reifere Vernunft und eine bessere Lehre so lange abgewiesen hatten. Er ging mit dem Sicilianer bei Seite, und ich hörte ihn sehr angelogentlich mit ihm unterhandeln.

„Sie haben hier einen Mann vor sich," fuhr er fort, „der von Ungeduld brennt, in dieser wichtigen Materie es zu einer Ueberzeugung zu bringen. Ich würde denjenigen als meinen Wohlthäter, als meinen ersten Freund umarmen, der hier meine Zweifel zerstreute, und die Decke von meinen Augen zog."



— Wollen Sie sich dieses große Verdienst um mich erwerben?“

„Was verlangen Sie von mir?“ sagte der Magier mit Bedenken.

„Vor jetzt nur eine Probe Ihrer Kunst. Lassen Sie mich eine Erscheinung sehen.“

„Wozu soll das führen?“

„Dann mögen Sie aus meiner nähern Bekanntschaft urtheilen, ob ich eines höhern Unterrichts werth bin.“

„Ich schätze Sie über Alles, durchlauchtigster Prinz. Eine geheime Gewalt in Ihrem Angesichte, die Sie selbst noch nicht kennen, hat mich beim ersten Anblick unwiderstehlich an Sie gebunden. Sie sind mächtiger, als Sie selbst wissen. Sie haben unumschränkt über meine ganze Gewalt zu gebieten — aber —

„Also lassen Sie mich eine Erscheinung sehen.“

„Aber ich muß erst gewiß seyn, daß Sie diese Forderung nicht aus Neugierde an mich machen. Wenn gleich die unsichtbaren Kräfte mir einigermaßen zu Willen sind, so ist es unter der heiligen Bedingung, daß ich meine Gewalt nicht mißbrauche.“

„Meine Absichten sind die reinsten. Ich will Wahrheit.“

Hier verließen sie ihren Platz und traten zu einem entfernten Fenster, wo ich sie nicht weiter hören konnte. Der Engländer, der diese Unterredung gleichfalls mit angehört hatte, zog mich auf die Seite.

„Ihr Prinz ist ein edler Mann; es thut mir leid um ihn. Ich verwette meine Seele, daß er mit einem Schurken zu thun hat.“

„Es wird darauf ankommen,“ sagte ich, „wie er sich aus dem Handel zieht.“

„Wissen Sie was?“ sagte der Engländer: „Jetzt macht der arme Teufel sich kostbar. Er wird seine Kunst nicht austramen, bis er Geld klingen hört. Es sind unser Neune. Wir wollen eine Kollekte machen. Das bricht ihm den Hals, und öffnet vielleicht Ihrem Prinzen die Augen.“

„Ich bin's zufrieden.“

Der Engländer warf sechs Guineen auf einen Teller und sammelte in der Reihe herum. Jeder gab einige Louis; dem Russen gefiel unser Vorschlag un- gemein, er legte eine Banknote von hundert Zechinen auf den Teller — eine Verschwendung, über welche der Engländer erschrad. Wir brachten die Kollekte dem Prinzen. „Haben Sie die Güte,“ sagte der Engländer, „bei diesem Herrn für uns fürzusprechen, daß er uns eine Probe seiner Kunst sehen lasse und diesen kleinen Beweis unserer Erkenntlichkeit annehme.“ Der Prinz legte noch einen kostbaren Ring auf den Teller, und reichte ihn dem Sicilianer. Dieser beobachtete sich einige Sekunden — „Meine Herren,“ fing er darauf an, „diese Großmuth erniedrigt mich — aber ich gebe Ihrem Verlangen nach, Ihr Wunsch soll erfüllt werden (indem er eine Glocke zog). Was dieses Gold betrifft, worauf ich selber kein Recht habe-

so werden. Sie mir erlauben, daß ich es in dem nächsten Benediktinerkloster für milde Stiftungen niederlege. Diesen Ring behalte ich als ein schätzbares Denkmal, das mich an den würdigsten Prinzen erinnern soll.“

Hier kam der Wirth, dem er das Gold sogleich überlieferte.

„Und er ist dennoch ein Schwert,“ sagte mir der Engländer ins Ohr. „Das Geld schlägt er aus, weil ihm jetzt mehr an dem Prinzen gelegen ist.“

„Was verlangen Sie?“ fragte jetzt der Magister den Lehrern.

Der Prinz besann sich einen Augenblick — „Lieber gleich einen großen Mann,“ rief der Lord. „Fordern Sie den Papst Ganganelli. Dem Herrn wird das gleich wenig kosten.“

Der Sicilianer biß sich in die Lippen — „Ich darf keinen citiren, der die Weibung empfangen hat.“

„Das ist schlimm,“ sagte der Engländer. „Wiel leicht hätten wir von ihm erfahren, an welcher Krankheit er gestorben ist.“

„Der Marquis von Danoy,“ nahm der Prinz jetzt das Wort, „war französischer Brigadier im vorigen Kriege, und mein vertrautester Freund. In der Bataille bei Hastinbeck empfing er eine tödtliche Wunde, man trug ihn nach meinem Zelte, wo er bald darauf in meinen Armen starb. Als er schon mit dem Tode rang, winkte er mich noch zu sich.“ „Prinz,“ fing

er, „ich werde mein Vaterland nicht wieder se-

hen, erfahren Sie also ein Geheimniß, wozu Niemand, als ich, den Schlüssel hat. In einem Kloster auf der sandrischen Grenze lebt eine — —“  
 Hier verschied er. Die Hand des Todes zertrennte den Faden seiner Rede, ich möchte ihn hier haben, und die Fortsetzung hören.“

„Viel gefordert, bei Gott!“ rief der Engländer. „Ich erkläre Sie für den größten Künstler des Erdbodens, wenn Sie diese Aufgabe lösen.“ —

Wir bewunderten die sinnreiche Wahl des Prinzen, und gaben ihr einstimmig unsern Beifall. Unterdessen ging der Magler mit starken Schritten auf und nieder, und schien unentschlossen mit sich selbst zu kämpfen.

„Und das war Alles, was der Sterbende Ihnen zu hinterlassen hatte?“

„Alles.“

„Thaten Sie keine weitem Nachfragen deswegen in seinem Vaterlande?“

„Sie waren alle vergebens.“

„Der Marquis von Lanoy hatte untadelhaft gelebt? — Ich darf nicht jeden Todten rufen.“

„Er starb mit Reue über die Ausschweifungen seiner Jugend.“

„Tragen Sie irgend etwa ein Andenken von ihm bei sich?“

„Ja — (Der Prinz führte wirklich eine Tabatiere bei sich) worauf das Miniaturbild des

- eintiefe Stille beobachteten; vorzüglich befohl er uns,  
 - ja keine Frage an die Erscheinung zu thun. Den Eng-  
 - länder und mich (gegen uns Beide schien er das  
 - meiste Mißtrauen zu hegen) ersuchte er, zwei bloße  
 - Degen unverrückt und kreuzweise, einen Zoll hoch,  
 - über seinem Scheitel zu halten, so lange die Hand-  
 - lung dauern würde. Wir standen in einem halben  
 - Mond um ihn herum, der russische Offizier drängte  
 - sich dicht an den Engländer, und stand zunächst an  
 - dem Altar. Das Gesicht gegen Morgen gerichtet,  
 - stellte sich der Magier jetzt auf den Teppich; sprengte  
 - Weihwasser nach allen vier Weltgegenden, und neigte  
 - sich dreimal gegen die Bibel. Eine halbe Viertel-  
 - stunde dauerte die Beschwörung, von welcher wir  
 - nichts verstanden; nach Endigung derselben gab er  
 - denen, die zunächst hinter ihm standen, ein Zeichen,  
 - daß sie ihn jetzt fest bei den Haaren fassen sollten.  
 - Unter den heftigsten Zuckungen rief er den Verstor-  
 - denen dreimal mit Namen, und das drittemal streckte  
 - er nach dem Kreuzfusse die Hand aus — —

Auf einmal empfanden wir Alle zugleich einen  
 - Streich, wie vom Blitze, daß unsere Hände ausein-  
 - ander flogen; ein plötzlicher Donnerschlag erschüt-  
 - terte das Haus, alle Schloffer klangen, alle Thü-  
 - ren schlugen zusammen, der Deckel an der Kap-  
 - sel fiel zu, das Licht löschte aus, und an der ent-  
 - gegenstehenden Wand, über dem Kamine, zeigte sich  
 - eine menschliche Figur, in blutigem Hemd, bleich  
 - und mit dem Gesicht eines Sterbenden.

„Wer

„Wer ruft mich?“ sagte eine hohle, kaum hörbare Stimme.

„Dein Freund,“ antwortete der Beschwörer, „der dein Andenken ehret, und für deine Seele betet,“ zugleich nannte er den Namen des Prinzen.

Die Antworten erfolgten immer nach einem sehr großen Zwischenraume.

„Was verlangt er?“ fuhr diese Stimme fort.

„Dein Bekenntniß will er zu Ende hören, das du in dieser Welt angefangen und nicht beschlossen hast.“

„In einem Kloster auf der flandrischen Grenze lebt — — —

Hier erzitterte das Haus von Neuem. Die Thür sprang freiwillig unter einem heftigen Donnerschlag auf, ein Blitz erleuchtete das Zimmer, und eine andere körperliche Gestalt, blutig und blaß, wie die erste, aber schrecklicher, erschien an der Schwelle. Der Spiritus fing von selbst an, wieder zu brennen, und der Saal wurde helle, wie zuvor. „Wer ist unter uns?“ rief der Magier erschrocken, und warf einen Blick des Entsetzens durch die Versammlung — „Dich hab' ich nicht gewollt.“ Die Gestalt ging mit majestätischem leisem Schritt gerade auf den Altar zu, stellte sich auf den Teppich, und uns gegenüber, und faßte das Kreuzifix. Die erste Figur sahen wir nicht mehr.

„Wer ruft mich?“ fragte diese zweite Erscheinung.

Der Magier fing an, heftig zu zittern. Schreck-

den und Erstaunen hatten uns gefesselt. Ich griff nach einer Pistole, der Magier riß sie mir aus der Hand, und drückte sie auf die Gestalt ab. Die Kugel rollte langsam auf dem Altar, und die Gestalt trat unverändert aus dem Rauche. Jetzt sank der Magier ohnmächtig nieder.

„Was wird das?“ rief der Engländer voll Erstaunen, und wollte einen Streich mit dem Degen nach ihr thun. Die Gestalt berührte seinen Arm, und die Klinge fiel zu Boden. Hier trat der Angstschweiß auf meine Stirne. Baron F\*\* gestand uns nachher, daß er gebetet habe. Diese ganze Zeit über stand der Prinz furchtlos und ruhig, die Augen starr auf die Erscheinung gerichtet.

„Ja! Ich erkenne dich,“ rief er endlich voll Bekürung aus, „du bist Lanoy, du bist mein Freund — Woher kommst du?“

„Die Ewigkeit ist stumm, Frage mich aus dem vergangenen Leben.“

„Wer lebt in dem Kloster, das du mir bezeichnest hast?“

„Meine Tochter.“

„Wie? Du bist Vater gewesen?“

„Weh mir, daß ich es nicht war!“

„Bist du nicht glücklich, Lanoy?“

„Gott hat gerichtet.“

„Kann ich dir auf dieser Welt noch einen Dienst erzeigen?“

„Keinen, als an dich selbst zu denken.“

„Wie muß ich das?“

„In Rom wirst du es erfahren.“

Hier erfolgte ein neuer Donner Schlag — eine schwarze Rauchwolke erfüllte das Zimmer; als sie zerfloßen war, fanden wir keine Gestalt mehr. Ich kieß einen Fensterladen auf. Es war Morgen.

Jetzt kam auch der Magister aus seiner Verdübnung zurück: „Wo sind wir?“ rief er aus, als er Tageslicht erblickte. Der russische Offizier stand dicht hinter ihm, und sah ihm über die Schulter. „Taschenspieler,“ sagte er mit schrecklichem Blick zu ihm: „du wirst keinen Geist mehr rufen.“

Der Sicilianer drehte sich um, sah ihn genauer ins Gesicht, that einen lauten Schrei, und stürzte zu seinen Füßen.

Jetzt sahen wir alle auf einmal den vermeintlichen Ruffen an. Der Prinz erkannte in ihm ohne Mühe die Züge seines Armeniers wieder, und das Wort, das er eben hervorstottern wollte, erstarb auf seinem Munde. Schrecken und Ueberraschung hatten uns Alle wie versteinert. Lautlos und unbeweglich starrten wir dieses geheimnißvolle Wesen an, das uns mit einem Blicke stiller Gewalt und Größe durchschaute. Eine Minute dauerte dieß Schweigen — und wieder eine. Kein Obem war in der ganzen Versammlung.

Einige kräftige Schläge an die Thür brachten uns endlich wieder zu uns selbst. Die Thür fiel zertrümmert in den Saal, und herein drangen Gerichts-



diener mit Wache. „Hier finden wir sie ja beisammen,“ rief der Anführer, und wandte sich zu seinen Begleitern. „Im Namen der Regierung!“ rief er uns zu. „Ich verhafte euch.“ Wir hatten nicht so viel Zeit, uns zu besinnen; in wenig Augenblicken waren wir umringt. Der russische Offizier, den ich jetzt wieder den Armenier nenne, zog den Anführer der Häfcher auf die Seite, und, soviel mir diese Verwirrung zuließ, bemerkte ich, daß er ihm einige Worte heimlich ins Ohr sagte, und etwas Schriftliches vorzeigte. Sogleich verließ ihn der Häfcher mit einer stummen und ehrerbietigen Verbeugung, wandte sich darauf zu uns, und nahm seinen Hut ab. „Vergeben Sie, meine Herren,“ sagte er, „daß ich Sie mit diesem Betrüger vermengen konnte. Ich will nicht fragen, wer sie sind — aber dieser Herr versichert mir, daß ich Männer von Ehre vor mir habe.“ Zugleich winkte er seinen Begleitern, von uns abzulassen. Den Sicilianer befahl er wohl zu bewachen und zu binden. „Der Bursche da ist überreif,“ setzte er hinzu. „Wir haben schon sieben Monate auf ihn gelauert.“

Dieser elende Mensch war wirklich ein Gegenstand des Jammers. Das doppelte Schrecken der zweiten Geistererscheinung und dieses unerwarteten Ueberfalls hatte seine Besinnungskraft überwältigt. Er ließ sich binden wie ein Kind; die Augen lagen weit aufgesperrt und stier in einem todtenähnlichen Gesichte, und seine Lippen bebten in stillen Zuckungen,

ohne einen Laut auszustoßen. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Ausbruch von Konvulsionen. Der Prinz fühlte Mitleid mit seinem Zustande, und unternahm es, seine Loslassung bei dem Gerichtsdiener auszuwirken, dem er sich zu erkennen gab.

„Gnädigster Herr,“ sagte dieser, „wissen Sie auch, wer der Mensch ist, für welchen Sie sich so großmüthig verwenden? Der Betrug, den er Ihnen zu spielen gedachte, ist sein geringstes Verbrechen. Wir haben seine Helfershelfer. Sie sagen abscheuliche Dinge von ihm aus. Er mag sich noch glücklich preisen, wenn er mit der Galeere davon kommt.“

Unterdeffen sahen wir auch den Wirth, nebst seinen Hausgenossen, mit Stricken gebunden über den Hof führen. — „Auch dieser?“ rief der Prinz. „Was hat denn dieser verschuldet?“ — „Er war sein Mitschuldiger und Fehler,“ antwortete der Anführer der Häfcher, „der ihm zu seinen Taschenspielerstückchen und Diebereien behülfflich gewesen, und seinen Raub mit ihm getheilt hat. Gleich sollen Sie überzeugt seyn, gnädigster Herr“ (indem er sich zu seinen Begleitern kehrte). „Man durchsuche das ganze Haus, und bringe mir sogleich Nachricht, was man gefunden hat.“

Jetzt sah sich der Prinz nach dem Armenier um — aber er war nicht mehr vorhanden; in der allgemeinen Verwirrung, welche dieser Ueberfall anrichtete, hatte er Mittel gefunden, unbemerkt zu entkommen. Der Prinz war untröstlich; gleich wollte

er ihm alle seine Leute nachschicken, er selbst wollte ihn auffuchen und mich mit sich fortreißen. Ich eilte aus Fenster; das ganze Haus war von Neugierigen umringt, die das Gerücht dieser Begebenheit herbeigeführt hatte. Unmöglich war es, durch das Gedränge zu kommen, Ich stellte dem Prinzen dieses vor. Wenn es diesem Armenier ein Ernst ist, sich vor uns zu verbergen, so weiß er unfehlbar die Schliche besser als wir, und alle unsere Nachforschungen werden vergebens seyn. Lieber lassen Sie uns noch hier bleiben, gnädigster Prinz. Vielleicht kann uns dieser Gerichtsdiener etwas Näheres von ihm sagen, dem er sich, wenn ich anders recht gesehen, entdeckt hat.“

Jetzt erinnerten wir uns, daß wir noch ausgekleidet waren. Wir eilten nach unserm Zimmer, und in der Geschwindigkeit in unsere Kleider zu werfen. Als wir zurückkamen, war die Haussuchung geschehen.

Nachdem man den Altar weggeräumt, und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worin ein Mensch gemächlich aufrecht sitzen konnte, mit einer Thür versehen, die durch eine schmale Treppe nach dem Keller führte. In diesem Gewölbe fand man eine Elektrirmaschine, eine Uhr und eine kleine silberne Glocke, welche letztere, so wie die Elektrirmaschine, mit dem Altar und dem darauf befestigten Kreuzifixe Kommunikation hatte. Ein Fensterladen, der dem Kamine gerade gegenüber stand, war durchbrochen, und mit einem

Schleier versehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magische Laterne in seine Oeffnung einzupassen, aus welcher die verlangte Gestalt auf die Wand über dem Kamine gefallen war. Vom Dachboden und aus dem Keller brachte man verschiedene Trommeln, woran große bleierne Kugeln an Schnüren befestigt hingen, wahrscheinlich um das Geräusch des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten. Als man die Kleider des Sicilianers durchsuchte, fand man in einem Etui verschiedene Pulver, wie auch lebendigen Merkur in Phioleu und Büchsen, Phosphorus in einer gläsernen Flasche, einen Ring, den wir gleich für einen magnetischen erkannten, weil er an einem stählernen Knopfe hängen blieb, dem er von ungefähr nahe gebracht worden, in den Rocktaschen ein Paternoster, einen Judenbart, Terzerole und einen Dolch. „Laff' hoch sehen, ob sie geladen sind,“ sagte einer von den Häschern, indem er eines von den Terzerolen nahm, und ins Kamin abschoss. „Jesus Maria!“ rief eine hohle menschliche Stimme, eben die, welche wir von der ersten Erscheinung gehört hatten — und in demselben Augenblicke sahen wir einen blutenden Körper aus dem Schlot herunterstürzen. — „Noch nicht zur Ruhe, armer Geist?“ rief der Engländer, während das wir Andern mit Schreien zurückfahren. „Gehe heim zu deinem Grabe. Du hast geschrien, was du nicht warst; jetzt wirst du seyn, was du schienst.“

„Jesus Maria! Ich bin verwundet,“ wiederholte der Mensch im Kamine. Die Engel hatte ihm

das rechte Bein zerschmettert. Sogleich besorgte man, daß die Wunde verbunden wurde.

„Aber wer bist du denn, und was für ein böser Dämon muß dich hieher führen?“

„Ein armer Barfüßer,“ antwortete der Verwundete. „Ein fremder Herr hier hat mir eine Zechine geboten, daß ich —“

„Eine Formel hersagen sollte. Und warum hast du dich denn nicht gleich wieder davon gemacht?“

„Er wollte mir ein Zeichen geben, wenn ich fortfahren sollte; aber das Zeichen blieb aus, und wie ich hinaussteigen wollte, war die Leiter weggezogen.“

„Und wie heißt denn die Formel, die er dir einge-  
gelernt hat?“

Der Mensch bekam hier eine Ohnmacht, daß nichts weiter aus ihm herauszubringen war. Unterdessen hatte sich der Prinz zu dem Anführer der Häfcher gewendet.

„Sie haben uns,“ sagte er, indem er ihm zugleich einige Goldstücke in die Hand drückte, „Sie haben uns aus den Händen eines Betrügers gerettet, und uns, ohne uns noch zu kennen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wollen Sie nun unsere Verbindlichkeit vollkommen machen, und uns entdecken, wer der Unbekannte war, dem es nur ein Paar Worte kostete, uns in Freiheit zu setzen?“

„Wen meinen Sie?“ fragte der Anführer der Häfcher mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie unnöthig diese Frage war.

„Den Herrn in russischer Uniform meine ich, der Sie vorhin bei Seite zog, Ihnen etwas Schriftliches vorwies, und einige Worte ins Ohr sagte, worauf Sie uns sogleich wieder losgaben.“

„Sie kennen diesen Herrn also nicht?“ fragte der Häfcher wieder. „Er war nicht von Ihrer Gesellschaft?“

„Nein,“ sagte der Prinz — „und aus sehr wichtigen Ursachen wünschte ich näher mit ihm bekannt zu werden.“

„Näher,“ antwortete der Häfcher, „kenn' ich ihn auch nicht. Sein Name selbst ist mir unbekannt, und heute habe ich ihn zum ersten Male in meinem Leben gesehen.“

„Wie? und in so kurzer Zeit, durch ein Paar Worte konnte er so viel über Sie vermögen, daß Sie ihn selbst und uns Alle für unschuldig erklärten?“

„Allerdings, durch ein einziges Wort.“

„Und dieses war? — Ich gestehe, daß ich es wissen möchte.“

„Dieser Unbekannte, gnädigster Herr“ — indem er die Zechinen in seiner Hand wog — „Sie sind zu großmüthig gegen mich gewesen, um Ihnen länger ein Geheimniß daraus zu machen — dieser Unbekannte war — ein Offizier der Staatsinquisition.“

„Der Staatsinquisition! — Dieser! —“

„Nicht anders, gnädigster Herr — und davon

überzeugte mich das Papier, welches er mir vorzeigte.“

„Dieser Mensch, sagten Sie? Es ist nicht möglich.“

„Ich will Ihnen noch mehr sagen, gnädigster Herr. Eben dieser war es, auf dessen Denunciation ich hierher geschickt worden bin, den Geistesbeschwörer zu verhaften.“

Wir sahen uns mit noch größerm Erstaunen an.

„Da hätten wir es ja heraus,“ rief endlich der Engländer, „warum der arme Teufel von Beschwörer so erschrocken zusammenfuhr, als er ihm näher ins Gesicht sah. Er erkannte ihn für einen Spion, und darum that er jenen Schrei, und stürzte zu seinen Füßen.“

„Nimmermehr,“ rief der Prinz; „Dieser Mensch ist Alles, was er seyn will, und Alles, was der Augenblick will, daß er seyn soll. Was er wirklich ist, hat keines Menschen Sohn erfahren. Sahen Sie den Sicilianer zusammensinken, als er ihm die Worte ins Ohr schrie: Du wirst keinen Geist mehr rufen? Dahinter ist mehr. Daß man vor etwas Menschlichem so zu erschrecken pflegt, soll mich Niemand überreden.“

Darüber wird uns der Magter selbst wohl am besten gurechtweisen können,“ sagte der Lord, „wenn uns dieser Herr (sich zu dem Anführer der Gerichtsdiener wendend) Gelegenheit verschaffen will, seinen Gefangenen zu sprechen.“

Der Anführer der Häfcher versprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den andern Morgen auffuchen wollen. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück.

Mit dem frühesten Morgen war Lord Seymour da (dies war der Name des Engländer), und bald nachher erschien eine vertraute Person, die der Gerichtsdienster abgeschickt hatte, uns nach dem Gefängnisse zu führen. Ich habe vergessen, zu erzählen, daß der Prinz schon seit etlichen Tagen einer seiner Jäger vermisse, einen Bremer von Geburt, der ihm viele Jahre redlich gedient und sein ganzes Vertrauen besessen hatte. Ob er verunglückt oder gestohlen, oder auch entlaufen war, wußte Niemand. In dem Bestern war gar kein wahrscheinlicher Grund vorhanden, weil er jederzeit ein stiller und ordentlicher Mensch gewesen, und nie ein Tadel an ihm gefunden war. Alles, worauf seine Kameraden sich besinnen konnten, war, daß er in der letzten Zeit sehr schwermüthig gewesen, und, wo er nur einen Augenblick erhaschen konnte, ein gewisses Minoritenkloster in der S. Andrea besucht habe, wo er auch mit einigen Brüdern öfters Umgang gepflegt. Dies brachte uns auf die Vermuthung, daß er vielleicht in die Hände der Pfaffen gerathen seyn möchte, und sich katholisch gemacht hätte, und weil der Prinz über diesen Artikel damals noch sehr tolerant oder sehr gleichgültig dachte, so ließ er's, nach einigen fruchtlosen Nachforschungen, dabei bewenden. Doch schmerzte ihn der Verlust



dieses Menschen, der ihm auf seinen Feldzügen immer zur Seite gewesen, immer tren an ihm gehangen, und in einem fremden Lande so leicht nicht wieder zu ersehen war. Heute nun, als wir eben im Begriff standen, auszugehen, ließ sich der Banquier des Prinzen melden, an den der Auftrag ergangen war, für einen neuen Bedienten zu sorgen. Dieser stellte dem Prinzen einen gut gebildeten und wohlgekleideten Menschen in mittlern Jahren vor, der lange Zeit in Diensten eines Prokurators als Sekretär gestanden, Französisch und auch etwas Deutsch sprach, übrigens mit den besten Zeugnissen versehen war. Seine Physiognomie gefiel, und da er sich übrigens erklärte, daß sein Gehalt von der Zufriedenheit des Prinzen mit seinen Diensten abhängen sollte, so ließ er ihn ohne Verzug eintreten.

Wir fanden den Sicilianer in einem Privatgefängnisse, wohin er, dem Prinzen zu Gefallen, wie der Gerichtsdiener sagte, einstweilen gebracht worden war, ehe er unter die Bleidächer gesetzt wurde, zu denen kein Zugang mehr offen steht. Diese Bleidächer sind das fürchterlichste Gefängniß in Venedig, unter dem Dache des St. Markuspalastes, worin die unglücklichen Verbrecher von der dörrenden Sonnenhitze, die sich auf der Bleifläche sammelt, oft bis zum Wahnsinn leiden. Der Sicilianer hatte sich von dem gestrigen Zufalle wieder erholt, und stand ehrerbietig auf, als er den Prinzen ansichtig wurde. Ein Bein und eine Hand waren gefesselt, sonst aber konnte er frei

durch das Zimmer gehen. Bei unserm Eintritt entfernte sich die Wache vor die Thür.

„Ich komme,“ sagte der Prinz, „über zwei Punkte eine Erklärung von Ihnen zu verlangen. Die eine sind Sie mir schuldig, und es wird Ihr Schade nicht seyn, wenn Sie mich über den andern befriedigen.“

„Meine Rolle ist ausgespielt,“ versetzte der Sicilianer. „Mein Schicksal steht in Ihren Händen.“

„Ihre Aufrichtigkeit allein ist es, die es erleichtern kann.“

„Fragen Sie, gnädigster Herr. Ich bin bereit zu antworten, denn ich habe nichts mehr zu verlieren.“

„Sie haben mich das Gesicht des Armeniers in Ihrem Spiegel sehen lassen. Wodurch bewirkten Sie dieses?“

„Es war kein Spiegel, was Sie gesehen haben. Ein bloßes Pastellgemälde hinter einem Glase, das einen Mann in armenischer Kleidung vorstellte, hat Sie getäuscht. Meine Geschwindigkeit, die Dämmerung, Ihr Erstaunen unterstützten diesen Betrug. Das Bild selbst wird sich unter den übrigen Sachen finden, die man in dem Gasthose in Beschlag genommen hat.“

„Aber wie konnten Sie meine Gedanken so gut wissen, und gerade auf den Armenier rathen?“

„Dieses war gar nicht schwer, gnädigster Herr. Ohne Zweifel haben Sie sich bei Tische, in Gegenwart Ihrer Bedienten, über die Begebenheit öfters herausgelassen, die sich zwischen Ihnen und diesem

Armenier ereignet hat. Einer von meinen Leuten machte mit einem Jäger zufälliger Weise in der Studecca Bekanntschaft, aus welchem er nach und nach so viel zu ziehen wußte, als mir zu wissen nöthig war.“

„Wo ist dieser Jäger?“ fragte der Prinz. „Ich verweise ihn, und ganz gewiß wissen Sie um seine Entweichung.“

„Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht das Geringste davon weiß, gnädigster Herr. Ich selbst hab' ihn nie gesehen, und nie eine andere Absicht mit ihm gehabt, als die eben gemeldete.“

„Fahren Sie fort,“ sagte der Prinz.

„Auf diesem Wege nun erhielt ich überhaupt auch die erste Nachricht von Ihrer Aufenthalt und Ihren Begebenheiten in Venedig, und sogleich entschloß ich mich, sie zu nutzen. Sie sehen, gnädigster Herr, daß ich aufrichtig bin. Ich wußte von Ihrer vorhabenden Spazierfahrt auf der Brenta; ich hatte mich darauf versehen, und ein Schlüssel, der Ihnen von ungefähr entfiel, gab mir die erste Gelegenheit, meine Kunst an Ihnen zu versuchen.“

„Wie? So hätte ich mich getirt? Das Stüchchen mit dem Schlüssel war Ihr Werk, und nicht des Armeniers? Der Schlüssel, sagen Sie, wäre mir entfallen?“

„Als Sie die Börse zogen — und ich nahm den Augenblick wahr, da mich Niemand beobachtete, ihn schnell mit dem Fuße zu verdecken. Die Person, bei der Sie die Lotterieloose nahmen, war im Verstand-

nist mit mir. Sie ließ Sie aus dem Gefaße ziehen, wo keine Nieten zu holen war, und der Schlüssel lag längst in der Dose, ehe sie von Ihnen gewonnen wurde."

"Nunmehr begreif' ich's. Had der Barfüßerwäch, der sich mir in den Weg warf, und mich so feierlich anredete?"

"War der nämliche, den man, wie ich höre, verwundet aus dem Kamine gezogen. Es ist einer von meinen Kameraden, der mir unter dieser Verhüllung schon manche gute Dienste geleistet."

"Aber zu welchem Ende stellten Sie dieses an?"

"Um Sie nachdenkend zu machen — um einen Gemüthszustand in Ihnen vorzubereiten, der Sie für das Wunderbare, das ich mit Ihnen im Sinne hatte, empfänglich machen sollte."

"Aber der pantomimische Tanz, der eine so überraschende seltsame Wendung nahm — dieser war doch wenigstens nicht von Ihrer Erfindung?"

"Das Mädchen, welches die Königin vorstellte, war von mir unterrichtet, und ihre ganze Rolle mein Werk. Ich vermuthete, daß es Eure Durchlaucht nicht wenig befremden würde, an diesem Orte bekannt zu seyn, und, vergeihen Sie mir, gnädigster Herr, das Abenteuer mit dem Womenter ließ mich hoffen, daß Sie bereits schon geneszt seyn würden, natürliche Auslegungen zu verschmähen und nach höhern Quellen des Außerordentlichen zu spüren."

"In der That," rief der Prinz mit einer Miene zugleich des Verdrusses und der Verwunderung, indem er

mir besonders einen bedeutenden Blick gab, „in der That,“ rief er aus; „das habe ich nicht erwartet.“\*)

„Aber,“ fuhr der Prinz nach einem langen Stillschweigen wieder fort, „wie brachten Sie die Gestalt hervor, die an der Wand über dem Kamine erschien?“

„Durch die Zauberlaterne, welche an dem ge-  
gen-“

\*) Und wahrscheinlich auch die wenigsten meiner Leser. Diese zu den Füßen des Prinzen so unerwartet und so feierlich niedergelegte Krone, mit der vorhergehenden Prophezeung des Armeniers zusammengenommen, scheint so natürlich und ungezwungen auf einen gewissen Zweck zu zielen, daß mir beim ersten Lesen dieser Memoires sogleich die verfängliche Anrede der Zauberschwestern im Macbeth: Heil dir, Chau von Glamid, der einst König seyn wird! dabel eingefassen ist; und vermuthlich ist es mehreren so ergangen. Wenn eine gewisse Vorstellung auf eine feierliche und ungewöhnliche Art in die Seele gebracht worden, so kann es nicht fehlen, daß alle darauf folgenden, welche nur der geringsten Beziehung auf sie fähig sind, sich an dieselbe anschließen, und in einem gewissen Rapport mit ihr sezen. Der Sicilianer, der, wie es scheint, mit der ganzen Sache nicht mehr und nicht weniger gewollt hat, als den Prinzen das durch zu überraschen, daß er ihn merken ließ, sein Stand sey entdeckt, hat dem Armenier, ohne daran zu denken, in die Hand gearbeitet: aber so sehr die Sache auch Interesse verliert, wenn man den höhern Zweck zurücknimmt, auf welchen sie Anfangs angelegt schien, so wenig darf ich doch der historischen Wahrheit zu nahe treten, und ich erzähle das Factum, wie ich es gefunden.

Nam. des Herausg.

genüberstehenden Fensterladen angebracht war, wo Sie auch die Deffnung dazu bemerkt haben werden.“

„Aber wie kam es denn, daß kein Einziger unter uns sie gewahr wurde?“ fragte Lord Seymour.

„Sie erinnern sich, gnädigster Herr, daß ein dicker Hauch von Othobrenn den ganzen Saal verfluschte, als Sie zurückgekommen waren. Zugleich hatte ich die Befehle gebrannt, die Dienen, welche man weggehoben, neben demjenigen Fenster anzuhängen zu lassen, wo die Laterna magica eingefügt war; dadurch verstandete ich, daß Ihnen dieser Fensterladen nicht sogleich ins Gesicht fiel. Weßwegen blieb die Laterne auch so lange durch einen Schieber verdeckt, bis Sie alle Ihre Plätze genommen hatten, und keine Untersuchung im Zimmer mehr von Ihnen zu fürchten war.“

„Mir kam vor,“ fiel ich ein, „als hörte ich in der Nähe dieses Saales eine Leiter anlegen, als ich in dem unteren Pavillon aus dem Fenster sah. War dem wirklich so?“

„Ganz recht. Eben diese Leiter, auf welcher mein Gehülfe zu dem bewußten Fenster empor kletterte, war die Zauberlaterne zu dirigiren.“

„Die Gestalt,“ fuhr der Prinz fort, „schien wirklich eine höchstige Ähnlichkeit mit meinem verstorbenen Freunde zu haben; besonders traf es ein, daß sie sehr blond war. War dieses bloßer Zufall, oder wahrer Ähnlichkeit Sie dieselbe.“

„Eure Durchlaucht erinnern sich, daß Sie über Schillers sammtl. Werke. XI.

Tische eine Dose neben sich hatten liegen gehabt, auf welcher das Portrait eines Offiziers in \*\*scher Uniform in Email war. Ich fragte Sie, ob Sie von Ihrem Freunde nicht irgend ein Andenken bei sich führten? worauf Sie mit Ja antworteten; daraus schloß ich, daß es vielleicht die Dose seyn möchte. Ich hatte das Bild über Tische gut ins Auge gefaßt, und weil ich im Zeichnen sehr geübt, auch im Trefsen sehr glücklich bin, so war es mir ein Leichtes, dem Bilde diese flüchtige Aehnlichkeit zu geben, die Sie wahrgenommen haben; und um so mehr, da die Gesichtszüge des Marquis sehr ins Auge fallen.“

„Aber die Gestalt schien sich doch zu bewegen. —“

„So schien es — aber es war nicht die Gestalt, sondern der Rauch, der von ihrem Scheine beleuchtet war.“

„Und der Mensch, welcher aus dem Schlot herabstürzte, antwortete also für die Erscheinung?“

„Eben dieser.“

„Aber er konnte ja die Fragen nicht wohl hören.“

„Dieses brauchte er auch nicht. Sie befehlen sich, gnädigster Prinz, daß ich Ihnen Allen auf das Strengste verbot, selbst eine Frage an das Gespenst zu richten. Was ich ihn fragen würde und er mir antworten sollte, war abgeredet; und damit ja kein Versehen-vorfiele, ließ ich ihn große Pausen beobachten; die er an Schlägen einer Uhr abzählen mußte.“

„Sie gaben dem Wirthse Befehl, alle Feuer im Hause sorgfältig mit Wasser löschen zu lassen; dies geschah ohne Zweifel —“

„Um meinen Mann im Kamine außer Gefahr des Erstickens zu sehen, weil die Schornsteine im Hause in einander laufen, und ich vor Ihrer Suite nicht so recht sicher zu seyn glaubte.“

„Wie kam es aber,“ fragte Lord Seymour, „daß Ihr Geist weder früher noch später da war, als Sie ihn brauchten?“

„Mein Geist war schon eine gute Weile im Zimmer, ehe ich ihn citirte; aber so lange der Spiritus brannte, konnte man diesen matten Schein nicht sehen. Als meine Beschwörungsformel geendigt war, ließ ich das Gefäß, worin der Spiritus kammte, zusammenfallen, es wurde Nacht im Saal, und jetzt erst wurde man die Figur an der Wand gewahr, die sich schon längst darauf reflektirt hatte.“

„Aber in eben dem Moment, als der Geist erschien, empfanden wir Alle einen elektrischen Schlag. Wie bewirkten Sie diesen?“

„Die Maschine unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie sahen auch, daß ich auf einem seidnen Fußteppich stand. Ich ließ Sie in einem halben Mond um mich herumstehen und einander die Hände reichen; als es nahe dabei war, winkte ich einem von Ihnen, mich bei den Haaren zu fassen. Das silberne Kreuzifix war der Konduktor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte.“



„Sie befehlen uns, dem Grafen von D\*\* und mir,“ sagte Lord Seymour, „zwei bloße Degen kreuzweise über Ihrem Scheitel zu halten, so lange die Beschauung dauern würde. Wozu nun dieses?“

„Zu nichts weiter, als um Sie Beide, beneh ich am wenigsten traute, während des ganzen Aktes zu beschäftigen. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen ausdrücklich einen Zoll hoch bestimmte; dadurch, daß Sie diese Entfernung immer in Acht nehmen mußten, waren Sie verhindert, Ihre Blicke dahin zu richten, wo ich sie nicht gern haben wollte. Meinem schlauwankten Feind hatte ich damals noch gar nicht ins Auge gefaßt.“

„Ich sehe,“ rief Lord Seymour, „daß dieß vorsichtig gehandelt heißt — aber warum mußten wir ausgekridet seyn?“

„Dies war der Handlung eine Feierlichkeit mehr zu geben, und durch das Ungewöhnliche Ihre Einbildungskraft zu spannen.“

„Die zweite Erscheinung ließ Ihren Geist nicht zum Worte kommen,“ sagte der Prinz. „Was hätten wir eigentlich von ihm erfahren sollen?“

„Deinoho dasselbe, was Sie nachher gehört haben. Ich fragte Eure Durchlaucht nicht ohne Absicht, ob Sie mir auch Alles gesagt, was Ihnen der Sterbende aufgetragen, und ob Sie keine weiteren Nachfragen wegen seiner in seinem Vaterlande gethan; dieses fand ich nöthig, um nicht gegen Thatsachen anzukommen, die der Aussage meines Geistes hätten wi-

versprechen können. Ich fragte, gewisser Jünglingskuden wegen, ob der Verstorbene untadelhaft gelebt; und auf die Antwort, welche Sie mir gaben, gründete ich alsdann meine Erfindung.“

„Ueber diese Sache,“ fing der Prinz nach einigem Stillschweigen an, „haben Sie mir einen befriedigenden Aufschluß gegeben. Aber ein Hauptumstand ist noch zurück, worüber ich Licht von Ihnen verlange.“

„Wenn es in meiner Gewalt steht, und —“

„Keine Bedingungen. Die Gerechtigkeit, in deren Händen Sie sind, dürfte so bescheiden nicht fragen. Wer war dieser Unbekannte, vor dem wir Sie niederstürzen sahen? Was wissen Sie von ihm? Woher kennen Sie ihn? Und was hat es für eine Bewandniß mit dieser zweiten Erscheinung?“

„Gnädigster Prinz —“

„Als Sie ihm genauer ins Gesicht sahen, stießen Sie einen lauten Schrei aus und stürzten nieder. Warum das? Was bedeutete das?“

„Dieser Unbekannte, gnädigster Prinz“ — — Er hielt inne, wurde sichtbarlich unruhiger, und sah uns Alle in der Reihe herum mit verlegenen Blicken an. — „Ja, bei Gott, gnädigster Prinz, dieser Unbekannte ist ein schreckliches Wesen.“

„Was wissen Sie von ihm? Wie steht er mit Ihnen in Verbindung? — Hoffen Sie nicht, uns die Wahrheit zu verhehlen.“ —

„Davor werd' ich mich wohl hüten — denn wer

steht mir dafür, daß er nicht in diesem Augenblicke mitten unter uns steht?"

„Wo? Wer?“ riefen wir Alle zugleich, und schauten uns halb lachend, halb bestürzt im Zimmer um — „Das ist ja nicht möglich.“

„O! diesem Menschen — oder wer er seyn mag — sind Dinge möglich, die noch weit weniger zu begreifen sind.“

„Aber wer ist er denn? Woher stammt er? Armentier oder Russe? Was ist das Wahre an dem, wofür er sich ausgibt?“

„Keines von Allem, was er scheint. Es wird wenige Stände und Nationen geben, davon er nicht schon die Maske getragen. Wer er sey? Woher er gekommen? Wohin er gehe? weiß Niemand. Daß er lange in Aegypten gewesen, wie Viele behaupten, und dort aus einer Katakombe seine verborgene Weisheit geholt habe, will ich weder bejahen noch verneinen. Bei uns kennt man ihn nur unter dem Namen des Unergründlichen. Wie alt, zum Beispiel, schätzen Sie ihn?“

„Nach dem äußern Anschein zu urtheilen, kann er kaum vierzig zurückgelegt haben.“

„Und wie alt denken Sie, daß ich sey?“

„Nicht weit von fünfzig.“

„Ganz recht — und wenn ich Ihnen nun sage, daß ich noch ein Bursche von siebenzehn Jahren war, als wir mein Großvater von diesem Wundermanne

erzählte, der ihn ungefähr in eben dem Alter, worin er jetzt zu seyn scheint, in Samagusta gesehen hat. —

„Das ist lächerlich, unglaublich und übertrieben.“

„Nicht um einen Zug. Hielten mich diese Fesseln nicht ab, ich wollte Ihnen Bürgen stellen, deren ehrwürdiges Ansehen Ihnen keinen Zweifel mehr übrig lassen sollte. Es gibt glaubwürdige Leute, die sich erinnern, ihn in verschiedenen Weltgegenden zu gleicher Zeit gesehen zu haben. Keines Degens Spitze kann ihn durchbohren, kein Gift ihm etwas anhaben, kein Feuer sengt ihn, kein Schiff geht unter, worauf er sich befindet. Die Zeit selbst scheint an ihm ihre Macht zu verlieren, die Jahre trocknen seine Säfte nicht aus, und das Alter kann seine Haare nicht bleichen. Niemand ist, der ihn Speise nehmen sah, nie ist ein Weib von ihm berührt worden, kein Schlaf besucht seine Augen, von allen Stunden des Tages weiß man nur eine einzige, über die er nicht Herr ist, in welcher Niemand ihn gesehen, in welcher er kein irdisches Geschäft verrichtet hat.“

„So?“ sagte der Prinz. „Und was ist dies für eine Stunde?“

„Die zwölfte in der Nacht. Sobald die Glocke den zwölften Schlag thut, gehört er den Lebendigen nicht mehr. Wo er auch seyn mag, er muß fort, welches Geschäft er auch verrichtet, er muß es abbrechen. Dieser schreckliche Glockenschlag reißt ihn aus den Armen der Freundschaft, reißt ihn selbst vom Altar, und würde ihn auch aus dem Todeskampf ab-

rufen. Niemand weiß, wo er dann hingehet, noch was er da verrichtet. Niemand wagt es, ihn darum zu befragen, noch weniger, ihn zu folgen, denn seine Gesichtszüge ziehen sich auf einmal, sobald diese gefährdete Stunde schlägt, in einen so finstern und schreckhaften Ernst zusammen, daß Jedem der Muth entfällt, ihm ins Gesicht zu blicken, oder ihn anzureden. Eine tiefe Todesstille erübt dann plötzlich das lebhafteste Gespräch, und Alle, die um ihn sind, erwarnten mit ehrerbietigem Schauern seine Wiederkunft, ohne es nur zu wagen, sich von der Stelle zu heben, oder die Thür zu öffnen, durch die er gegangen ist."

"Aber," fragte einer von uns, "beachtet man nichts Außerordentliches an ihm bei seiner Zurückkunft?"

"Nichts, als daß er bleich und abgemattet aussieht, ungefähr wie ein Mensch, der eine schmerzhafteste Operation ausgestanden, oder eine schreckliche Zeitung erhält. Einige wollen Blutstropfen auf seinem Hemde gesehen haben; dieses aber lasse ich dahin gestellt seyn."

"Und hat man es zum wenigsten nie versucht, ihm diese Stunde zu verbergen, oder ihn so in Zerkrennung zu verwickeln, daß er sie übersehen mußte?"

"Ein einziges Mal, sagt man, überschritt er den Termin. Die Gesellschaft war zahlreich, man verspätete sich bis tief in die Nacht, alle Uhren waren mit Fleiß falsch gerichtet, und das Feuer der Unter-

ordnung: riß ihn dahin. Als die gefetzte Stunde da war, verstummt er plötzlich, und wurde starr; alle seine Gliedmaßen verharrten in derselben Richtung, worin dieser Zufall sie überraschte; seine Augen standen, sein Puls schlug nicht mehr; alle Mittel, die man anwendete, ihn wieder zu erwecken, waren fruchtlos; und dieser Zustand hielt an, bis die Stunde verstrichen war. Dann belebte er sich plötzlich von selbst wieder, schlug die Augen auf, und fuhr in der nämlichen Sylbesfert, worin er war unterbrochen worden. Die allgemeine Bestürzung verzeih ihm, was geschehen war, und da erklärte er mit einem fürchterlichen Ernste, daß man sich glücklich preisen dürfte, mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu seyn. Über die Stadt, worin ihm dieser Begegnet war, verließ er noch am demselben Abend auf immer. Der allgemeine Glaube ist, daß er in dieser geheimnißvollen Stunde Unterredungen mit seinem Genius halte. Einige meinen gar, er sey ein Verstorbener, dem es verstattet sey, drei und zwanzig Stunden vom Tode unter den Lebenden zu wandeln; in den letzten aber müsse seine Seele zur Unterwelt heimkehren, um dort ihr Gericht auszuhalten. Viele halten ihn auch für den berühmten Apollonius von Tyana, und Andere gar für den Jünger Johannes, von dem es heißt, daß er bleiben würde bis zum jüngsten Gericht."

„Ueber einen so außerordentlichen Mann kann es freilich nicht an abentheuerlichen Muthmaßungen fehlen. Alles Bisherige aber haben Sie bloß von

Hörensagen; und doch schien mir sein Benehmen gegen Sie, und das Ihrige gegen ihn auf eine genauere Bekanntschaft zu deuten. Liegt hier nicht irgend eine besondere Geschichte zum Grunde, bei der Sie selbst mit verwickelt gewesen? Verhehlen Sie uns nichts!“

Der Sicilianer sah uns mit einem zweifelhaften Blicke an, und schwieg.

„Wenn es eine Sache betrifft,“ fuhr der Prinz fort, „die Sie nicht gern laut machen wollen, so versichere ich Sie, im Namen dieser beiden Herren, der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit. Aber reden Sie aufrichtig und unverhohlen.“

„Wenn ich hoffen kann,“ fing der Mann, nach einem langen Stillschweigen, endlich an, daß Sie solche nicht gegen mich zeugen lassen wollen, so will ich Ihnen wohl eine merkwürdige Begebenheit mit diesem Armenier erzählen, von der ich Augenzeuge war, und die Ihnen über die verborgene Gewalt dieses Menschen keinen Zweifel mehr übrig lassen wird. Aber es muß mir erlaubt seyn,“ setzte er hinzu, „einige Namen dabei zu verschweigen.“

„Kann es nicht auch ohne diese Bedingung geschehen?“

„Nein, gnädigster Herr. Es ist eine Familie darein verwickelt, die ich Ursache habe zu ehren.“

„Lassen Sie uns hören!“ sagte der Prinz.

„Es mögen nun fünf Jahre seyn,“ fing der Sicilianer an, „daß ich in Neapel, wo ich mit ziemlichem Glücke meine Künste trieb, mit einem gewis-

sen Lorenzo del M\*\*nte, Chevalier des Ordens von St. Stephan, Bekanntschaft machte, einem jungen und reichen Cavalier aus einem der ersten Häuser des Königreichs, der mich mit Verbindlichkeiten überhäufte, und für meine Geheimnisse große Achtung zu tragen schien. Er entdeckte mir, daß der Marchese del M\*\*nte, sein Vater, ein eifriger Verehrer der Kabbala wäre, und sich glücklich schätzen würde, einen Weltweisen (wie er mich zu nennen beliebte) unter seinem Dache zu wissen. Der Greis wohnte auf einem seiner Landgüter an der See, ungefähr sieben Meilen von Neapel, wo er beinahe in gänzlicher Abgeschlossenheit von Menschen das Andenken eines theuern Sohnes beweinte, der ihm durch ein schreckliches Schicksal entrisen ward. Der Chevalier ließ mich merken, daß er und seine Familie in einer sehr ernsthaften Angelegenheit meiner wohl gar einmal bedürfen könnten, um von meiner geheimen Wissenschaft vielleicht einen Aufschluß über etwas zu erhalten, wobei alle natürlichen Mittel fruchtlos erschöpft worden wären. Er insbesondere, setzte er bedeutungsvoll hinzu, würde einst vielleicht Ursache haben, mich als den Schöpfer seiner Ruhe und seines ganzen irdischen Glücks zu betrachten. Die Sache selbst aber verhielt sich folgendergestalt. Dieser Lorenzo war der jüngere Sohn des Marchese, weswegen er auch zu dem geistlichen Stande bestimmt war; die Güter der Familie sollten an seinen ältern Bruder fallen. *J e r o n y m o*, so hieß dieser ältere Brus-



ber, hatte mehrere Jahre auf Reisen zugebracht, und kam ungefähr sieben Jahre vor der Begebenheit, die jetzt erzählt wird, in sein Vaterland zurück, um eine Heirath mit der einzigen Tochter eines benachbarten gräflichen Hauses, von E\*\*\*tti, zu vollziehen, worüber beide Familien schon seit der Geburt dieser Kinder übereingekommen waren, um ihre ansehnlichen Güter dadurch zu vereinigen. Ungeachtet diese Verbindung bloß das Werk der elterlichen Konvention war, und die Herzen beider Verlobten bei der Wahl nicht um Rath gefragt wurden, so hatten sie sie doch stillschweigend schon beschworen. Jernymodel M\*\*\*nte und Antonie E\*\*\*tti waren mit einander anferzogen worden, und der wenige Zwang, den man beim Umgange zweier Kinder auflegte, die man schon damals gewohnt war, als ein Paar zu betrachten, hatte frühzeitig ein zärtliches Verständniß zwischen Beiden entstehen lassen, das durch die Harmonie ihrer Charaktere noch mehr befestigt ward, und sich in reifern Jahren leicht zur Liebe erhöhte. Eine vierjährige Entfernung hatte es vielmehr angefuert als erkaltet, und Jernymo kehrte eben so treu und eben so feurig in die Arme seiner Braut zurück, als wenn er sich niemals daraus gerissen hätte.

„Die Entzückungen des Wiedersehens waren noch nicht vorüber, und die Anstalten zur Vermählung wurden auf das Lebhafteste betrieben, als der Bräutigam — verschwand. Er pflegte öfters ganze Abende

auf einem Landhause zuzubringen, das die Aussicht aufs Meer hatte, und sich da zuweilen mit einer Wasserfahrt zu vergnügen. Nach einem solchen Abende geschah es, daß er ungewöhnlich lange ausblieb. Man schickte Boten nach ihm aus, Fahrzeuge suchten ihn auf der See; Niemand wollte ihn gesehen haben; von seinen Bedienten wurde keiner vermisst; daß ihm also keiner begleitet haben konnte. Es wurde Nacht, und er erschien nicht. Es wurde Morgen, es wurde Mittag und Abend, und noch kein Jeronymus. Schon fing man an, den schrecklichsten Rathmaßungen Raum zu geben, als die Nachricht einlief, ein algierischer Korsar habe vorigen Tages an dieser Küste gelandet und verschiedene von den Einwohnern seyen gefangen weggeführt worden. Sogleich werden zwei Galeeren bemannt, die eben segelfertig liegen; der alte Marchese besteigt selbst die erste, entschlossen, seinen Sohn mit Gefahr seines eigenen Lebens zu befreien. Am dritten Morgen erblicken sie den Korsaren, vor welchem sie den Vortheil des Windes voraus haben; sie haben ihn bald erreicht, sie kommen ihm so nahe, daß Lorenz, der sich auf der ersten Galeere befindet, das Zeichen seines Bruders auf dem feindlichen Verdecke zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm sie wieder von einander trennt. Mit Mühe stehen ihm die beschädigten Schiffe aus; aber die Winde ist verschwunden, und die Noth zwingt sie, auf Malta zu landen. Der Schmerz der Familie ist ohne Grenzen; trostlos raust sich der alte

Marchese die eisgrauen Haare aus; man fürchtet für das Leben der jungen Gräfin.

„Fünf Jahre gehen in fruchtlosen Erkundigungen hin. - Nachfragen geschehen längs der ganzen barbarischen Küste; ungeheure Preise werden für die Freiheit des jungen Marchese geboten; aber Niemand meldet sich, sie zu verdienen. Endlich blieb es bei der wahrscheinlichen Vermuthung, daß jener Sturm, welcher beide Fahrzeuge trennte, das Räuberschiff zu Grunde gerichtet habe, und daß seine ganze Mannschaft in den Fluthen umgekommen sey.

„So scheinbar diese Vermuthung war, so fehlte ihr doch noch viel zur Gewißheit, und nichts berechtigte, die Hoffnung ganz aufzugeben, daß der Verlorne nicht einmal wieder sichtbar werden könnte. Aber gesetzt nun, er würde es nicht mehr, so erlosch mit ihm zugleich die Familie, oder der zweite Bruder mußte dem geistlichen Stande entsagen, und in die Rechte des Erstgebornen eintreten. So wenig dieses die Gerechtigkeit gegen den Letztern zu erlauben schien, so wenig durfte auf der andern Seite die Familie, durch eine zu weit getriebene Gewissenhaftigkeit, der Gefahr des Aussterbens ausgesetzt werden. Gram und Alter näherten den alten Marchese dem Grabe; mit jedem neu vereitelten Versuche sank die Hoffnung, den Verschwundenen wiederzufinden; er sah den Untergang seines Hauses, der durch eine kleine Ungerechtigkeit zu verhüten war, wenn er sich nämlich nur entschließen wollte, den jüngern Bruder auf Unkosten

des Altern zu begünstigen. Um seine Verbindung mit dem gräflichen Hause von E\*\*\*tti zu erfüllen, brauchte nur ein Name geändert zu werden; der Zweck beider Familien war auf gleiche Art erreicht, Gräfinn Antonie mochte nun Lorenzo's oder Jeronymo's Gattinn heißen. Die schwache Möglichkeit einer Wiedererscheinung des Letztern kam gegen das gewisse und bringende Nebel, den gänzlichen Untergang der Familie, in keine Betrachtung, und der alte Marchese, der die Annäherung des Todes mit jedem Tage stärker fühlte, wünschte mit Ungeduld, von dieser Unruhe wenigstens frei zu sterben.

„Wer diesen Schritt allein verzögerte und aushartnäckigsten bekämpfte, war derjenige, der das Meiste dabei gewann: — Lorenzo. Ungerührt von dem Reiz unermesslicher Güter, unempfindlich selbst gegen den Besitz des liebendwürdigsten Geschöpfes, das seinen Armen überliefert werden sollte, weigerte er sich mit der edelmüthigsten Gewissenhaftigkeit, einen Bruder zu betrauen, der vielleicht noch am Leben wäre, und sein Eigenthum zurückfordern könnte. Ist das Schicksal meines theuern Jeronymo, sagte er; durch diese lange Gefangenschaft nicht schon schrecklich genug, daß ich es noch durch einen Diebstahl verbittern sollte, der ihn um Alles bringt, was ihm das Theuerste war? Mit welchem Herzen würde ich den Himmel um seine Wiederkunft anflehen, wenn sein Weib in meinen Armen liegt? Mit welcher Stirn ihm, wenn endlich ein Wunder ihn uns

zuwiderbringt, entgegen eilen? Und gesetzt, er ist uns auf ewig entzissen, wodurch können wir sein Andenken besser ehren, als wenn wir die Lücke ewig unangefüllt lassen, die sein Tod in unsern Sirdel gerissen hat? als wenn wir alle unsere Hoffnungen auf seinem Grabe opfern, und das, was sein was, gleich einem Heiligthume unberührt lassen?

„Über alle Gründe, welche die bräuberliche Delinquente ausfand, waren nicht vermögend, den alten Markese mit der Idee anzukommen, einen Stamm erlösen zu sehen, der bereits neun Jahrhunderte geduldet. Alles, was Lorenz so thut abgewandt, war noch eine Frist von zwei Jahren, ehe er die Braut seines Bruders zum Altare führte. Während dieses Zeitraums wurden die Nachforschungen aufs Eifrigste fortgesetzt. Lorenz selbst that verschiedene Gerichten, stülte seine Person manchen Gefahren aus; seine Mühe, keine Kosten wurden gespart, den Verschwindenden wiederzufinden. Aber nach diese zwei Jahre verstrichen fruchtlos, wie alle vorigen.

„Und Desäim Antonie?“ fragte der Prinz.  
 „Von ihrem Zustande sagen Sie uns nichts. Sollte sie sich so gelassen in ihr Schicksal ergötzen haben? Ich kann es nicht glauben.“

„Antonies Zustand war der schwerlichste Kampf zwischen Pflicht und Neigung, Haß und Bewunderung. Die unheimliche Gewisheit der heilberlichen Liebe mißte sie; sie fühlte sich hingerrissen, den Mann zu verhehren, den sie nimmermehr lieben konnte;

konnte; zerrissen von widersprechenden Gefühlen, blutete ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen den Chevalier schien in eben dem Grade zu wachsen, wie sich seine Ansprüche auf ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden bemerkte er den stillen Gram, der ihre Jugend verzehrte. Ein zärtliches Mitleid trat unvermerkt an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der er sie bisher betrachtet hatte; aber diese verrätherische Empfindung hinterging ihn, und eine wüthende Leidenschaft fing an, ihm die Ausübung einer Tugend zu erschweren, die bis jetzt ohne Beispiel gewesen war. Doch selbst noch auf Unkosten der Liebe gab er den Eingebungen seines Edelmuths Gehör: er allein war es, der das unglückliche Opfer gegen die Willkür der Familie in Schutz nahm. Aber alle seine Bemühungen mißlangen; jeder Sieg, den er über seine Leidenschaft davon trug, zeigte ihn ihrer um so würdiger, und die Großmuth, mit der er sie ausschlug, diente nur dazu, ihre Widerseßlichkeit jeder Entschuldigung zu berauben.

„So standen die Sachen, als der Chevalier mich berebete, ihn auf seinem Landgute zu besuchen. Die warme Empfehlung meines Gönners bereitete mir da einen Empfang, der alle meine Wünsche übertraf. Ich darf nicht vergessen hier noch anzuführen, daß es mir durch einige merkwürdige Operationen gelungen war, meinen Namen unter den dortigen Logen berühmt zu machen, welches mit dazu beitragen mochte, das Vertrauen des alten-Marchese zu vermehren und

seine Erwartungen von mir zu erhöhen. Wie weit ich es mit ihm gebracht, und welche Wege ich dabei gegangen, erlassen Sie mir zu erzählen; aus den Gesändnissen, die ich Ihnen bereits gethan, können Sie auf alles Uebrige schließen. Da ich mir alle mystischen Bücher zu Nutz machte, die sich in der sehr ansehnlichen Bibliothek des Marchese befanden, so gelang es mir bald, in seiner Sprache mit ihm zu reden, und mein System von der unsichtbaren Welt mit den abenteuerlichsten Erfindungen aufzustellen. In Kurzem glaubte er, was ich wollte, und hätte eben so unverzüglich auf die Begattungen der Philosophen mit Salamandriunen und Sylphiden, als auf einen Artikel des Barons geschworen. Da er überdies sehr religiös war, und seine Anlage zum Glauben in dieser Schule zu einem hohen Grade ausgebildet hatte, so fanden meine Märchen bei ihm desto leichtern Eingang, und zuletzt hatte ich ihn mit Mystikität so umstrickt und unmundet, daß nichts mehr bei ihm Kredit hatte, sobald es natürlich war. In Kurzem war ich der angebetete Apostel des Hauses. Den gewöhnlichen Inhalt meiner Vorlesungen war die Eraltation der menschlichen Natur, und der Umgang mit höhern Wesen, mein Gewährsmann der untrüglichen Graf von S a b a l i s. Die junge Gräfin, die seit dem Verluste ihres Geliebten ohnehin mehr in der Geisteswelt als in der wirklichen lebte, und überdies eine große Mischung von Melancholie in ihrem Charakter hatte, ließ meine hingeworfenen Winke mit Schaudern

dem Wohlthagen auf; ja sogar die Bedienten des Hauses suchten sich im Zimmer zu thun zu machen, wenn ich redete, um hier und da eines meiner Worte aufzufassen, welche Bruchstücke sie alsdann nach ihrer Art an einander reihten:

„Ungefähr zwei Monate mochte ich so auf diesem Stützeugebracht haben, als eines Morgens der Chevalier auf mein Zimmer trat. Dieser Gram mochte sich auf seinem Gesichte, alle seine Züge waren zerstört, er warf sich in einen Stuhl mit allen Gebärden der Verzweiflung.“

„Kapitain,“ sagte er, „mit mir ist es vorbei. Ich muß fort. Ich kann es nicht länger hier aushalten.“

„Was ist Ihnen, Chevalier? Was haben Sie?“

„O diese furchterliche Leidenschaft! (Hier fuhr er mit Heftigkeit von dem Stuhle auf, und warf sich in meine Arme). — Ich habe sie bekämpft, wie ein Mann — Jetzt kann ich nicht mehr.“

„Aber an wem liegt es denn, liebster Freund, als an Ihnen? Steht nicht Alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie?“

„Vater! Familie! Was ist mir das? — Will ich eine erzwungene Hand, oder eine freiwillige Neigung? — Hab' ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! Und welchen? — Einen Nebenbuhler vielleicht unter den Todten! O lassen Sie mich! Lassen Sie mich! Sing' es auch bis ans Ende der Welt. Ich muß meinen Bruder finden.“



„Wie? Nach so viel fehlgeschlagenen Versuchen können Sie noch Hoffnung —“

„Hoffnung! — In meinem Herzen starb sie längst. Aber auch in jenem? — Was liegt daran, ob ich hoffe? — Bin ich glücklich, so lange noch ein Schimmer dieser Hoffnung in Antoniens Herzen glimmt? Zwei Worte, Freund, könnten meine Marter enden — Aber, umsonst! Mein Schicksal wird elend bleiben, bis die Ewigkeit ihr langes Schweigen bricht, und Gräber für mich zeugen.“

„Ist es diese Gewißheit also, die Sie glücklich machen kann?“

„Glücklich? O ich zweifle, ob ich es je wieder seyn kann! — Aber Ungewißheit ist die schrecklichste Verdammniß! (Nach einigem Stillschweigen mäßigte er sich, und fuhr mit Behmuth fort.) Daß er meine Leiden sähe! — Kann sie ihn glücklich machen, diese Treue, die das Elend seines Bruders macht? Soll ein Lebendiger eines Todten wegen schwachen, der nicht mehr genießen kann? — Würde er meine Qual — (hier fing er an, heftig zu weinen, und drückte sein Gesicht auf meine Brust) vielleicht — ja vielleicht würde er sie selbst in meine Arme führen.“

„Aber sollte dieser Wunsch so ganz unerfüllbar seyn?“

„Freund! Was sagen Sie? — Er sah mich erschrocken an.“

„Weit geringere Anlässe.“ fuhr ich fort, „haben die Abgeschiedenen in das Schicksal der Lebenden ver-

fluchten. Sollte das ganze zeitliche Glück eines Menschen — einen Bruders —“

„Das ganze zeitliche Glück! O das fühl' ich! Wie wahr haben Sie gesagt! Meine ganze Glückseligkeit!“

„Und die Ruhe einer trauernden Familie keine würdige Aufforderung seyn? Gewiß! wenn je eine irdische Angelegenheit dazu berechtigen kann, die Ruhe der Seligen zu stören — von einer Gewalt Gebrauch zu machen —“

„Um Gotteswillen, Freund! unterbrach er mich, nichts mehr davon! Ehmals wohl, ich gesteh' es, hegte ich einen solchen Gedanken — mir dünkt, ich sagte Ihnen davon — aber ich habe ihn längst als ruchlos und abscheulich verworfen.“

„Sie sehen nun schon,“ fuhr der Sicilianer fort, „wohin uns dieses führte. Ich bemühte mich, die Bedenklichkeiten des Ritters zu zerstreuen, welches mir endlich auch gelang. Es ward beschlossen, den Geist des Verstorbenen zu citiren, wobei ich mir nur vierzehn Tage Frist ausbedingte, um mich, wie ich vorgab, würdig darauf vorzubereiten. Nachdem dieser Zeitraum verstrichen und meine Maschinen gehörig gerichtet waren, benutzte ich einen schauerlichen Abend, wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich versammelt war, ihr die Einwilligung dazu abzulocken, oder sie vielmehr unvermerkt dahin zu leiten, daß sie selbst diese Bitte an mich that. Den schwersten Stand hatte man bei der jungen Gräfinn,

dezem Gegenwart doch so wesentlich war; aber hier kam uns der schwärmerische Flug ihrer Leidenschaft zu Hilfe, und vielleicht, wehr noch ein schwacher Schimmer von Hoffnung, daß der Todtgeglaubte noch lebe, und auf den Ruf nicht erscheinen werde. Mißtrauen in die Sache selbst, Zweifel in meine Kunst war das einzige Hinderniß, welches ich nicht zu bekämpfen hatte.

„Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werke angesetzt. Gebete, die bis in die Witternacht verlängert werden mußten, Fasten, Wachen, Einsamkeit und mystischer Unterricht waren, verbunden mit dem Gebrauch eines gewissen noch unbekanntem musikalischen Instruments, das ich in ähnlichen Fällen sehr wirksam fand, die Vorbereitungen zu diesem feierlichen Akte, welche auch so sehr nach Wunsch einschlugen, daß die fanatische Begeisterung meiner Zuhörer meine eigene Phantasie erregte, und die Illusion nicht wenig vermehrte, zu der ich mich bei dieser Gelegenheit anstrengen mußte. Endlich kam die erwartete Stunde —“

„Ich errothe,“ rief der Prinz, „wan Sie uns jetzt auffahren werden — aber fahren Sie nur fort — fahren Sie nur fort —“

„Nein, gnädiger Herr. Die Beschwörung ging nach Wunsch vorüber.“

„Aber wie? Wo bleibt denn der Armonier?“

„Fürchten Sie nicht,“ antwortete der Sicilianer, „der Armonier wird nur zu zeitig erscheinen.“

„Ich hoffe nicht in keine Beschreibung des Saufel-  
 spfels ein, die nicht ohnehin noch zu weit führen  
 würde. Schatz, es erfüllte alle meine Erwartungen.  
 Der alte Marchese, die junge Gräfin nebst ihrer  
 Mutter, der Chevalier und noch einige Verwandte  
 waren zugegen. Sie können leicht denken, daß es mir  
 in der langen Zeit, die ich in diesem Hause zugebracht,  
 nicht an Gelegenheit werde gemangelt haben, von  
 Allen, was den Verstorbenen anbetraf, die genaueste  
 Erkundigung einzuziehen. Verschiedene Gemächte,  
 die ich davon ihm vorfaß, setzten mich in den Stand,  
 der Erforschung die täuschendste Aehnlichkeit zu ge-  
 den, und weil ich den Geist nur durch Zeichen spre-  
 chen ließ, so konnte auch seine Stimme keinen Ver-  
 dacht erwecken. Der Todte selbst erschien in barbari-  
 schem Sklavenkleide, eine tiefe Wunde am Halse.  
 Sie bemerken,“ sagte der Sicilianer, „daß ich hierin  
 von der allgemeinen Annahme abging, die ihn  
 in den Wellen umkommen lassen; weil ich Ursache  
 hatte zu hoffen, daß gerade das Unerwartete dieser  
 Wendung die Glaubwürdigkeit der Diction selbst nicht  
 wenig vernehren würde; so wie mir im Gegentheil  
 nichts Gefährlicher schien, als eine zu gewöhnliche  
 Annäherung an das Natürliche.“

„Ich glaube, daß dieß sehr richtig gemerkelt  
 war,“ sagte der Prinz. „In einer Reihe außerordent-  
 licher Erscheinungen mußte, durch mir, fast die  
 wahrschäinliche de lösen; die Leichtigkeit, die  
 erhaltene Entdeckung zu begreifen, würde hier nur

das Mittel, durch welches man dazu gelangt war, herabgewürdigt haben; die Leichtigkeit, sie zu erfinden, dieses wohl gar verdächtig gemacht haben; denn wozu einen Geist bemühen, wenn man nichts Weiteres von ihm erfahren soll, als was auch ohne ihn, mit Hülfe der bloß gewöhnlichen Vernunft, herauszubringen war? Aber die überraschende Neuheit und Schwierigkeit der Entdeckung ist hier gleichsam eine Gewährleistung des Wunders, wodurch sie erhalten wird — denn wer wird nun das Uebernatürliche einer Operation in Zweifel ziehen, wenn das, was sie leistete, durch natürliche Kräfte nicht geleistet werden kann? — Ich habe Sie unterbrochen," setzte der Prinz hinzu. „Vollenden Sie ihre Erzählung.“

„Ich ließ," fuhr dieser fort, „die Frage an den Geist ergehen, ob er nichts mehr sein nenne auf dieser Welt, und nichts darauf hinterlassen habe, was ihm theuer wäre? Der Geist schüttelte dreimal das Haupt, und streckte eine seiner Hände gen Himmel. Ehe er wegging, streifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach seiner Verschwindung auf dem Fußboden liegend fand. Als die Gräfinn ihn genauer ins Gesicht faßte, war es ihr Trauring.“

„Ihr Trauring!" rief der Prinz mit Bestremdung. „Ihr Trauring! Aber wie gelangten Sie zu diesem?"

„Ich — — — Es war nicht der rechte, gnädigster Prinz — — Ich hatte ihn — — Es war nur ein nachgemachter. —“

„Ein nachgemachter!“ wiederholte der Prinz.  
 „Zum Nachmachen brauchten Sie ja den rechten, und wie kamen Sie zu diesem, da ihn der Verstorbene gewiß nie vom Finger brachte?“ —

„Das ist wohl wahr,“ — sagte der Sicilianer, nicht ohne Zeichen der Verwirrung — „aber aus einer Beschreibung, die man mir von dem wirklichen Trauringe gemacht hatte —“

„Die Ihnen wer gemacht hatte?“

„Schon vor langer Zeit,“ sagte der Sicilianer — — „Es war ein ganz einfacher goldener Ring, mit dem Namen der jungen Gräfinn, glaub' ich, — — aber Sie haben mich ganz aus der Ordnung gebracht —“

„Wie erging es weiter?“ sagte der Prinz mit sehr unbefriedigter und zweideutiger Miene.

„Jetzt hielt man sich für überzeugt, daß Ferronimo nicht mehr am Leben sey. Die Familie machte, von diesem Tage an, seinen Tod öffentlich bekannt, und legte förmlich die Trauer um ihn an. Der Umstand mit dem Ringe erlaubte auch Antonien keinen Zweifel mehr, und gab den Bewerbungen des Chevaliers einen größern Nachdruck. Aber der heftige Eindruck, den diese Erscheinung auf sie gemacht, stürzte sie in eine gefährliche Krankheit, welche die Hoffnungen ihres Liebhabers bald auf ewig vereitelt hätte. Als sie wieder genesen war, bestand sie darauf, den Schleier zu nehmen, wovon sie nur durch die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen ihres Beicht-

stoss, in welchen sie ein unumschränktes Vertrauen setzte, abzubringen war. Öffentlich gelang es den vereinigten Beherrschungen dieses Mannes und der Familie, ihr das Jawort abzukünftigen. Der letzte Tag der Trauer sollte der glückliche Tag seyn, den der alte Marchese durch Abtretung aller seiner Güter an den rechtmäßigen Erben noch stilllicher zu machen gesonnen war.

„Es erschien dieser Tag, und Lorenzo empfing seine lebende Braut vom Altare. Der Tag ging unter; ein prächtiges Mahl erwartete die frohen Gäste im hellerleuchteten Hochzeitssaale, und eine lärmende Musik begleitete die ausgelassene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt, daß alle Welt seine Frohlichkeit theilte; alle Zugänge zum Palaste waren geöffnet, und willkommen war Jeder, der ihn glücklich prius. Unter diesem Gedränge nun —“

Der Gallianer hielt hier inne, und ein Schauder der Erwartung hemmte unsern Odem — —

„Unter diesem Gedränge also,“ fährt er fort, „ließ sich derjenige, welcher zunächst an uns saß, einen Franzosen anreden, welcher, so wie er bemerkte, so wie eine Schale stand, langer Jahre Statue und abschließenden Angesichts, einen trägen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Freude, welche ringsherum auf allen Gesichtern leuchte, schien an diesem Einzigen vorüberzugehen; seine Miene blieb unwandelbar dieselbe, wie eine Wüste unter lebenden Figuren. Das Ungeordnete dieses Ma-

Blicks, der, weil er mich mitten in der Luft über-  
 raschte, und gegen Alles, was mich in diesem Augen-  
 blicke umgab, auf eine so grelle Art abstach, um so  
 tiefer auf mich wirkte, ließ einen unauslöschlichen  
 Eindruck in meiner Seele zurück, daß ich dadurch  
 allein in den Stand gesetzt worden bin, die Gesichts-  
 züge dieses Mönchs in der Physiognomie des Dämonen  
 (denn Sie begreifen wohl schon, daß er mit diesem  
 und Ihrem Almanier eine und dieselbe Person war)  
 wieder zu erkennen, welches sonst schlechterdings un-  
 möglich würde gewesen seyn. Oft versucht' ich's, die  
 Augen von dieser schreckhaften Gestalt abzuwenden,  
 aber unfreiwillig fielen sie wieder darauf, und fanden  
 sie jedesmal unverändert. Ich stieß meinen Nachbar  
 an, dieser den seinigen; dieselbe Neugierde, dieselbe  
 Befremdung durchlief die ganze Tafel, das Gespräch  
 stockte, eine allgemeine plötzliche Stille, den Mönch  
 störte sie nicht. Der Mönch stand unbeweglich und  
 immer derselbe, einen ernsten und traurigen Blick  
 auf das Brautpaar geheftet. Einon Jeden entsetzte  
 diese Erscheinung; die junge Gräfin allein fand ihren  
 eigenen Kummer im Gesichte dieses Fremdlings wie-  
 der, und hing mit stiller Wollust an dem einzigen  
 Gegenstande in der Versammlung, der ihren Gram  
 zu verstehen, zu theilen schien. Allgemach verlief sich  
 das Gedränge, Mitternacht war vorüber, die Kerzen  
 fing an stiller und verlornere zu tönen, die Kerzen  
 dunkler und endlich nur einzeln zu brennen, das Ge-  
 spräch leiser und immer leiser zu flüstern — und öfter



ward es, und immer öder im trüberleuchteten Hochzeitssaale; der Mönch stand unbeweglich, und immer derselbe, eines stillen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Tafel wird aufgehoben, die Gäste zerstreuen sich dahin und dorthin, die Familie tritt in einen engern Kreis zusammen, der Mönch bleibt ungeladen in diesem engern Kreise. Ich weiß nicht, woher es kam, daß Niemand ihn anreden wollte; Niemand redete ihn an. Schon drängen sich ihre weiblichen Bekannten um die zitternde Braut herum, die einen bittenden Hülfe suchenden Blick auf den ehrwürdigen Fremdling richtet; der Fremdling erwiedert ihn nicht. Die Männer sammeln sich auf gleiche Art um den Bräutigam — Eine gepresste erwartungsvolle Stille — „Daß wir unter einander da so glücklich sind,“ hub endlich der Steis an, der allein unter uns allen den Unbekannten nicht zu bemerken, oder sich doch nicht über ihn zu verwundern schien: „Daß wir so glücklich sind,“ sagte er, „und mein Sohn Jeronymo muß fehlen!“ — „Hast du ihn denn geladen, und er ist ausgeblieben?“ fragte der Mönch. Es war das erste Mal, daß er den Mund öffnete. Mit Schrecken sahen wir ihn an.

„Ach! er ist hingegangen, wo man auf ewig ausbleibt, versetzte der Alte. Ehrwürdiger Herr, ihr versteht mich unrecht. Mein Sohn Jeronymo ist todt.“

„Vielleicht fürchtet er sich auch nur, sich in solcher Gesellschaft zu zeigen,“ fuhr der Mönch fort — Wer

weiß, wie er ausseh'n mag, dein Sohn Jeronymo!  
— Laß ihn die Stimme hören, die er zum letzten  
Male hörte! — Bitte deinen Sohn Lorenzo, daß  
er ihn rufe!"

„Was soll das bedeuten?“ murmelte Alles. „Lo-  
renzo veränderte die Farbe. Ich läugne nicht, daß  
mir das Haar anfing zu steigen.“

„Der Mönch war unterdessen zum Schenkische  
getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff und an  
die Lippen setzte — „Das Andenken unsers theuern  
Jeronymo!“ rief er. „Wer den Verstorbenen  
lieb hatte, thue mir's nach!“

„Woher ihr auch seyn mögt, ehrwürdiger Herr,“  
rief endlich der Marchese: „Ihr habt einen theuern  
Namen genannt. Seyd mir willkommen! — Kommt,  
meine Freunde! (indem er sich gegen uns lehrte und  
die Gläser herumgehen ließ) laßt einen Fremdling  
uns nicht beschämen! — Dem Andenken meines  
Sohnes Jeronymo!“

Nie, glaube ich, wärd eine Gesundheit mit so  
schlimmem Muthe getrunken.

„Ein Glas steht noch voll da — warum weigert  
sich mein Sohn Lorenzo, auf diesen freundlichen  
Trunk Bescheid zu thun?“

„Bebend empfing Lorenzo das Glas aus des  
Franziskaners Hand — bebend brachte er es an den  
Mund — „Meinem vielgeliebten Bruder Jeronymo!“  
stammelte er, und schauernd setzte er's nieder.

„Das ist meines Mörders Stimme,“ rief eine

fürchterliche Gestalt, die auf einem unansehnlichen Bette stand, mit bluttriefendem Kleide und umstellt von gräßlichen Wunden. → →

„Aber um das Weitere frage man mich nicht mehr,“ sagte der Sicilianer, alle Zeichen des Entsetzens in seinem Angesichte; „Meine Sinne hatten mich von dem Augenblicke an verlassen, als ich die Augen auf die Gestalt warf, so wie Jeden, der zugegen war. Da wir wieder zu uns selber kamen, rang Lorenzo mit dem Tode; König und Erscheinung waren verschwunden. Den Mitter brachte man unter schrecklichen Zuckungen zu Bette; Niemand, als der Geistliche war um den Sterbenden; und der jammervolle Groll, der ihm, wenige Wochen nachher, im Tode folgte. Seine Geständnisse liegen in der Brust des Paters versenkt, der seine letzte Weichte hörte, und kein lebendiger Mensch hat sie erfahren. Nicht lange nach dieser Begebenheit geschah es, daß man einen Brunnen auszuräumen hatte, der im Hinterhofe des Landhauses unter wildem Gesträuche versteckt, und viele Jahre verschüttet war; da man den Schutt durcheinander stürzte, entdeckte man ein Todtengerippe. Das Haus, wo sich dieses zutrug, steht nicht mehr; die Familie del M\*\*n te ist erloschen, und in einem Kloster, unweit Salerno, zeigt man Ihnen Antoniens Grab.“

„Sie sehen nun,“ fuhr der Sicilianer fort, als er sah, daß wir noch Alle stumm und betreten standen, und Niemand das Wort nehmen wollte, „Sie

sehen nun, worauf sich meine Bekanntschaft mit diesem russischen Offiziere, oder diesem Franziskaner-Mönche, oder diesem Lamsnier gründet. Urtheilen Sie jetzt, ob ich Ursache gehabt habe, vor einem Wesen zu zittern, das sich mir zweimal auf eine so schreckliche Art in den Weg warf."

„Beantworten Sie mir noch eine einzige Frage!" sagte der Prinz, und stand auf. „Sind Sie in Ihrer Erzählung über Alles, was den Ritter betraf, immer aufrichtig gewesen?"

„Ich weiß nicht anders," versetzte der Sicilianer.

„Sie haben ihn also wirklich für einen rechtschaffenen Mann gehalten?"

„Das hab' ich, bei Gott, das hab' ich," antwortete jener.

„Auch da noch, als er Ihnen den berühmten Ring gab?"

„Wie? — Er gab mir keinen Ring. — Ich habe ja nicht gesagt, daß er mir den Ring gegeben."

„Auf," sagte der Prinz, an der Glocke ziehend, und im Begriff wegzugehen. „Und den Geist des Marquis von Lamay (fragte er, indem er noch einmal zurückkam), dem dieser Russe gestern auf den Thron folgen ließ, halten Sie also für einen wahren und wirklichen Geist?"

— — — „Ich kann ihn für nichts anderes halten," antwortete jener.

„Kommen Sie," sagte der Prinz zu uns. Der Schließer trat herein. „Wir sind fertig," sagte er.

zu diesem. „Sie, mein Herr, sollen weiter von mir hören.“

Die Frage, gnädigster Herr, welche Sie zuletzt an den Gaukler gethan haben, möchte ich an Sie selbst thun, sagte ich zu dem Prinzen, als wir wieder allein waren. Halten Sie diesen zweiten Geist für den wahren und ächten?

„Ich? Nein, wahrhaftig, das thue ich nicht mehr.“

Nicht mehr? Also haben Sie es doch gethan?

„Ich läugne nicht, daß ich mich einen Augenblick habe hinreißen lassen, dieses Blendwerk für etwas mehr zu halten.“

Und ich will den sehen, rief ich aus, der sich unter diesen Umständen einer ähnlichen Vermuthung erwehren kann. Aber was für Gründe haben Sie nun, diese Meinung zurückzunehmen? Nach dem, was man uns eben von diesem Armenier erzählt hat, sollte sich der Glaube an seine Wundergewalt eher vermehrt als vermindert haben.

„Was ein Nichtswürdiger uns von ihm erzählt hat?“ fiel mir der Prinz mit Ernsthaftigkeit ins Wort. „Denn hoffentlich zweifeln Sie nun nicht mehr, daß wir mit einem solchen zu thun gehabt haben? —“

Nein, sagte ich. Aber sollte deswegen sein Zeugniß — —

„Das Zeugniß eines Nichtswürdigen — gesetzt, ich hätte auch weiter keinen Grund, es in Zweifel zu ziehen — kann gegen Wahrheit und gesunde Vernunft

mußt nicht in Aufschlag kommen. Verdient ein Mensch, der mich mehrmal betrogen, der den Betrug zu seinem Handwerk gemacht, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigste Wahrheitliebe selbst sich erst reinigen muß, um Glauben zu verdienen? Verdient ein solcher Mensch, der vielleicht nie eine Wahrheit um ihrer selbst willen gesagt hat, da Glauben, woder als Jange gegen Menschendunnsicht und ewige Naturordnung austritt? Das klingt eben so, als wenn ich einen gebrauchsmarken Waiswicht bevollmächtigen wollte, gegen die nie bestellte und nie bescholtene Unschuld zu klagen."

Aber was für Gründe sollte er haben, einem Manne, den er so viele Uebeln hat zu haben, wenigstens zu fürchten, ein so glorreiches Zeugniß zu geben?

„Wenn ich diese Gründe auch nicht erkenne, soll er sie deswegen weniger haben? Weiß ich, in wessen Silber er nicht belegt? Ich gestehe, daß ich das ganze Gemach seines Betrugs noch nicht gang durchschaue; aber er hat der Sache, für die er streitet, einen sehr schlechten Dienst gethan, daß er sich mir als einen Betrüger — und vielleicht als etwas noch Schlimmeres — entlarvte."

Der Umstand mit dem Ringe scheint mir freilich etwas verdächtig.

„Er ist wehr als das," sagte der Prinz, „er ist entscheidend. Diesen Ring empfing er von dem Mörder, und er mußte in demselben Augenblicke gewiß sehn, daß es der Mörder war. Wer, als der

Mörder, konnte dem Verstorbenen einen Ring abgezogen haben, den dieser gewiß nie vom Finger ließ? Uns suchte er die ganze Erzählung hindurch zu überreden, als ob er selbst von dem Ritter getäuscht worden, und als ob er geglaubt hätte, ihn zu täuschen. Wozu diesen Winkelzug, wenn er nicht selbst bei sich fühlte, wie viel er verloren gab, wenn er sein Verständniß mit dem Mörder einräumte? Seine ganze Erzählung ist offenbar nichts, als eine Reihe von Erfindungen, um die wenigen Wahrheiten an einander zu hängen, die er uns Preis zu geben für gut fand. Und ich sollte größeres Bedenken tragen, einen Nichtswürdigen, den ich auf zehn Lügen ertappte, lieber auch noch der eilften zu beschuldigen, als die Grundordnung der Natur unterbrechen zu lassen, die ich noch auf keinem Mißklange betrat?"

Ich kann Ihnen darauf nichts antworten, sagte ich. Aber die Erscheinung, die wir gestern sahen, bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich.

„Auch mir,“ versetzte der Prinz, „ob ich gleich in Versuchung gerathen bin, einen Schlüssel dazu ausfindig zu machen.“

Wie? sagte ich.

„Erinnern Sie sich nicht, daß die zweite Gestalt, sobald sie herein war, auf den Altar zugin, das Kreuzifix in die Hand faßte, und auf den Teppich trat?“

So schien mir's. Ja.

„Und das Kreuzifix, sagt uns der Sicilianer, war ein Konduktor. Daraus sehen Sie also, daß

ſie eilte, ſich elektriſch zu machen. Der Streich, den Lord Seymour mit dem Degen nach ihr that, konnte alſo nicht anders als unwirksam bleiben, weil der elektriſche Schlag ſeinen Arm lähmte.“

Mit dem Degen hätte dieſes keine Wichtigkeit. Aber die Kugel, die der Sicilianer auf ſie abſchoß, und welche wir langſam auf dem Altare rollen hörten?

„Wiſſen Sie auch gewiß, daß es die abgeſchoſſene Kugel war, die wir rollen hörten? — Davon will ich gar nicht einmal reden, daß die Marionette, der Menſch, der den Geiſt vorſtellte, ſo gut anzert ſeyn konnte, daß er ſchuß- und degengefest — Aber denken Sie doch ein wenig nach, wer er war, der die Piſtolen geladen.“

„Es iſt wahr, ſagte ich — und ein plötzliches Licht mir auf — der Ruſſe hatte ſie geladen. Aber dieſes geſchah vor unſern Augen, wie hätte da ein Betrug vorgehen können?

„Und warum hätte er nicht ſollen vorgehen können? Sehen Sie denn ſchon damals ein Mißtrauen in dieſen Menſchen, daß Sie es für nöthig befunden hätten, ihn zu beobachten? Unterſuchten Sie die Kugel, eh' er ſie in den Lauf brachte, die eben ſo gut eine queckſilberne oder auch nur eine bemahlte Ehonkugel ſeyn konnte? Gaben Sie Acht, ob er ſie auch wirklich in den Lauf der Piſtole, oder nicht nebenbei in ſeine Hand fallen ließ? Was überzeugt Sie — geſetzt, er hätte ſie auch wirklich ſcharf geladen — daß



er gerade die geladenen in den andern Pavillon mit hinüber nahm, und nicht vielmehr ein andres Paar unterschob, welches so leicht anging, da es Niemand einfiel, ihn zu beobachten, und wir überdies mit dem Raokleiden beschäftigt waren? Und konnte die Gestalt nicht in dem Augenblicke, da der Pulverrauch sie uns entzog, eine andre Kugel, womit sie auf den Nothfall versehen war, auf den Altar fallen lassen? Welcher von allen diesen Fällen ist der unmögliche?"

Sie haben Recht. Aber diese treffende Aehnlichkeit der Gestalt mit Ihrem verstorbenen Freunde, — Ich habe ihn ja auch sehr oft bei Ihnen gesehen, und in dem Geiste hab' ich ihn auf der Stelle wieder erkannt.

„Auch ich — und ich kann nicht anders sagen, als daß die Täuschung aufs Höchste getrieben war. Wenn aber nun dieser Sicilianer, nach einigen wenigen herabholnen Blicken, die er auf meine Tabatiere warf, auch in sein Gemälde eine Aehnlichkeit zu bringen wußte, die Sie und mich hinterging, warum nicht um so viel mehr der Russe, der während der ganzen Tafel den freien Gebrauch meiner Tabatiere hatte, der den Vortheil genoß, immer und durchaus unbenachtet zu bleiben, und dem ich noch außerdem im Vertrauen entdeckt hatte, wer mit dem Bilde auf der Dose gemeint sey? — Sehen Sie hinzu — was auch der Sicilianer anmerkte — daß das Charakteristische des Marquis in lauter solchen Gesichtszügen liegt, die sich auch im Groben nachahmen lassen

— wo bleibt dann das Unerkennbare in dieser ganzen Erscheinung?

Aber der Inhalt feiner Worte? Der Ausschluß über ihren Grund?

„Wie? sagte uns denn der Sicilianer nicht, daß er aus dem Wenigen, was er mir abfragte, eine ähnliche Geschichte zusammengesetzt habe? Beweist dieses nicht, wie natürlich gerade auf diese Erfindung zu fallen war? Ueberdies klangen die Antworten des Geistes so vortäuschend dunkel, daß er gar nicht Gefahr laufen konnte, auf einem Widerspruch betreten zu werden. Sehen Sie, daß die Natur des Quälers, die den Geist machte, Scharfsinn und Besonnenheit besaß, und von den Umständen nur ein wenig unterrichtet war — wie weit hätte diese Gaukelei nicht noch geföhrt werden können?“

Aber überlegen Sie, gnädigster Herr, wie weitläufig die Anstalten zu einem so zusammengesetzten Betrage, von Seiten des Armentiers, hätten sehn müssen! Wie viele Zeit dazu gehört haben würde! Wie viele Zeit nur, einen menschlichen Kopf einem andern so getreu nachzumahlen, als hier vorausgesetzt wird! Wie viele Zeit, diesen untergeschobenen Geist so gut zu unterrichten, daß man vor einem groben Irrthum geschützt war! Wie viele Aufmerksamkeit die kleinen unmennebaren Nebenbinger erfordern, welche entweder mitthelfen, oder denen, weil sie stören konnten, auf irgend eine Art doch begegnet werden mußte! Und nun erwägen Sie, daß

Russe nicht über eine halbe Stunde abwesend war. Konnte wohl in nicht mehr als einer halben Stunde Alles angeordnet werden, was hier nur das Unentbehrlichste war? — Wahrlich, gnädigster Herr, selbst nicht einmal ein dramatischer Schriftsteller, der um die unerbittlichen drei Einheiten seines Aristoteles verlegen war, würde einem Zwischenakt so viel Handlung aufgelastet, noch seinem Parterre einen so starken Glauben zugemuthet haben.

„Wie? Sie halten es also schlechterdings für unmöglich, daß in dieser kleinen halben Stunde alle diese Anstalten hätten getroffen werden können?“

In der That, rief ich, für so gut als unmöglich. —

„Diese Redensart verstehe ich nicht. Widerspricht es allen Gesetzen der Zeit, des Raums und der physischen Wirkungen, daß ein so gewandter Kopf, wie doch unwidersprechlich dieser Armenier ist, mit Hilfe seiner vielleicht eben so gewandten Kreaturen, in der Hülle der Nacht, von Niemand beobachtet, mit allen Hilfsmitteln ausgerüßet, von denen sich ein Mann dieses Handwerks ohnehin niemals trennen wird, daß ein solcher Mensch, von solchen Umständen begünstigt, in so weniger Zeit so viel zu Stande bringen könnte? Ist es geradezu undenkbar und abgeschmackt zu glauben, daß er mit Hilfe weniger Worte, Befehle oder Winke, seinen Helfershelfern weitläufige Aufträge geben, weitläufige und zusammengesetzte Operationen mit wenigem Wortaufwande bezeichnen könne? — Und darf etwas anders, als eine hell ein-

gesehene Unmöglichkeit gegen die ewigen Gesetze der Natur aufgestellt werden? Wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrscheinlichkeit zugeben? Lieber die Kräfte der Natur umstürzen, als eine künstliche und weniger gewöhnliche Kombination dieser Kräfte sich gefallen lassen?"

Wenn die Sache auch eine so kühne Folgerung nicht rechtfertigt, so müssen Sie mir doch eingestehen, daß sie weit über unsere Begriffe geht.

„Weinabe hätte ich Lust, Ihnen auch dieses abzustreiten,“ sagte der Prinz mit schalkhafter Munterkeit. „Wie, lieber Graf? Wenn es sich, zum Beispiel, ergäbe, daß nicht bloß während und nach dieser halben Stunde, nicht bloß in der Eile und nebenher, sondern den ganzen Abend und die ganze Nacht für diesen Armenier gearbeitet worden? Denken Sie nach, daß der Sicilianer drei volle Stunden zu seinen Zurüstungen verbrauchte.“

Der Sicilianer, gnädigster Herr!

„Und womit beweisen Sie mir denn, daß der Sicilianer an dem zweiten Gespenste nicht eben so vielen Antheil gehabt habe, als an dem ersten?“

Wie, gnädigster Herr?

„Daß er nicht der vornehmste Helfershelfer des Armeniers war — kurz — daß Beide nicht mit einander unter einer Decke liegen?“

Das möchte schwer zu erweisen seyn, rief ich mit nicht geringer Verwunderung.

„Nicht so schwer, lieber Graf, als Sie wohl

meinen. Wie? Es wäre Zufall, daß sich diese beiden Menschen in einem so seltsamen, so verwickelten An-  
 fslage auf dieselbe Person, zu derselben Zeit und an  
 demselben Orte begegneten; daß sich unter ihren bei-  
 derseitigen Operationen eine so auffallende Harmo-  
 nie, ein so durchdachtes Einverständnis fände, daß  
 einer dem andern gleichsam in die Hände arbeitete?  
 Sehen Sie, er habe sich des gröbren Gaukelspiels be-  
 dient, um dem feineren eine Felle unterzulegen. Er  
 schuf sich einen Hektor, um sein Achilles zu seyn.  
 Sehen Sie, er habe jenes vorandgeschickt, um den  
 Grad von Glauben anzufinden; worauf er bei mir zu  
 rechnen hätte; um die Zugänge zu meinem Vertrauen  
 auszuspähen; um sich durch diesen Versuch, der, na-  
 chschadet seines übrigen Planes; verunglücken konnte,  
 mit seinem Subjekte zu familiarisiren; kurz, um sein  
 Instrument damit anzuspähen. Sehen Sie, er  
 habe es gethan, um eben dadurch, daß er meine Auf-  
 merksamkeit auf einer Seite vergeblich aufforderte  
 und wach erhielt, sie auf einer andern, die ihm wich-  
 tiger war, einschummern zu lassen. Sehen Sie, er  
 habe einige Erkundigungen einzuziehen gehabt, von  
 denen er wünschte, daß sie auf Ordnung des Datschen-  
 spiels geschrieben würden, um den Augenwurm von der  
 wahren Spur zu entfernen.“)

Wie meinen Sie das?

„Daß Sie uns annehmen, er habe einen mei-  
 ner Leute bestochen, um durch ihn gewisse geheime  
 Nachrichten, — nämlich gar Dokumente, — zu erhal-

ten, die zu keinem Ende dienen. Ich vermiße mich  
 nicht. Was hindert mich zu glauben, daß der  
 Kommerzienrat bei der Entdeckung dieses Menschen mit  
 im Spiele sey? Aber das Zufall kann es fügen, daß  
 ich hinter diese Schliche komme: ein Brief kann auf-  
 gefangen werden, ein Dekret verplandern. Solange  
 dieses Menschen Scheitert, wenn ich die Quellen sei-  
 ner Unwissenheit entdecke. Er schadet also diesen  
 Taschenspieler ein, der diesen oder jenen Anschlag  
 auf mich haben muß. Von dem Daseyn und den  
 Absichten dieses Menschen kontrollirt er nicht, wie  
 selbstthätig einen Hintz zu geben. Was ich also auch  
 entdecken mag, so wird mein Verdacht auf Niemand  
 anders, als auf diesen Gaukler, fallen; und zu den  
 Nachforschungen, welche ihm, dem Armenter, zu  
 gute kommen, wird der Civilianer seinen Namen ge-  
 ben. Dieses war die Puppe, mit der er mich spielen  
 läßt, während daß er selbst, unbewacht und unver-  
 dächtlich, mit unsichtbaren Fäden mich umwindet."

„Sehr gut! Aber wie läßt es sich mit dieser  
 Absichten reimen, daß er selbst diese Täuschung  
 geschehen hilft, und die Geheimnisse seiner Kunst  
 profanen Augen preisgibt?"

„Was sind es für Geheimnisse, die er mir preis-  
 gibt? Keines von denen zuverlässig, die er zuß hat,  
 bei mir in Anwendung zu bringen. Er hat also durch  
 ihre Profanation nichts verloren. — Aber wie viel  
 hat er im Gegentheil gewonnen, wenn dieser vor-  
 nehmliche Triumpß über Betrug und Taschenspielerest

mich sich er und zuversichtlich macht; wenn es ihm dadurch gelang, meine Wachsamkeit nach einer entgegengesetzten Richtung zu lenken; meinen noch unbestimmt umherschweifenden Argwohn auf Gegenständen zu fixiren, die von dem eigentlichen Orte des Angriffs am weitesten entlegen sind? — Er konnte erwarten, daß ich, früher oder später, aus eignem Mißtrauen oder fremdem Antriebe, den Schlüssel zu seinen Wundern in der Taschenspielerkunst auffuchen würde. — Was konnte er Besseres thun, als daß er sie selbst neben einander stellte, daß er mir gleichsam den Maßstab dazu in die Hand gab, und, indem er der letztern eine künstliche Grenze setzte, meine Begriffe von den erstern desto mehr erhöhte oder verwirrte. Wie viele Muthmaßungen hat er durch diesen Kunstgriff auf einmal abgeschnitten! Wie viele Erklärungsarten im voraus widerlegt, auf die ich in der Folge vielleicht hätte fallen mögen!“

So hat er wenigstens sehr gegen sich selbst gehandelt, daß er die Augen derer, die er täuschen wollte, schärfte, und ihren Glauben an Wunderkraft durch Entzifferung eines so künstlichen Betrugs überhaupt sinken machte. Sie selbst, gnädigster Herr, sind die beste Widerlegung seines Planes, wenn er ja einen gehabt hat.

„Er hat sich in mir vielleicht geirrt — aber er hat darum nicht weniger scharfsinnig raisonnirt. Konnte er voraussehen, daß mir gerade dasjenige im Gedächtnisse bleiben würde, welches der Schlüssel zu

dem Wunder werden könnte? Lag es in seinem Plane, daß mir die Kreatur, deren er sich bediente, solche Blößen geben sollte? Wissen wir, ob dieser Sicilianer seine Vollmacht nicht weit überschritten hat? — Mit dem Ringe gewiß — und doch ist es hauptsächlich dieser einzige Umstand, der mein Mißtrauen gegen diesen Menschen entschieden hat. Wie leicht kann ein so zugespitzter feiner Plan durch ein größeres Organ verunstaltet werden? Sicherlich war es seine Meinung nicht, daß uns der Taschenspieler seinen Ruhm im Marktschreiertone vorposaunen sollte — daß er uns jene Märchen aufschüsseln sollte, die sich beim leichtesten Nachdenken widerlegen. So zum Beispiel — mit welcher Stirn kann dieser Charlatan behaupten, daß sein Wunderthäter auf den Glockenschlag Zwölfe in der Nacht jeden Umgang mit Menschen aufheben müsse? Haben wir ihn nicht selbst um diese Zeit in unserer Mitte gesehen?"

Das ist wahr, rief ich. Das muß er vergessen haben!

„Aber es liegt im Charakter dieser Art Leute, daß sie solche Aufträge übertreiben, und durch das Zuviel Alles verschlimmern, was ein bescheidener und mäßiger Betrug vortrefflich gemacht hätte.“

Ich kann es befeunget noch nicht über mich gewinnen, gnädigster Herr, diese ganze Sache für nichts mehr, als ein angestelltes Spiel zu halten. Wie? Der Schrecken des Sicilianers, die Zukunten, die Ohnmacht, der ganze klägliche Zustand dieses



Menschen, der aus selbst Erbarmen eintrüfte — alles dieses wäre nur eine eingelehrte Rolle gewesen? Zugegeben, daß sich das theatralesche Sattelspiel auch noch so weit treiben lasse, so kann die Kunst des Akteurs doch nicht über die Organe seines Lebens gebieten.

„Was das anbetrifft, Freund — Ich habe Michard den Dritten von Garrick gesehen. — Was waren wir in diesem Augenblick kalt und müßig genug, um unbefangene Beobachter abzugeben? Konnten wir den Affekt dieses Menschen prüfen, da uns der unferige übermeisterte? Ueberdies ist die entscheidende Krise, auch sogar eines Betrugs, für den Betrüger selbst eine so wichtige Angelegenheit, daß bei ihm die Erwartung gar leicht so gewaltsame Symptome erzeugen kann, als die Ueberraschung bei dem Betrogenen. Rechnen Sie dazu noch die unvermuthete Erscheinung der Häfcher —“

„Eben diese, gnädigster Herr — Gut, daß Sie mich daran erinnern — Würde er es wohl gewagt haben, einen so gefährlichen Plan dem Auge der Gerechtigkeit bloßzustellen? die Exene seiner Kreatur auf eine so bedenkliche Probe zu bringen? — und zu welchem Ende?“

„Dafür lassen Sie ihn sorgen, der seine Leute kennen muß. Wissen wir, was für geheime Verbrechen ihm für die Verschwiegenheit dieses Menschen haften? — Sie haben gehört, welches Amt er in Monday bekleidet. — Wie viel wird es ihm wohl

losen, diesem Kerl durchzuhelfen, der keinen andern Ankläger hat, als ihn?"

(Und in der That hat der Ausgang den Verdacht des Prinzen in diesem Stücke nur zu sehr gerechtfertigt. Als wir uns einige Tage darauf nach unserm Gefangenen erkundigen ließen, erhielten wir zur Antwort, daß er unsichtbar geworden sey.)

„Und zu welchem Ende, fragen Sie? Auf welchem andern Wege, als auf diesem gewaltsamen, konnte er dem Sicilianer eine so unwahrscheinliche und schimpfliche Beichte abfordern lassen, worauf es doch so wesentlich ankam? Wer, als ein verzweifelter Mensch, der nichts mehr zu verlieren hat, wird sich entschließen können, so erniedrigende Aufschlüsse über sich selbst zu geben? Unter welchen andern Umständen hätten wir sie ihm geglaubt?"

Alles zugegeben, gnädigster Prinz, sagte ich endlich. Beide Erscheinungen sollen Gaukelspiele gewesen seyn; dieser Sicilianer soll uns meinetwegen nur ein Märchen aufgeheftet haben, das ihn sein Principal einlernen ließ; beide sollen zu Einem Zwecke, mit einander einverstanden, wirken, und aus diesem Einverständnisse sollen alle jene wunderbaren Zufälle sich erklären lassen, die uns im Laufe dieser Begebenheit in Erstaunen gesetzt haben. Jene Prophezeung auf dem Markusplatze, das erste Wunder, welches alle übrigen eröffnet hat, bleibt nichts desto weniger unerklärt; und was hilft uns der Schlüssel zu allen übrigen,

wenn wir an der Auflösung dieses einzigen ver-  
zweifeln?

„Kehren Sie es vielmehr um, lieber Graf,“ gab mir der Prinz hierauf zur Antwort. „Sagen Sie, was beweisen alle jene Wunder, wenn ich herausbringe, daß auch nur ein einziges Taschenspiel darunter war? Jene Prophezeung — ich bekenn' es Ihnen — geht über alle meine Fassungskraft. Stünde sie einzeln da, hätte der Armenier seine Rolle mit ihr beschossen, wie er sie damit eröffnete — ich gestehe Ihnen, ich weiß nicht, wie weit sie mich noch hätte führen können. In dieser niedrigen Gesellschaft ist sie mir ein klein wenig verdächtig. — Die Zeit wird sie aufklären, oder auch nicht aufklären — aber glauben Sie mir, Freund (indem er seine Hand auf die meinige legte und eine sehr ernsthafte Miene annahm), ein Mensch, dem höhere Kräfte zu Gebote stehen, wird keines Gaukelspiels bedürfen, oder er wird es verachten.“

So endigte sich eine Unterredung, die ich darum ganz hierher gesetzt habe, weil sie die Schwierigkeiten zeigt, die bei dem Prinzen zu besiegen waren; und weil sie, wie ich hoffe, sein Andenken von dem Vorwurfe reinigen wird, daß er sich blind und unbesonnen in die Schlinge gestürzt habe, die eine unerhörte Teufelerei ihm bereitere. Nicht Alle — fährt der Graf D\*\* fort — die in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, vielleicht mit Hohn gelächter auf seine Schwachheit herabsehen, und im stolzen Dünkel ihrer

nie angefochtenen Vernunft sich für berechtigt halten, den Stab der Verdammung über ihn zu brechen, nicht Alle, fürchte ich, würden diese erste Probe so männlich bestanden haben. Wenn man ihn nunmehr auch nach dieser glücklichen Vorbereitung dessen ungeachtet fallen sieht; wenn man den schwarzen Anschlag, vor dessen entferntester Annäherung ihn sein guter Genius warnte, nichts desto weniger an ihm in Erfüllung gegangen findet, so wird man weniger über seine Thorheit spotten als über die Größe des Bubenstücks erstaunen, dem eine so wohlvertheidigte Vernunft erlag. Weltliche Rücksichten können an meinem Zeugnisse keinen Antheil haben, denn Er, der es mir danken soll, ist nicht mehr. Sein schreckliches Schicksal ist gesündigt, längst hat sich seine Seele am Thron der Wahrheit gereinigt, vor dem auch die meinige längst steht, wenn die Welt dieses liest — aber man verzeihe mir die Thräne, die dem Andenken meines theuersten Freundes unversehens fällt: — doch zur Steuer der Gerechtigkeit schreib' ich es nieder: er war ein edler Mensch, und gewiß war' er eine Zierde des Thrones geworden, den er durch ein Verbrechen ersteigen zu wollen sich betühren ließ.

---

## Z w e i t e s   B u c h .

---

Nicht lange nach diesen leßtern Begebenheiten — führt der Graf von D\*\* zu erzählen fort — sey ich an, in dem Gemüthe des Prinzen eine wichtige Veränderung zu bemerken, die theils eine unmittelbare Folge des leßtern Vorfalls war, theils auch durch den Zusammenfluß mehrerer zufälliger Umstände hervorgebracht worden. Bis jetzt nämlich hatte der Prinz jede strengere Prüfung seines Glaubens vermieden, und sich damit begnügt, die rohen und unzulichen Religionsbegriffe, in denen er aufgezogen worden, durch die bessern Ideen, die sich ihm nachher aufdrängten, zu reinigen; oder mit diesen auszugleichen, ohne die Fundamente seines Glaubens zu untersuchen. Religionsgegenstände überhaupt, gestand er mir mehrmals, seyen ihm jedertzeit wie ein bezaubertes Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen seinen Fuß setze, und man thue weit besser, man gehe mit ehrerbietiger Resignation daran vorüber, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich in seinen Labrynthten zu verirren. Eine bigotte, knechtische

Erziehung war die Quelle dieser Furcht; diese hatte seinem zarten Gehirne Schreckbilder eingebrückt, von denen er sich während seines ganzen Lebens nie ganz losmachen konnte. Religiöse Melancholie war eine Erbkrankheit in seiner Familie; die Erziehung, welche man ihm und seinen Brüdern geben ließ, war dieser Disposition angemessen, die Menschen, denen man sie anvertraute, aus diesem Gesichtspunkte gewählt, also entweder Schwärmer oder Heuchler. Alle Lebhaftigkeit des Knaben in einem dumpfen Geisteszwange zu ersticken, war das einzige Mittel, sich der höchsten Zufriedenheit der fürstlichen Eltern zu versichern. Diese schwarze nächtliche Gestalt hatte die ganze Jugendzeit unsers Prinzen, selbst aus seinen Spielen war die Freude verbannt. Alle seine Vorstellungen von Religion hatten etwas Furchterliches an sich, und eben das Grauensvolle und Derbe war es, was sich seiner lebhaftesten Einbildungskraft zuerst bemächtigte, und sich auch am längsten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein strafendes Wesen; seine Gottesverehrung knechtisches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erstickende Ergebung. Auf allen seinen kindischen und jugendlichen Neigungen, denen ein derber Körper und eine blühende Gesundheit um so kraftvollere Explosionen gab, stand ihm die Religion im Wege; mit Allem, woran sein jugendliches Herz sich hing, lag sie im Streite; er lernte sie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geißel seiner Leidenschaften kennen. So entbrannte allmählich eine stille Indigna-

tion gegen sie in seinem Herzen, welche, mit einem respektvollen Glauben und blinder Furcht in seinem Kopfe und Herzen, die bizarrste Mischung machte — einen Widerwillen gegen einen Herrn, vor welchem er zitterte.

Kein Wunder, daß er die erste Gelegenheit ergriff, einem so strengen Joche zu entfliehen — aber er entlief ihm, wie ein leibeigener Slave seinem harten Herrn, der auch mitten in der Freiheit das Gefühl seiner Knechtschaft herumträgt. Eben darum, weil er dem Glauben seiner Jugend nicht mit kühnter Wahl entsagt, weil er nicht gewartet hatte, bis seine reife, gereinigte Vernunft sich gemächlich davon abgelöst hatte, weil er ihm als ein Flüchtling entsprungen war, auf den die Eigenthumsrechte seines Herrn immer noch fortdauern — so mußte er auch, nach so großen Distractionen, immer wieder zu ihm zurückkehren. Er war mit der Kette entsprungen, und eben darum mußte er der Raub eines jeden Betrügers werden, der sie entdeckte und zu gebrauchen verstand. Daß sich ein solcher fand, wird, wenn man es noch nicht errathen hat, der Verlauf dieser Geschichte ausweisen.

Die Geständnisse des Siciliäners ließen in seinem Gemüthe wichtigere Folgen zurück, als dieser ganze Gegenstand werth war, und der kleine Sieg, den seine Vernunft über diese schwache Täuschung davon getragen, hatte die Zuversicht zu seiner Vernunft überhaupt merklich erhöht. Die Leichtigkeit, mit der

es ihm gelungen war, die sein Betrug anfühlenden, sehen ihn selbst überrascht zu haben; in diesem Kopfe hatten sich Wahrheit und Irrthum noch nicht so genau von einander gesondert; daß es ihm nicht oft begegnet wäre, die Stützen der einen mit den Stützen des andern zu verwechseln; daher kam es, daß der Schlag, der seinen Glauben an Dindler führte, das ganze Gebäude seines Glaubens zugleich zum Wanken brachte. Es erging ihm hier, wie einem unerfahrenen Menschen, der in der Freundschaft oder Liebe hintergangen worden, weil er schlecht gewählt hatte, und der nun seinen Glauben an diese Empfindungen überhaupt flaken läßt, weil er bloße Zufälligkeiten für wesentliche Kennzeichen derselben aufnimmt. Ein entlarvter Betrug machte ihm auch die Wahrheit verdächtig; weil er sich die Wahrheit unglücklicherweise durch gleich schlechte Gründe bewiesen hatte.

Dieser vermeintliche Triumph gefiel ihm um so mehr, je schwerer der Dorn gewesen, wovon er ihn zu befreien schien. Von diesem Zeitpunkte an regte sich eine Zweifelacht in ihm, die auch das Ehrwürdigste nicht verschonte.

Es halfen mehrere Dürge zusammen, ihn in dieser Gemüthslage zu erhalten, und noch mehr darin zu befestigen. Die Zurückgezogenheit, in der er bisher gelebt hatte, hörte jetzt auf, und mußte einer zerstreuten, vollen Lebensart Platz machen. Sein Stand war unbest. Aufmerksamkeiten, die er erneuern mußte, Etikette, die er seinem Range schuldig war.



rissen ihn unvermerkt in den Wirbel der großen Welt. Sein Stand sowohl, als seine persönlichen Eigenschaften öffnethen ihm die geistvollsten Zirkel in Venedig; bald sah er sich mit den hellsten Köpfen der Republik, Gelehrten sowohl als Staatsmännern, in Verbindung. Dies zwang ihn, den einförmigen, engen Kreis zu erweitern, in welchem sein Geist sich bisher bewegt hatte. Er fing an, die Armuth und Beschränktheit seiner Begriffe wahrzunehmen, und das Bedürfniß höherer Bildung zu fühlen. Die altmodische Form seines Geistes, von so vielen Vorzügen sie auch sonst begleitet war, stand mit den gangbaren Begriffen der Gesellschaft in einem nachtheiligen Kontraste, und seine Fremdheit in den bekanntesten Dingen setzte ihn zuweilen dem Lächerlichen aus: nichts fürchtete er so sehr, als das Lächerliche. Das ungünstige Vorurtheil, das auf seinem Geburtslande haftete, schien ihm eine Aufforderung zu seyn, es in seiner Person zu widerlegen. Dazu kam noch die Sonderbarkeit in seinem Charakter, daß ihn jede Aufmerksamkeit verdroß, die er seinem Stande und nicht seinem persönlichen Werthe danken zu müssen glaubte. Vorzüglich empfand er diese Demüthigung in Gegenwart solcher Personen, die durch ihren Geist glänzten, und durch persönliche Verdienste gleichsam über ihre Geburt triumphirten. In einer solchen Gesellschaft sich als Prinz unterschieden zu sehen, war jederzeit eine tiefe Beschämung für ihn, weil er unglücklicherweise glaubte, durch diesen Namen schon von jeder Kon-

kurrenz ausgeschlossen zu seyn. Alles dieses zusammen genommen überführte ihn von der Nothwendigkeit, seinem Geiste die Bildung zu geben, die er bisher verabsäumt hatte, um das Jahrfünftel der witzigen und der denkenden Welt einzuholen, hinter welchem er so weit zurückgeblieben war. Er wählte dazu die modernste Lektüre, der er sich nun mit allem dem Ernste hingab, womit er Alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte. Aber die schlimme Hand, die bei der Wahl dieser Schriften im Spiele war, ließ ihn unglücklicherweise immer auf solche stoßen, bei denen seine Vernunft und sein Herz wenig gebessert waren. Und auch hier waltete sein Lieblingshang vor, der ihn immer zu Allem, was nicht begriffen werden soll, mit unwiderstehlichem Reize hingezogen hatte. Nur für dasjenige, was damit in Beziehung stand, hatte er Aufmerksamkeit und Gedächtniß; seine Vernunft und sein Herz blieben leer, während sich diese Fächer seines Gehirns mit verworrenen Begriffen anfüllten. Der blendende Styl des einen riß seine Imagination dahin, indem die Spitzfindigkeiten des andern seine Vernunft verstrickten. Beiden wurde es leicht, sich einen Geist zu unterjochen, der ein Raub eines Jeden war, der sich ihm mit einer gewissen Dreistigkeit aufdrang: Eine Lektüre, die länger als ein Jahr mit Leidenschaft fortgesetzt wurde, hatte ihn beinahe mit gar keinem wohlthätigen Begriffe bereichert, wohl aber seinen Kopf mit Zweifeln angefüllt, die, wie es bei diesem konsequenten Charakter unausbleiblich

folgte; bald einen unglücklichen Weg zu seinem Herzen fanden. Daß ich es kurz sage — er hatte sich in dieses Labyrinth begeben als ein glaubenreicher Schwärmer, und er verließ es als Zweifler, und zuletzt als ein ausgemachter Freigeist.

Unter den Zielen, in die man ihn zu ziehen gewußt hatte, war eine gewisse geschlossene Gesellschaft, der Buoncontaurò genannt, die unter dem äußerlichen Scheine einer edeln vernünftigen Geistesfreiheit die arglosestehende Union der Meinungen wie der Sitten begünstigte. Da sie unter ihren Mitgliedern viele Geistliche zählte, und sogar die Namen einiger Cardinäle an ihrer Spitze trug, so wurde der Prinz um so leichter bewogen, sich darin einführen zu lassen. Gewisse gefährliche Wahrheiten der Vernunft, meinte er, könnten nirgends besser aufgehoben seyn, als in den Händen solcher Personen, die ihr Stand schon zur Mäßigung verpflichtete, und die den Vortheil hätten, auch die Gegenpartei gehört und geprüft zu haben. Der Prinz vergaß hier, daß Libertinage des Geistes und der Sitten bei Personen dieses Standes eben darum weiter um sich greift, weil sie hier einen Stützpunkt weniger findet. Und dieses war der Fall bei dem Buoncontaurò, dessen mehreste Mitglieder durch eine verdammliche Philosophie, und durch Sitten, die einen solchen Führerinnen würdig waren, nicht ihren Stand allein, sondern selbst die Menschheit beschimpften. Die Gesellschaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will zur Ehre des Prinzen, glauben, daß man

ihn des innersten Heiligthums nie gewürdigt habe. Jeder, der in diese Gesellschaft eintrat, mußte, wenigstens so lange er ihr lebte, seinen Rang, seine Nation, seine Religionspartei, kurz alle konventuellen Unterscheidungszeichen ablegen, und sich in einen gewissen Stand universeller Gleichheit begeben. Die Wahl der Mitglieder war in der That streng, weil nur Vorzüge des Geistes einen Weg dazu bahnten. Die Gesellschaft rühmte sich des feinsten Tons und des ausgebildetsten Geschmacks, und in diesem Rufe stand sie auch wirklich in ganz Venedig. Dieses sowohl, als der Schein von Gleichheit, der darin herrschte, zog den Urinzen unwiderstehlich an. Ein geistvoller, durch seinen Wis. aufgeheiterter Umgang, unterrichtende Unterhaltungen, das Beste aus der gelehrten und politischen Welt, das hier, wie in seinem Mittelpunkte, zusammenfloß, verbergen ihm lange Zeit das Gefährliche dieser Verbindung. Wie ihm nach und nach der Geist des Instituts durch die Maske hindurch sichtbar wurde, oder man es auch müde war, länger gegen ihn auf seiner Hut zu seyn, war der Rückweg gefährlich, und falsche Scham sowohl, als Sorge für seine Sicherheit, zwangen ihn, sein inneres Mißfallen zu verbergen. Aber schon durch bloße Vertraulichkeit mit dieser Menschenklasse und ihren Meinungen, wenn sie ihn auch nicht zur Nachahmung hinarissen, ging die reine, schöne Einfalt seines Charakters und die Zartheit seiner moralischen Gefühle verloren. Seine durch so wenig gründliche

Kenntnisse unterstüßte Vernunft konnte, ohne fremde Beihülfe, die feinen Trugschlüsse nicht lösen, womit man sie hier verstrickt hatte, und unvermerkt hatte dieses schreckliche Corrosiv Alles — beinahe Alles verzehrt, worauf seine Moralität ruhen sollte. Die natürlichen und nothwendigen Stützen seiner Glückseligkeit gab er für Sophismen hinweg, die ihn im entscheidenden Augenblicke verließen, und ihn dadurch zwangen, sich an den ersten besten Willkürlichen zu halten, den man ihm zuwarf.

Vielleicht wäre es der Hand eines Freundes gelungen, ihn noch zur rechten Zeit von diesem Abgrunde zurückzuziehen — aber, außerdem daß ich mit dem Inneren des Bucentauro erst lange nachher bekannt worden bin, als das Uebel schon geschehen war, so hatte mich schon zu Anfang dieser Periode ein dringender Vorfall aus Venedig abgerufen. Auch Mylord Seymour, eine schätzbare Bekanntschaft des Prinzen, dessen kalter Kopf jeder Art von Täuschung unzugänglich war, und der ihm unfehlbar zu einer sichern Stütze hätte dienen können, verließ uns in dieser Zeit, um in sein Vaterland zurückzukehren. Diejenigen, in deren Händen ich den Prinzen ließ, waren zwar redliche, aber unerfahrene und in ihrer Religion äußerst beschränkte Menschen, denen es sowohl an der Einsicht in das Uebel, als an Ansehen bei dem Prinzen fehlte. Seinen verfänglichen Sophismen wußten sie nichts, als die Machtsprüche eines blinden ungevrüßten Glaubens entgegenzusetzen, die ihn entweder

aufbrachten oder belustigten; er übersah sie gar zu leicht, und sein überlegener Verstand brachte diese schlechten Vertheidiger der guten Sache bald zum Schweigen, wie aus einem Beispiele, das ich in der Folge anführen werde, erhellen wird. Den Andern, die sich in der Folge seines Vertrauens bemächtigten, war es vielmehr darum zu thun, ihn immer tiefer darenin zu versenken. Als ich im folgenden Jahre wieder nach Venedig zurückkam — wie anders fand ich da schon Alles!

Der Einfluß dieser neuen Philosophie zeigte sich bald in des Prinzen Leben. Je mehr er zusehends in Venedig Glück machte, und neue Freunde sich erwarb, desto mehr fing er an, bei seinen ältern Freunden zu verlieren. Mir gefiel er von Tag zu Tag weniger; auch sahen wir uns seltener, und überhaupt war er weniger zu haben. Der Strom der großen Welt hatte ihn gefaßt. Nie wurde seine Schwelle leer, wenn er zu Hause war. Eine Lustbarkeit drängte die andere, ein Fest das andere, eine Glückseligkeit die andere. Er war die Schöne, um welche Alles buhlt, der König und der Abgott aller Zirkel. So schwer er sich in der vorigen Stille seines beschränkten Lebens den großen Weltlauf gedacht hatte, so leicht fand er ihn nunmehr zu seinem Erstaunen. Es kam ihm Alles so entgegen, Alles war trefflich, was von seinen Lippen kam, und wenn er schwieg, so war es ein Raub an der Gesellschaft. Man verstand die Kunst, ihm die Gedanken mit einer angenehmen Leichtigkeit

von der Scala gleichsam abzulösen, und durch eine feine Nachhilfe ihn selbst damit zu überraschen. Auch machte ihn dieses ihn überall verfolgende Glück, dieses allgemeine Gelingen, wirklich zu etwas mehr, als er in der That war, weil es ihm Muth und Zuversicht zu ihm selbst gab. Die erhöhte Meinung, die er dadurch von seinem eignen Werthe erlangte, gab ihm Glauben an die übertriebene und beinahe abgöttische Verehrung, die man seinem Geiste widerfahren ließ, die ihm, ohne dieses vergrößerte und gewissermaßen gegründete Selbstgefühl, nothwendig hätte verdächtig werden müssen. Jetzt aber war diese allgemeine Stimme, nur die Bekräftigung dessen, was sein selbstzufriedener Stolz ihm im Stillen sagte — ein Tribut, der ihm von Rechts wegen gehörte. Unfehlbar würde er dieser Schlinge entgangen seyn, hätte man ihn zu Athem kommen lassen, hätte man ihm nur ruhige Muße gegöhnt, seinen eignen Werth mit dem Bilde zu vergleichen, das ihm in einem so lieblichen Spiegel vorgehalten wurde. Aber seine Existenz war ein fortdauernder Zustand von Trunkenheit, von schwebendem Taumel. Je höher man ihn gestellt hatte, desto mehr hatte er zu thun, sich auf dieser Höhe zu erhalten; diese immerwährende Anspannung verzehrte ihn langsam; selbst aus seinem Schlafe war die Ruhe geflohen. Man hatte seine Blößen durchschaut, und die Leidenschaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.

Bald mußten es seine redlichen Kavaliere ent-

gelten, daß ihn Herr zum großen Kopfe geworden war. Ernsthafte Empfindungen und ehrwürdige Wahrheiten, an denen sein Herz sonst mit aller Wärme gehangen, fingen nun an, Gegenstände seines Spotts zu werden. An den Wahrheiten der Religion rächte er sich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe so lange gehalten hatten; aber weil eine nicht zu verfehlende Stimme seines Herzens die Launen seines Kopfes belämpfte, so war mehr Bitterkeit, als fröhlicher Muth in seinem Wibe. Sein Naturell fing an sich zu ändern, Launen stellten sich ein. Die schönste Zierde seines Charakters, seine Bescheidenheit, verschwand; Schmeichler hatten sein treffliches Herz vergiftet. Die schonende Delikatess des Umgangs, die es seine Kavaliere sonst ganz vergessen gewacht hatte, daß er ihr Herz war, machte jetzt nicht selten einem gebieterischen entschledenden Tone Platz, dem um so empfindlicher schmerzte, weil er nicht auf den äußerlichen Abstand, worüber man sich mit leichter Mühe tröstet, und den er selbst wenig achtete, sondern auf eine beleidigende Voraussetzung seines persönlichen Erhabens gegründet war. Weil er zu Hause doch öfters Betrachtungen Raum gab, die ihn im Zaumel der Gesellschaft nicht hatten angehen dürfen, so sahen ihn seine eigenen Leute selten anders, als finster, mürrisch und unglücklich, während daß er fremde Sirkel mit einer erzwungenen Fröhlichkeit besetzte. Mittheilnehmenden Leiden sahen wir ihn auf dieser gefährlichen Bahn hinwandeln,



aber in dem Tumult, durch den er geworfen wurde, hörte er die schwache Stimme der Freundschaft nicht mehr, und war jetzt auch noch zu glücklich, um sie zu verstehen.

Schon in den ersten Zeiten dieser Epoche forderte mich eine wichtige Angelegenheit an den Hof meines Souverains, die ich auch dem feurigsten Interesse der Freundschaft nicht nachsetzen durfte. Eine unsichtbare Hand, die sich mir erst lange nachher entdeckte, hatte Mittel gefunden, meine Angelegenheiten dort zu verwirren, und Gerüchte von mir auszubreiten, die ich eilen mußte durch meine persönliche Gegenwart zu widerlegen. Der Abschied vom Prinzen ward mir schwer, aber ihm war er desto leichter. Schon seit geraumer Zeit waren die Bande gelöst, die ihn an mich gekettet hatten. Aber sein Schicksal hatte meine ganze Theilnehmung erweckt; ich ließ mir beschwören von dem Baron von F\*\*\* versprechen, mich durch schriftliche Nachrichten damit in Verbindung zu erhalten, was er auch auf's Gewissenhafteste gehalten hat. Von jetzt an bin ich also auf lange Zeit kein Augenzeuge dieser Begebenheiten mehr; man erlaube mir, den Baron von F\*\*\* an meiner Statt aufzuführen, und diese Lücke durch Auszüge aus seinen Briefen zu ergänzen. Ungeachtet die Vorstellungsart meines Freundes F\*\*\* nicht immer die meinige ist, so habe ich dennoch an seinen Worten nichts ändern wollen, aus denen der Leser die Wahrheit mit wenig Mühe herausfinden wird.

---

Baron von F\*\*\* an den Grafen von  
D\*\*\*.

Erster Brief.

Mail 17<sup>00</sup>.

Dank Ihnen, sehr verehrter Freund, daß Sie mir die Erlaubniß ertheilt haben, auch abwesend den vertrauten Umgang mit Ihnen fortzusetzen, der während Ihres Hierseyns meine beste Freude ausmachte. Hier, das wissen Sie, ist Niemand, gegen den ich es wagen dürfte, mich über gewisse Dinge herauszulassen. — Was Sie mir auch dagegen sagen mögen, dieses Volk ist mir verhaßt. Seitdem der Prinz einer davon geworden ist; und seitdem vollends Sie uns entrisen sind, bin ich mitten in dieser vollreichen Stadt verlassen. F\*\*\* nimmt es leichter, und die Schönen in Venedig wissen ihm die Kränkungen vergessen zu machen, die er zu Hause mit mir theilen muß. Und was hätte er sich auch darüber zu grämen? Er sieht und verlangt in dem Prinzen nichts, als einen Herrn, den er überall findet — aber ich! Sie wissen, wie nahe ich das Wohl und Weh unsers Prinzen an meinem Herzen fühle, und wie sehr ich Ursache dazu habe. Sechszehn Jahre sind's, daß ich um seine Person lebe, daß ich nur für ihn lebe. Als ein neunjähriger Knabe kam ich in seine Dienste, und seit dieser Zeit hat mich kein Schicksal von ihm getrennt. Unter seinen Augen bin ich geworden; ein langer Umgang hat mich ihm zugebildet; alle seine

großen und kleinen Abenteuer hab' ich mit ihm bestanden. Ich lebe in selbter Glückseligkeit. Bis auf dieses unglückliche Jahr hab' ich nur meinen Freund, meinen ältern Bruder in ihm gesehen; wie in einem heitern Sonnenscheine hab' ich in seinen Augen gelebt — keine Wolke trübte mein Glück; und alles dieß soll mir nun in diesem unseligen Venedig zu Trümmern gehen!

Seitdem Sie von uns sind, hat sich allerlei bei uns verändert. Der Prinz von \*\*b\*\* ist vorige Woche mit einer zahlreichen und glänzenden Suite hier angelangt, und hat unserm Birtel ein neues tumultuarisches Leben gegeben. Da er und unser Prinz so nahe verwandt sind, und jetzt auf einem ziemlich guten Fuß zusammen stehen, so werden sie sich während seines hiesigen Aufenthalts, der, wie ich höre, bis zum Himmeljahrsfest dauern soll, wenig von einander trennen. Der Anfang ist schon bestens gemacht; seit zehn Tagen ist der Prinz kaum zu Atem gekommen. Der Prinz von \*\*b\*\* hat es gleich sehr hoch angefangen, und das möchte er immer, da er sich bald wieder entfernt; aber das Schlimme dabei ist, er hat unsern Prinzen damit angesteckt, weil er sich nicht wohl davon ausschließen konnte, und bei dem besondern Verhältnisse, das zwischen beiden Häusern obwaltet, dem bestkennenen Mänge des seinigigen hier etwas schädlich zu seyn glaubte. Dazu kommt, daß in wenigen Wochen auch unser Abschied von Venedig herannahet; wodurch er ohne: überho-

beu wird, diesen außerordentlichen Aufwand in die Länge fortzuführen.

Der Prinz von \*\*\* wie man sagt, ist in Geschäften des \*\*\* Lebens hier, wobei er sich einbildet, eine wichtige Rolle zu spielen. Daß er von allen Bekanntschaften unsers Prinzen sogleich Befehl genommen haben werde, können Sie sich leicht einbilden. In den Bucentauro besonders ist er mit Pomp ethngeführt worden, da es ihm seit einiger Zeit beliebt hat, den wichtigen Kopf und den starken Geist zu spielen, wie er sich denn auch in seinen Korrespondenzen, deren er in allen Weltgegenden unterhält, mit den Prince philosophe nennen läßt. Ich weiß nicht, ob Sie je das Glück gehabt haben, ihn zu sehen. Ein vielversprechendes Aeußere, beschäftigte Augen, eine Miene voll Kunstverständigkeit, viel Prunk von Lectüre, viel erhabene Natur (vergönnen Sie mir dieses Wort) und eine fürstliche Herablassung zu Menschengefühl, dabei eine heroische Zuversicht auf sich selbst, und eine Alles nieberprechende Bescheidenheit. Wer könnte, bei so glänzenden Eigenschaften, einer K. H. seine Huldigung versagen? Wie indessen der stille, wortarme und gründliche Werth unsers Prinzen neben dieser schreienden Vortrefflichkeit auskommen wird, muß der Ausgang lehren.

In unserer Einrichtung sind seit der Zeit viele und große Veränderungen geschehen. Wir haben ein neues prächtiges Haus, der neuen Prokurate gegenüber, bezogen, weil es dem Prinzen im Mohren

zu eng wurde. Unsere Suite hat sich um zwölf Köpfe vermehrt, Wagen, Mohren, Heiden u. dgl. m. — Alles geht jetzt ins Große. Sie haben während Ihres Hierseyns über Aufwand geklagt — jetzt sollten Sie erst sehen!

Unsere innern Verhältnisse sind noch die alten — außer daß der Prinz, der durch Ihre Gegenwart nicht mehr in Schranken gehalten wird, wo möglich, noch einsylbiger und frostiger gegen uns geworden ist, und daß wir ihn jetzt, außer dem An- und Auskleiden, wenig haben. Unter dem Vorwande, daß wir das Französische schlecht, und das Italienische gar nicht reden, weiß er uns von seinen mehrsten Gesellschaften auszuschließen, wodurch er mir für meine Person eben keine große Kränkung anthut; aber ich glaube, das Wahre davon einzusehen; er schämt sich unserer — und das schmerzt mich, das haben wir nicht verdient.

Von unsern Leuten (weil Sie doch alle Kleinigkeiten wissen wollen) bedient er sich jetzt fast ganz allein des Biondello, den er, wie Sie wissen, nach Entweichung unsers Jägers, in seine Dienste nahm, und der ihm jetzt, bei dieser neuen Lebensart, ganz unentbehrlich geworden ist. Der Mensch kennt Alles in Bepedig, und Alles weiß er zu gebrauchen. Es ist nicht anders, als wenn er tausend Augen hätte, tausend Hände in Bewegung sehen könnte. Er bewerkstelligt dieses mit Hülfe der Gondoliers, sagte er. Dem Prinzen kommt dadurch ungemein zu Statten, daß er ihn vorläufig mit allen neuen Gesichtern be-  
kannt

taunt wußt, die diesem in seinen Gesellschaften vor-  
 kommen, und die geheimen Notizen, die er gibt, hat  
 der Prinz immer richtig befunden. Dabei spricht  
 und schreibt er das Italiensche und das Französische  
 vortreflich, wodurch er sich auch bereits zum Sekre-  
 tär des Prinzen ausgezungen hat. Einen Zug von  
 unheimlicher Broue muß ich Ihnen doch erzählen,  
 der bei einem Menschen dieses Standes in der That  
 selten ist. Nämlich ließ ein angesehenener Kaufmann  
 aus Rimini bei dem Prinzen um Gehör ansuchen.  
 Der Gegenstand war eine sonderbare Beschwerde über  
 Biondello. Der Prokurator, sein voriger Herr,  
 der ein wunderlicher Heißiger gewesen seyn mochte,  
 hatte mit seinen Verwandten in unveröhnlicher Feind-  
 schaft gelebt, die ihn auch, wo möglich, noch überleben  
 sollten. Sein ganzes ausschließendes Vertrauen hatte  
 Biondello, bei dem er alle Geheimnisse niederzu-  
 legen pflegte; dieser mußte ihm noch am Todtbette an-  
 geloben, sie heilig zu bewahren, und, zum Vortheil  
 der Verwandten, niemals Gebrauch davon zu machen;  
 ein ansehnliches Legat sollte ihn für diese Verschwie-  
 genheit belohnen. Als man sein Testament eröffnete  
 und seine Papiere durchsuchte, fanden sich große Lücken  
 und Verwirrungen, worüber Biondello allein den  
 Aufschluß geben konnte. Dieser läugnete hartnäckig,  
 daß er etwas wisse, ließ den Erben das sehr beträch-  
 tliche Legat, und behielt seine Geheimnisse. Große  
 Erbietungen wurden ihm von Seiten der Verwandten  
 gethan, aber alle vergeblich; endlich, um ihrem Zu-

bringen zu entgehen, weil sie drohten ihn rechtlich zu belangen, begab er sich bei dem Prinzen in Dienste. An diesen wandte sich nun der Haupterbe, dieser Kaufmann, und that noch größere Erbietungen, als die schon geschehen waren, wenn Biondello seinen Sinn ändern wollte. Aber auch die Fürsprache des Prinzen war umsonst. Diesem gestand er zwar, daß ihm wirklich dergleichen Geheimnisse anvertraut wären; er läugnete auch nicht, daß der Verstorbene im Haß gegen seine Familie vielleicht zu weit gegangen sey, aber, setzte er hinzu, er war mein guter Herr und mein Wohlthäter, und im festen Vertrauen auf meine Neblichkeit starb er hin. Ich war der einzige Freund, den er auf der Welt verließ — um so weniger darf ich seine einzige Hoffnung hintergehen. Zugleich ließ er merken, daß diese Eröffnungen dem Andenken seines verstorbenen Herrn nicht sehr zur Ehre gereichen dürften. Ist das nicht fein gedacht und edel? Auch können Sie leicht denken, daß der Prinz nicht sehr darauf beharrte, ihn in einer so löblichen Gesinnung wandelnd zu machen. Diese seltene Treue, die er gegen einen Todten bewies, hat ihm einen Lebenden gewonnen!

Leben Sie glücklich — liebster Freund. Wie sehne ich mich nach dem stillen Leben zurück, in welchem Sie uns hier fanden, und wofür Sie uns so angenehm entschädigten! Ich fürchte, meine guten Zeiten in Venedig sind vorbei, und Gewinn genug, wenn von dem Prinzen nicht das Nämliche wahr ist. Das Element, worin er jetzt lebt, ist dasjenige nicht,

worin er in der Länge glücklich seyn kann, oder eine sechszehnjährige Erfahrung müßte mich betrogen.

Baron von F\*\* an den Grafen von  
D\*\*\*.

Zweiter Brief.

18 Mai.

Hätt' ich doch nicht gedacht, daß unser Aufenthalt in Venedig noch zu irgend etwas gut seyn würde! Er hat einem Menschen das Leben gerettet, ich bin mit ihm ausgesöhnt.

Der Prinz ließ sich neulich, bei später Nacht, aus dem Bucentauro nach Hause tragen; zwei Bediente, unter denen Biondello war, begleiteten ihn. Ich weiß nicht, wie es zugeht, die Sänfte, die man in der Eile aufgerafft hatte, geht entzwei, und der Prinz sieht sich genöthigt, den Rest des Weges zu Fuße zu machen. Biondello geht voran, der Weg führte durch einige dunkle abgelegene Straßen, und da es nicht weit mehr von Tages-Abbruch war, so brannten die Lampen dunkel, oder waren schon ausgegangen. Eine Viertelstunde mochte man gegangen seyn, als Biondello die Entdeckung machte, daß er verirrt sey. Die Ähnlichkeit der Brücken hatte ihn getäuscht, und anstatt in St. Markus überzusetzen, befand man sich im Gestiere von Castello. Es war in einer der abgelegensten Gassen und nichts Lebendes weit und breit; man mußte umkehren, um



sich in einer Hauptstraße zu orientiren. Sie sind nur wenige Schritte gegangen, als nicht weit von ihnen in einer Gasse ein Mordgeschrei erschallt. Der Prinz, unbewaffnet wie er war, reißt einem Bedienten den Stoß aus den Händen, und mit dem entschlossenen Muth, den Sie an ihm kennen, nach der Gegend zu, woher diese Stimme erschallte. Drei fürchterliche Kerle sind eben im Begriff, einen Vierten niedergustoßen, der sich mit seinem Begleiter nur noch schwach vertheidigt; der Prinz erscheint noch eben zu rechter Zeit, um den tödtlichen Stich zu hindern. Sein und der Bedienten Ruf besürzt die Mörder, die sich an einem so abgelegenen Orte auf keine Ueberraschung versehen hatten, daß sie nach einigen leichten Dolchstichen von ihrem Manne ablassen und die Flucht ergreifen. Halb ohnmächtig und vom Ringen erschöpft, sinkt der Verwundete in den Arm des Prinzen; sein Begleiter entdeckt diesem, daß er den Marchese von Civitella, den Neffen des Kardinals A\*\*\*i, gerettet habe. Da der Marchese viel Blut verlor, so machte Biondello, so gut er konnte, in den Eile den Wundarzt, und der Prinz trug Sorge, daß er nach dem Palaste seines Oheims geschafft wurde, der am nächsten gelegen war, und wohin er ihn selbst begleitete. Hier verließ er ihn in der Stille, und ohne sich zu erkennen gegeben zu haben.

Aber durch einen Bedienten, der Biondello erkannt hatte, ward er verrathen. Gleich den folgen-

den Morgen erschien der Cardinal, eine alte Bekanntschaft aus dem Büccellatro. Der Besuch dauerte eine Stunde; der Cardinal war in großer Bewegung, als sie herankamen, Thränen fanden in seinen Augen, auch der Prinz war gerührt. Noch an demselben Abend wurde bei dem Kranken ein Besuch abgestattet, von dem der Wundarzt übrigens das Beste versichert. Der Mantel, in den er gehüllt war, hatte die Stöße unsehr gemächt, und ihre Stärke gebrochen. Seit diesem Vorfalle verstrich kein Tag, an welchem der Prinz nicht im Hause des Cardinals Besuche gegeben oder empfangen hätte, und eine feste Freundschaft fängt an sich zwischen ihm und diesem Hause zu bilden.

Der Cardinal ist ein ehrwürdiger Sechziger, majestätisch von Ansehen, voll Heiterkeit und frischer Gesundheit. Man hält ihn für einen der reichsten Prälaten im ganzen Gebiete der Republik. Sein unermessliches Vermögen soll er noch sehr jugendlich verwalten, und bei einer vernünftigen Sparsamkeit keine Weltfreude verschmähen. Dieser Neffe ist sein einziger Erbe, der aber mit seinem Oheim nicht immer im besten Vornehmen stehen soll. So wenig der Alte ein Feind des Wernützens ist, so soll doch die Aufzucht des Neffen auch die höchste Toleranz erfordern. Seine freien Grundzüge und seine zügellose Lebensart, unglücklicherweise durch Alles unterstützt, was Laster schmälert und die Schamlichkeit hundertfältig kann, machen ihn zum Schrecken aller Väter und zum

Fluch aller Ehemänner; auch diesen letzten Angriff soll er sich, wie man laut behauptet, durch eine Intrigue zugezogen haben, die er mit der Gemahlinn des \*\*schen Gesandten angesponnen hatte: anderer schlimmen Händel nicht zu gedenken, woraus ihn das Ansehen und das Geld des Kardinals nur mit Mühe hat retten können. Dieses abgerechnet, wäre Letzterer der beneidetste Mann in ganz Italien, weil er Alles besitzt, was das Leben wünschenswürdig machen kann. Mit diesem einzigen Familienleiden nimmt das Glück alle seine Gaben zurück, und vergällt ihm den Genuß seines Vermögens durch die immerwährende Furcht, keinen Erben dazu zu finden.

Alle diese Nachrichten habe ich von *Biondello*. In diesem Menschen hat der Prinz einen wahren Schatz erhalten. Mit jedem Tage macht er sich unentbehrlicher, mit jedem Tage entdecken wir irgend ein neues Talent an ihm. Neulich hatte sich der Prinz erhitzt, und konnte nicht einschlafen. Das Nachtlicht war ausgelöscht, und kein Klingeln konnte den Kammerdiener erwecken, der außer dem Hause bei einer Operistinn schlafen gegangen war. Der Prinz entschließt sich also, selbst aufzustehen, um einen seiner Leute zu errufen. Er ist noch nicht weit gegangen, als ihm von ferne eine liebliche Musik entgegenhallt. Er geht, wie bezaubert, dem Schalle nach, und findet *Biondello* auf seinem Zimmer auf der Flöte blasend, seine Kameraden um ihn her. Er will seinen Augen, seinen Ohren nicht trauen, und befiehlt ihm

fortzufahren. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit extemporirt dieser nun dasselbe schmelzende Abagio mit den glücklichsten Variationen und allen Feinheiten eines Virtuosen. Der Prinz, der ein Kenner ist, wie Sie wissen, behauptet, daß er sich getrost in der besten Kapelle hören lassen dürfte.

„Ich muß diesen Menschen entlassen,“ sagte er mir den Morgen darauf, „ich bin unvermögend, ihn nach Verdienst zu belohnen.“ Biondello, der diese Worte aufgefangen hatte, trat herzu. Gnädigster Herr, sagte er, wenn Sie das thun, so rauben Sie mir meine beste Belohnung.

„Du bist zu etwas Besserm bestimmt, als zu dienen,“ sagte mein Herr. „Ich darf dir nicht vor deinem Glücke seyn.“

Dringen Sie mir doch kein anderes Glück auf, gnädigster Herr, als das ich mir selbst gewählt habe.

„Und ein solches Talent zu vernachlässigen — Nein! Ich darf es nicht zugeben.“

So erlauben Sie mir, gnädigster Herr, daß ich es zuweilen in Ihrer Gegenwart übe.

Und dazu wurden auch sogleich die Anstalten getroffen. Biondello erhielt ein Zimmer, zunächst am Schlafgemach seines Herrn, wo er ihn mit Musik in den Schlummer wiegen und mit Musik daraus erwecken kann. Setzen Gehalt wollte der Prinz verdoppeln, welches er aber verbat, mit der Erklärung: der Prinz möchte ihm erlauben, diese zuge dachte Gnade als ein Kapital bei ihm zu deponiren, welches er

vielleicht in kurzer Zeit nöthig haben würde: zu erheben. Der Prinz erwartet nunmehr, daß er nächstens kommen werde, nur etwas zu bitten; und was es auch seyn möge, es ist ihm zum voraus gewährt. Sehen Sie wohl, liebster Freund. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten aus R.\*\*\*n.

Baron von F\*\*\* an den Grafen von D\*\*\*.

### D r i t t e r B r i e f .

4 Julius.

Der Marschall von Civitella, der von seinen Wunden nun ganz wieder hergestellt ist, hat sich vorige Woche durch seinen Onkel, den Cardinal, bei dem Prinzen einschleichen lassen, und seit diesem Tage folgt er ihm, wie sein Schatten. Von diesem Marschall hat mir Biondello doch nicht die Wahrheit gesagt, wenigstens hat er sie weit übertrieben. Ein sehr lebenswürdiger Mensch von Ansehen, und unwiderstehlich im Umgange. Es ist nicht möglich, ihm gram zu seyn, der erste Anblick hat mich erobert. Denken Sie sich die herausberühmte Figur, mit Würde und Anmut getragene, ein Gesicht voll Geist und Seele, eine offene einladende Miene, einen einschmeichelnden Ton der Stimme, die fließendste Bescheidenheit, die blühendste Jugend, mit allem Geizies der feinsten Erziehung vereinigt. Er hat gar nichts von

dem geringschätigen Stolge, von der feberlichen Steifheit, die uns: an den übrigen Nobili so unertuglich fällt. Alles an ihm: athmet jugendliche Frohherzigkeit, Wohlwollen, Wärme: des Gefühls. Seine Ausschweifungen muß man: in: weit übertrieben haben; nie sah ich ein vollkommenes, schöneres Bild der Bescheidenheit. Wenn er: wirklich so schlimm ist, als mir Biondelli sagt, so ist es eine Sirene, der kein Mensch widerstehen kann.

Geist: mich war er gleich sehr offen. Er gestand mir mit der angenehmsten Zerkünderigkeit, daß er nicht am besten bei seinem Onkel angeschrieben stehe, und es auch wohl verdient haben möge. Er sey aber ernstlich entschlossen, sich zu bessern, und das Verdienst davon würde ganz dem Prinzen zufallen. Zugleich hoffe er, durch diesen mit seinem Onkel wieder ausgesöhnt zu werden, weil der Prinz Alles über den Cardinal vermöge. Er habe ihm bis jetzt nur an einem Freunde und Führer gefehlt, und Beides hoffe er sich in dem Prinzen zu erwerben.

Der Prinz bedient sich auch aller Rechte, eines Führers gegen ihn, und behandelt ihn mit der Wachsamkeit und Strenge eines Mentors. Aber eben dieses Verhältniß gibt auch ihm gewisse Rechte an den Prinzen, die er sehr gut geltend zu machen weiß. Er kommt ihm nicht mehr von der Seite, er ist bei allen Partien, an denen der Prinz Theil nimmt; für den Bucentaure ist er — und das ist sein Glück! bis jetzt nur so jung gewesen. Nebenall, wo er sich

mit dem Prinzen einstudet, entföhrt er diesen der Gesellschaft, durch die seine Art, womit er ihn zu beschäftigen und auf sich zu ziehen weiß. Niemand, sagen sie, habe ihn bändigen können, und der Prinz verdiene eine Legende, wenn ihm dieses Riesenwert aufbehalten sey. Ich fürchte aber sehr, das Blatt möchte sich vielmehr wenden, und der Führer bei seinem Jöglinge in die Schule gehn, wozu sich auch bereits alle Umstände anzulassen scheinen.

Der Prinz von \*\*d\*\* ist nun abgerüst, und zu unserm allerseitigen Vergnügen, auch meinen Herrn nicht ausgenommen. Was ich vorausgesagt habe, liebster D\*\*\*, ist auch richtig eingetroffen. Bei so entgegengesetzten Charakteren, bei so unvermeidlichen Kollisionen konnte dieses gute Vernehmen auf die Dauer nicht bestehen. Der Prinz von \*\*d\*\* war nicht lange in Venedig, so entstand ein bedenkliches Schisma in der spirituellen Welt, das unsern Prinzen in Gefahr setzte, die Hälfte seiner bisherigen Bewunderer zu verlieren. Wo er sich nur sehen ließ, fand er diesen Nebenbuhler in seinem Wege, der gerade die gehörige Dosis kleiner List und selbstgefälliger Eitelkeit besaß, um jeden noch so kleinen Vortheil geltend zu machen, den ihm der Prinz über sich gab. Weil ihm zugleich alle kleinlichen Kunstgriffe zu Gebote standen, deren Gebrauch dem Prinzen ein edles Selbstgefühl untersagte, so konnte es nicht fehlen, daß nicht in kurzer Zeit die Schwachköpfe auf seiner Seite hatte, und an der Spitze einer Partie prangte,

die seiner würdig war \*). Das Vernünftigste wäre freilich wohl gewesen, mit einem Gegner dieser Art sich in gar keinen Wettkampf einzulassen, und einige Monate früher wäre dieß gewiß die Partie gewesen, welche der Prinz ergriffen hätte. Jetzt aber war er schon zu weit in den Strom gerissen, um das Ufer so schnell wieder erreichen zu können. Diese Wichtigkeiten hatten, wenn auch nur durch die Umstände, einen gewissen Werth bei ihm erlangt, und hatte er sie auch wirklich verachtet, so erlaubte ihm sein Stolz nicht, ihnen in einem Zeitpunkte zu entsagen, wo sein Nachgeben weniger für einen freiwilligen Entschluß, als für ein Geständniß seiner Niederlage würde gegolten haben. Das unselige Hin- und Wiederbringen vernachlässigter, schneidender Reden von beiden Seiten kam dazu, und der Geist von Rivalität, der seine Anhänger erhitzte, hatte auch ihn ergriffen. Um also seine Eroberungen zu bewahren, und sich auf dem schlüpfrigen Plage zu erhalten, den ihm die Meinung der Welt einmal angewiesen hatte, glaubte er die Gelegenheiten häufen zu müssen, wo er glänzen und verbinden konnte, und dieß konnte nur durch einen

---

\*) Das harte Urtheil, welches sich der Baron von F\*\*\* hier und in einigen Stellen des ersten Briefes über einen geistreichen Prinzen erlaubt, wird Jeder, der das Glück hat, diesen Prinzen näher zu kennen, mit mir übertrieben finden, und es dem eingenommenen Kopfe dieses jugendlichen Beurtheilers zu Gute halten.

Anm. des Grafen v. D\*\*\*.



fürstlichen Aufwand erreicht werden; daher ewige Feste und Gelage, kostbare Konzerte, Präsente und hohes Spiel. Und weil sich diese feltsame Hofweibald auch der beiderseitigen Saits und Dienerschaft mittheilte, die, wie Sie wissen, über den Artikel der Ehre noch weit wachsammer zu halten pflegt, als ihre Herrschaft, so mußte er dem guten Willen seiner Leute durch seine Freigebigkeit zu Hülfe kommen. Eine ganze lange Kette von Unseligkeiten, Alles unvermeidliche Folgen einer einzigen ziemlich verzeihlichen Schwachheit, von der sich der Prinz in einem unglücklichen Augenblicke überschleichen ließ.

Den Nebenbuhler sind wir zwar nun los, aber, was er verborben hat, ist nicht so leicht wieder gut zu machen. Des Prinzen Schatzkammer ist erschöpft, was er durch eine weise Oekonomie seit Jahren erspart hat, ist dahin; wir müssen eilen, aus Venedig zu kommen, wenn er sich nicht in Schulden stürzen soll, wovor er sich bis jetzt auf das Sorgfältigste gehütet hat. Die Abreise ist auch fest beschloffen, sobald nur erst frische Wechsel da sind.

Wüßte indess aller dieser Aufwand gemacht seyn, wenn mein Herr nur eine einzige Freude dabei gewonnen hätte! Aber nie war er weniger glücklich, als jetzt! Er fühlt, daß er nicht ist, was er sonst war — er sucht sich selbst — er ist unzufrieden mit sich selbst, und stürzt sich in neue Bestrebungen, um den Folgen der alten zu entfliehen. Eine neue Bekanntschaft folgt auf die andere, die ihn immer

tiefer hinein reißt. Ich sehe nicht, wie das noch werden soll. Wir müssen fort — hier ist keine andere Rettung — Wir müssen fort aus Venedig.

Aber, liebster Freund, noch immer keine Zeile von Ihnen! Wie muß ich dieses lange hartnäckige Schweigen mir erklären?

---

Baron von F\*\*\* an den Grafen von  
D\*\*\*.

### Vierter Brief.

12 Junius.

Haben Sie Dank, liebster Freund, für das Zeichen Ihres Andenkens, das mir der junge B\*\*\*hl von Ihnen überbrachte. Aber was sprechen Sie darin von Briefen, die ich erhalten haben soll? Ich habe keinen Brief von Ihnen erhalten, nicht eine Zeile! Welchen weiten Umweg müssen die genommen haben! Künftig, liebster D\*\*\*, wenn Sie mich mit Briefen beehren, senden Sie solche über Orient und unter der Adresse meines Herrn.

Endlich haben wir den Schritt doch thun müssen, liebster Freund, den wir bis jetzt so glücklich vermieden haben. — Die Wechsel sind ausgeblieben, jetzt in diesem dringenden Bedürfnisse zum ersten Male ausgeblieben, und wir waren in die Nothwendigkeit gesetzt, unsere Zuflucht zu einem Bucherer zu nehmen, weil der Prinz das Geheimniß gern

etwas theurer bezahlt. Das Schlimmste an diesem unangenehmen Vorfalle ist, daß es unsere Abreise verzögert.

Bei dieser Gelegenheit kam es zu einigen Erklärungen zwischen mir und dem Prinzen. Das ganze Geschäft war durch *Biondello's* Hände gegangen, und der Bruder war da, eh' ich etwas davon ahnete. Den Prinzen zu dieser Extremität gebracht zu sehen, preßte mir das Herz, und machte alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Schrecken für die Zukunft in mir lebendig, daß ich freilich etwas grämlich und düster ausgesehen haben mochte, als der Bucherer hinaus war. Der Prinz, den der vorhergehende Auftritt ohnehin sehr reizbar gemacht hatte, ging mit Unmuth im Zimmer auf und nieder, die Rollen lagen noch auf dem Tische, ich stand am Fenster, und beschäftigte mich, die Scheiben in der Prokuratorie zu zählen, es war eine lange Stille, endlich brach er los.

„F\*\*\*!“ fing er an: „Ich kann keine finstern Gesichter um mich leiden.“

Ich schwieg.

„Warum antworten Sie mir nicht? — Seh' ich nicht, daß es Ihnen das Herz abdrücken will, Ihren Verdruß auszugießen? und ich will haben, daß Sie reden. Sie dürften sonst Wunder glauben, was für weise Dinge sie verschwiegen.“

Wenn ich finster bin, gnädigster Herr, sagte ich, so ist es nur, weil ich Sie nicht heiter sehe.

„Ich weiß,“ fuhr er fort, „daß ich Ihnen nicht

recht bin — schon seit geraumer Zeit — daß alle meine Schritte mißbilligt werden — daß — Was schreibt der Graf von D\*\*\*?“

Der Graf von D\*\*\* hat mir nichts geschrieben.

„Nichts? Warum wollen Sie es läugnen? Sie haben Herzenergießungen zusammen — Sie und der Graf. Ich weiß es recht gut. Aber gestehen Sie mir's immer. Ich werde mich nicht in Ihre Geheimnisse eindringen.“

Der Graf von D\*\*\*, sagte ich, hat mir von drei Briefen, die ich ihm schrieb, noch den ersten zu beantworten.

„Ich habe Unrecht gethan“ fuhr er fort. „Nicht wahr? (eine Rolle ergreifend). Ich hätte das nicht thun sollen?“

Ich sehe wohl ein, daß dieß notwendig war.

„Ich hätte mich nicht in die Nothwendigkeit sehen sollen?“

Ich schwieg.

„Freilich! Ich hätte mich mit meinen Wünschen nie über das hinauswagen sollen, und darüber zum Greife werden, wie ich zum Manne geworden bin; Weil ich aus der traurigen Eintönigkeit meines bisherigen Lebens einmal herausgehe und herum schaue, ob nicht irgend anderswo eine Quelle des Genusses für mich springt — weil ich —“

Wenn es ein Versuch war, gnädigster Herr, dann hab' ich nichts mehr zu sagen — dann sind die Erfahrungen, die er Ihnen verschafft haben wird,

nach mit dreimal so viel nicht zu theuer erkauft, Es thut mir weh, ich gestehe es, daß die Meinung der Welt über eine Frage, wie Sie glücklich seyn sollen, zu entscheiden haben sollte.

„Woh! Ihnen, daß Sie verachten können die Meinung der Welt! Ich bin ihr Geschöpf, ich muß ihr Sklave seyn. Was sind wir andres, als Meinung? Alles an uns Fürsten ist Meinung. Die Meinung ist unsere Amme und Erzieherin in der Kindheit, unsere Gesetzgeberin und Geliebte in männlichen Jahren, unsere Stute im Alter. Nehmen Sie uns, was wir von der Meinung haben, und der Schlechteste aus den untersten Klassen ist besser daran als wir, denn sein Schicksal hat ihm doch eine Philosophie seines Schicksals geschaffen. Ein Fürst, der die Meinung verlacht, hebt sich selbst auf, wie der Priester, der das Daseyn eines Gottes läugnet.“

Und dennoch, gnädigster Prinz —

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich kann den Kreis überschreiten, den meine Geburt, um mich gezogen hat, — aber kann ich auch alle Wahnbegriffe aus meinem Gedächtnisse heraustrreiben, die Erziehung und frühe Gewohnheit darin gepflanzt, und hunderttausend Thoren von euch immer fester und fester darin gegründet haben? Jeder will doch gern ganz seyn, was er ist, und unsere Existenz ist nun einmal, glücklich zu seyn. Weil wir es nicht seyn können auf andre Weise, sollen wir es darum gar nicht seyn? Wenn wir die Freude aus ihrem reinen

nen

nen Quell unmittelbar nicht mehr schöpfen dürfen, sollen wir uns auch nicht mit einem künstlichen Genuße hintergehen, nicht von eben der Hand, die uns beraubte, eine schwache Entschädigung empfangen dürfen?"

Sonst fanden Sie diese in Ihrem Herzen.

„Wenn ich sie nun nicht mehr darin finde? — O wie kommen wir darauf? Warum mußten Sie diese Erinnerungen in mir aufwecken? — Wenn ich nun eben zu diesem Sinnentumult meine Zuflucht nahm, um eine innere Stimme zu betäuben, die das Unglück meines Lebens macht — um diese grübelnde Vernunft zur Ruhe zu bringen, die wie eine schneidende Sichel in meinem Gehirne hin und herfährt, und mit jeder neuen Forschung einen neuen Zweig meiner Glückseligkeit zerschneidet?"

Mein bester Prinz! — Er war aufgestanden, und ging im Zimmer herum, in ungewöhnlicher Bewegung. \*)

---

\*) Ich habe mir Mühe gegeben, liebster D\*\*\*, das wichtige Gespräch, das sich jetzt zwischen uns entspannt, Ihnen ganz so wie es vorfiel, getreu zu überliefern; aber dies war mir unmöglich, ob ich mich gleich noch an demselbigen Abend daran machte. Um meinem eignen Gedächtnisse nachzuhelfen, mußte ich die hingeworfenen Ideen des Prinzen in eine gewisse Ordnung binden, die sie nicht hatten; und so entstand denn dieses Mittelstück von freiem Gespräch und philosophischer Vorlesung, das besser und schlechter ist als die Quelle, aus der ich es schöpfe; doch versichere ich Ih-

„Wenn Alles vor mir und hinter mir verfließt — die Vergangenheit im traurigen Einerlei, wie ein Reich der Versteinerung, hinter mir liegt — wenn die Zukunft mir nichts bietet — wenn ich meines Daseyns ganzen Kreis im schmalen Kreise der Gegenwart beschloffen sehe — wer verargt es mir, daß ich dieses magere Geschenk der Zeit, feurig und unersättlich, wie einen Freund, den ich zum letzten Male sehe, in meine Arme schließe? Wenn ich mit diesem flüchtigen Gute zu wuchern eile, wie der achtzigjährige Greis mit seiner Liare? — O ich hab ihn schätzen lernen, den Augenblick! Der Augenblick ist unsere Mutter, und wie eine Mutter laßt uns ihn lieben!“

Gnädigster Herr, sonst glaubten Sie an ein bleibenderes Gut —

„O machen Sie, daß mir das Wolkenbild halte, und ich will meine glühenden Arme deryn schlagen. Was für Freude kann es mir geben, Erscheinungen zu beglücken, die morgen dahin seyn werden, wie ich? — Ist nicht Alles Flucht um mich herum? Alles stößt sich und drängt seinen Nachbar weg, aus dem Quell des Daseyns einen Tropfen eilend zu trinken, und schzend davon zu gehen, Jetzt, in dem Augen-

---

nen, daß ich dem Arzneyen eben gewonnen, als gegeben habe, und daß nichts davon mein ist, als die Anordnung — und einige Anmerkungen, die Sie an ihrer Albernheit schon erkennen werden.

Inmerk. des Barons v. M. 178.

blühe, wo ich mehrer Kraft mich freue, ist schon ein werdendes Leben an meine Verweisung angewiesen. Zeigen Sie mir ein Wesen, das Unwert, so will ich tugendhaft seyn."

Was hat denn die wohlthätigen Erpfindungen verdrängt, die ehrl. der Gemüß und die Nachtstür Ihres Lebens waren? Sanken sie die Zukunft zu pflanzen, einer höhern ewigen Ordnung zu dienen —

„Zukunft! Ewige Ordnung! — Nehmen wir hinweg, was der Mensch aus seiner eigenen Brust genommen, und seiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Gesetz untergeschoben hat. — Was bleibt und damit übrig?"

„Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als hoch schwarze undurchdringliche Deden an, die an beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunterschlingen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen stehen mit der Fädel davor, und rathen und rathen, was etwa dahinter seyn möchte. Viele sehen ihren eigenen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft, vergrößert auf der Bede der Zukunft sich bewegen, und fahren schändernd vor ihrem eigenen Bild zusammen. Dichter, Philosophen und Staatsräthe haben sie mit ihren Träumen bemächtigt, lachend oder finstere, wie der Himmel über ihnen trüber oder heller war, und von Welten täuschte die Perspektive. Auch manche Säulen stützten diese allgemeinen Reingier, und setzten durch seltsame Vermuthungen die ge-



spannten Phantasien in Erstaunen. Eine tiefe Stille herrscht hinter dieser Decke; keiner, der einmal dahinter ist, antwortet hinter ihr hervor; Alles, was man hörte, war ein hohler Widerschall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter diese Decke müssen Alle, und mit Schauern fassen sie sie an, ungewiß, wer wohl dahinter stehe, und sie in Empfang nehmen werde; quid sit id, quod tantum morituri vident. Freilich gab es auch Ungläubige darunter, die behaupteten, daß diese Decke die Menschen nur narre, und daß man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter sey; aber um sie zu überweisen, schickte man sie eilig dahinter.“

Ein rascher Schluß war es immer, wenn sie keinen bessern Grund hatten, als weil sie nichts sahen.

„Sehen Sie nun, lieber Freund, ich bescheide mich gern, nicht hinter diese Decke blicken zu wollen — und das Weiseste wird doch wohl seyn, mich von aller Neugier zu entwöhnen. Aber indem ich diesen unüberschreitbaren Kreis um mich ziehe, und mein ganzes Seyn in die Schranken der Gegenwart einschließe, wird mir dieser kleine Fleck desto wichtiger, den ich schon, über eiteln Eroberungsgedanken, zu vernachlässigen in Gefahr war. Das, was Sie den Zweck meines Daseyns nennen, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich kann mich ihm nicht entziehen, ich kann ihm nicht nachhelfen; ich weiß aber, und glaube fest, daß ich einen solchen Zweck erfüllen muß und erfülle. Aber das Mittel, das Ihre Natur erwählt hat, um

ihren Zweck mit mir zu erfüllen, ist mir desto heiliger — es ist Alles, was mein ist, meine Moralität nämlich, meine Glückseligkeit. Alles Uebrige werde ich niemals erfahren. Ich bin einem Boten gleich, der einen versiegelten Brief an den Ort seiner Bestimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerlei seyn — er hat nichts, als sein Botenlohn dabei zu verdienen.“

O wie arm lassen Sie mich stehn!

„Aber wohin haben wir uns verirret?“ rief jetzt der Prinz aus, indem er lächelnd auf den Tisch sah, wo die Rollen lagen. „Und doch nicht so sehr verirret!“ setzte er hinzu — denn vielleicht werden Sie mich jetzt in dieser neuen Lebensart wiederfinden. Auch ich konnte mich nicht so schnell von dem eingebildeten Reichthum entwöhnen, die Stützen meiner Moralität und meiner Glückseligkeit nicht so schnell von dem lieblichen Traume ablösen, mit welchem Alles, was bis jetzt in mir gelebt hatte, so fest verschlungen war. Ich sehnte mich nach dem Leichtsinne, der das Daseyn der mehrsten Menschen um mich her erträglich macht. Alles, was mich mir selbst entführte, war mir willkommen. Soll ich es Ihnen gestehn? Ich wünschte zu sinken, um diese Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerstören.“

Hier unterbrach uns ein Besuch — Künftig werde ich Sie von einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wohl schwerlich auf ein Gespräch, wie das heutige, erwarten dürften.“

Baron von F\*\*\* an den Grafen von  
D\*\*\*.

Fünfter Brief.

1 Julius.

Da unser Abschied von Venedig nunmehr mit starken Schritten herannahet, so sollte diese Woche noch dazu angewandt werden, alles Sehenswürdiges an Gemälden und Schätzen noch nachzuholen, was man bei einem langen Aufenthalte immer verschiebt. Besonders hatte man uns mit vieler Bewunderung von der Hochzeit zu Gana des Paul Veronese gesprochen, die auf der Insel St. Georg in einem dortigen Benediktinerkloster zu sehen ist. Erwarten Sie von mir keine Beschreibung dieses außerordentlichen Kunstwerks, das mir im Ganzen zwar einen sehr überraschenden, aber nicht sehr genußreichen Anblick gegeben hat. Wir hätten so viele Stunden als Minuten gebraucht, um eine Komposition von hundert und zwanzig Figuren zu umfassen, die über dreißig Fuß in der Breite hat. Welches menschliche Auge kann ein so zusammengesetztes Ganze erreichen, und die ganze Schönheit, die der Künstler darin verschwendet hat, in einem Eindruck genießen! Schade ist es indessen, daß ein Werk von diesem Gehalte, das an einem öffentlichen Orte glänzen und von Jedermann genossen werden sollte, keine bessere Bestimmung hat, als eine Anzahl Mönche in ihrem Refektorium zu vergnügen. Auch die Kirche dieses Klosters verdient

nicht weniger gesehen zu werden. Sie ist eine der schönsten in dieser Stadt.

Gegen Abend ließen wir uns in die Giudecca überfahren, um dort in den reizenden Gärten einen schönen Abend zu verleben. Die Gesellschaft, die nicht sehr groß war, zerstreute sich bald, und mich zog Civitella, der schon den ganzen Tag über Gelegenheit gesucht hatte, mich zu sprechen, mit sich in eine Boscage.

„Sie sind der Freund des Prinzen,“ fing er an, „vor dem er keine Geheimnisse zu haben pflegt, wie ich von sehr guter Hand weiß. Als ich heute in sein Hotel trat, kam ein Mann heraus, dessen Gewerbe mir bekannt ist — und auf des Prinzen Stirn standen Wolken, als ich zu ihm hereintrat“ — Ich wollte ihn unterbrechen — „Sie können es nicht läugnen,“ fuhr er fort, „ich kannte meinen Mann, ich hab' ihn sehr gut ins Auge gefaßt — und wär' es möglich? Der Prinz hätte Freunde in Venedig, Freunde, die ihm mit Blut und Leben verpflichtet sind, und sollte dahin gebracht seyn in einem dringenden Falle sich solcher Kreaturen zu bedienen? Sey'n Sie aufrichtig, Baron! — Ist der Prinz in Verlegenheit? — Sie bemühen sich umsonst, es zu verbergen. Was ich von Ihnen nicht erfahre, ist mir bei einem Manne gewiß, dem jedes Geheimniß feil ist.“

Herr Marchese —

„Wenigen Sie. Ich muß jetzt gehen,“

um nicht ein Undankbarer zu werden. Dem Prinzen dank' ich Leben, und, was mir weit über das Leben geht, einen vernünftigen Gebrauch des Lebens. Ich sollte den Prinzen Schritte thun sehen, die ihm kosten, die unter seiner Würde sind? Es stünde in meiner Macht, sie ihm zu ersparen, und ich sollte mich leidend dabei verhalten?"

Der Prinz ist nicht in Verlegenheit, sagte ich. Einige Wechsel, die wir über Trient erwarteten, sind uns unvermuthet ausgeblieben. Zufällig ohne Zweifel — oder weil man, in Ungewißheit wegen seiner Abreise, noch eine nähere Weisung von ihm erwartete. Dieß ist nun geschehen, und bis dahin —

Er schüttelte den Kopf. „Verkennen Sie meine Absicht nicht,“ sagte er. „Es kann hier nicht davon die Rede seyn, meine Verbindlichkeit gegen den Prinzen dadurch zu vermindern — würden alle Reichthümer meines Onkels dazu hinreichen? Die Rede ist davon, ihm einen einzigen unangenehmen Augenblick zu ersparen. Mein Oheim besitzt ein großes Vermögen, worüber ich so gut als über mein Eigenthum disponiren kann. Ein glücklicher Zufall führt mir den einzigen möglichen Fall entgegen, daß dem Prinzen, von Allem, was in meiner Gewalt steht, etwas nützlich werden kann. Ich weiß, fuhr er fort, was die Delikatesse dem Prinzen auflegt — aber sie ist auch gegenseitig — und es wäre großmüthig von dem Prinzen gehandelt, mir diese kleine Genugthuung zu gönnen, geschweige denn es auch nur zum Scheine — um

mir die Last von Verbindlichkeit, die mich niederdrückt, weniger fühlbar zu machen.“

Er ließ nicht nach, bis ich ihm versprochen hatte, mein Möglichstes dabei zu thun; ich kannte den Prinzen und hoffte darum wenig. Alle Bedingungen wollte er sich von dem Letztern gefallen lassen, wiewohl er gestand, daß es ihn empfindlich kränken würde, wenn ihn der Prinz auf den Fuß eines Fremden behandelte.

Wir hatten uns in der Hitze des Gesprächs weit von der übrigen Gesellschaft verloren, und waren eben auf dem Rückwege, als Z\*\*\* uns entgegen kam.

„Ich suche den Prinzen bei Ihnen. — Ist er nicht hier? —“

Eben wollen wir zu ihm. Wir vermutheten, ihn bei der übrigen Gesellschaft zu finden —

„Die Gesellschaft ist beisammen, aber er ist nirgends anzutreffen. Ich weiß gar nicht, wie er uns aus den Augen gekommen ist.“

Hier erinnerte sich Civitella, daß ihm vielleicht eingefallen seyn könnte, die anstoßende Kirche zu besuchen, auf die er ihn kurz vorher sehr aufmerksam gemacht hatte. Wir machten uns sogleich auf den Weg, ihn dort aufzusuchen. Schon von weitem entdeckten wir Biondello, der am Eingange der Kirche wartete. Als wir näher kamen, trat der Prinz etwas hastig aus einer Seitenthür; sein Gesicht glühte, seine Augen suchten Biondello, und er herbeirief.

Er schien ihm etwas sehr angelegentlich zu befehlen, wobei er immer die Augen auf die Thür richtete, die offen geblieben war. *Biondello* eilte schnell von ihm in die Kirche — der Prinz, ohne uns gewahr zu werden, brühte sich an uns vorbei, durch die Menge, und eilte zur Gesellschaft zurück, wo er noch war, uns anlangte.

Es wurde beschlossen, in einem offenen Pavillon dieses Gartens das Souper einzunehmen, wozu der *Marchese*, ohne unser Wissen, ein kleines Konzert veranstaltet hatte, das ganz außerlesen war. Besonders ließ sich eine junge Sängerin dabei hören, die uns Alle durch ihre liebliche Stimme, wie durch ihre reizende Figur, entzückte. Auf den Prinzen schien nichts Eindruck zu machen: er sprach wenig, und antwortete zerstreut; seine Augen waren unruhig nach der Gegend gekehrt, wosher *Biondello* kommen mußte; eine große Bewegung schien in seinem Innern vorzugehen. *Elvirella* fragte, wie ihm die Kirche gefallen hätte; er wußte nichts davon zu sagen. Man sprach von einigen vorzüglichen Gemälden, die sie merkwürdig machten; er hatte kein Gemälde gesehen. Wir murrten, daß unsere Fragen ihn belästigten und schwiegen. Eine Stunde verging noch der andern, und *Biondello* kam immer noch nicht. Des Prinzen Ungeduld stieg auf's Höchste; er hob die Tafel frühzeitig auf, und ging in einer abgelegenen Allee ganz allein mit starken Schritten auf und nieder. Niemand begriff, was ihm begegnet

seyn mochte. Ich wagte es nicht, ihn um die Ursache einer so seltsamen Veränderung zu befragen; es ist schon lange, daß ich mir die vorigen Vertraulichkeiten nicht mehr bei ihm herausnehme. Mit desto mehr Ungeduld erwartete ich Biondello's Zurückkunft, der mir dieses Räthsel aufklären sollte.

Es war nach zehn Uhr, als er wiederkam. Die Nachrichten, die er dem Prinzen mitbrachte, zeigten nichts dazu bei, diesen gesprächiger zu machen. Mißmuthig trat er zur Gesellschaft, die Gondel wurde bestellt, und bald darauf fuhren wir nach Hause.

Den ganzen Abend konnte ich keine Gelegenheit finden, Biondello zu sprechen; ich mußte mich also mit meinen unbefriedigten Neugierde schlafen lassen. Der Urin hatte uns frühzeitig entlassen, aber tausend Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, erhielten mich wunter. „Lange hört' ich ihn über meinem Schlaf, immer auf und niedergehen; endlich überwältigte mich der Schlaf. Spät nach Mitternacht erweckte mich eine Stimme — eine Hand fuhr über mein Gesicht; wie ich aufsaß, war es der Prinz, der ein Licht in der Hand, vor meinem Bette stand. Er löbte nicht einschlafen, sagte er, und bat mich, ihm die Nacht verkürzen zu helfen. Ich wollte mich in meine Kleider wickeln — er befahl mir, zu bleiben, und setzte sich zu mir vor das Bette.

„Es ist mir heute etwas vorgekommen,“ fing er an, „danon der Eindruck aus meinem Gemüthe nie mehr verlöschen wird. Ich ging von Ihnen, wie Sie



wissen, in die \*\*\* Kirche, worauf mich Civitella neugierig gemacht, und die schon von ferne meine Augen auf sich gezogen hatte. Weil weder Sie noch Er mir gleich zur Hand waren; so machte ich die wenigen Schritte allein; Biondello ließ ich am Eingange auf mich warten. Die Kirche war ganz leer — eine schaurigkühle Dunkelheit umfing mich, als ich aus dem schwülen, blendenden Tageslicht hineintrat. Ich sah mich einsam in dem weiten Gewölbe, worin eine feierliche Grabesstille herrschte. Ich stellte mich in die Mitte des Doms, und überließ mich der ganzen Fülle dieses Eindrucks; allmählich traten die großen Verhältnisse dieses majestätischen Baues meinen Augen bemerkbarer hervor, ich verlor mich in ernster ergößender Betrachtung. Die Abendglocke tönte über mir, ihr Ton verhallte sanft in diesem Gewölbe, wie in meiner Seele. Einige Altarstücke hatten von Weitem meine Aufmerksamkeit erweckt; ich trat näher, sie zu betrachten; unvermerkt hatte ich diese ganze Seite der Kirche, bis zum entgegenstehenden Ende, durchwandert. Hier lenkt man um einen Pfeiler einige Treppen hinauf in eine Nebenkapelle, worin mehrere kleinere Altäre und Statuen von Heiligen in Nischen angebracht stehen. Wie ich in die Kapelle zur Rechten hineintrete — höre ich nahe an mir ein zartes Wispern, wie wenn Jemand leise spricht — ich wende mich nach dem Tone, und — zwei Schritte von mir fällt mir eine weibliche Gestalt in die Augen — Nein! ich kann sie nicht nachschildern, diese

Gestalt! — Schrecken war meine erste Empfindung, die aber bald dem süßesten Hinstauern Platz machte.“

Und diese Gestalt, gnädigster Herr? — Wissen Sie auch gewiß, daß sie etwas Lebendiges war, etwas Wirkliches, kein bloßes Gemählde, kein Gesicht Ihrer Phantasie?

„Hören Sie weiter. — Es war eine Dame — Nein! Ich hatte bis auf diesen Augenblick dieß Geschlecht nie gesehen! Alles war düster ringsherum, nur durch ein einziges Fenster fiel der untergehende Tag in die Kapelle, die Sonne war nirgends mehr, als auf dieser Gestalt. Mit unaussprechlicher Anmuth — halb knieend, halb liegend — war sie vor einem Altare hingeknien — der gewagteste, lieblichste, gelungenste Anblick, einzig und unnachahmlich, die schönste Linie in der Natur. In schwarzen Rohr war sie gekleidet, der sich spannend um den reizendsten Leib, um die lieblichsten Arme schloß; und in weiten Falten, wie eine spanische Robe, um herbreitete; ihr langes, lichtblondes Haar, in zwei breite Flechten geschlungen, die durch ihre Schwere losgegangen und unter dem Schleier hervorgezogen waren, floß in reizender Unordnung weit über den Rücken hinab — eine Hand lag an dem Kreuzfusse, und sanft hinsinkend ruhte sie auf der andern. Aber wo finde ich Worte, Ihnen das himmlische Angeicht zu beschreiben, wo eine Engelsfelle, wie auf ihrem Throne, die ganze Fülle ihrer Reize ausbreitete? Die Abendsonne spielte darauf, und ihr luftiges Gold schien es mit einer

künstlichen Glorie zu umgeben. Können Sie sich die Madonna unsers Florentiners zuhör'n? Hier war sie ganz, ganz bis auf die unregelmäßigen Eigenheiten, die ich an jenem Bilde so anziehend; Ton- widerstehlich fand."

Mit der Madonna, wovon der Pringlier spricht, verhält es sich so. Kurz nachdem Sie abgerüstet waren, lernte er einen Florentinischen Maler hier kennen, der nach Venedig berufen worden war, um für eine Kirche, deren ich mich nicht mehr entsinne, ein Altarblatt zu malen. Er hatte drei andere Gemälde mitgebracht, die er für die Gallerie im Ebenbütschen Palaste bestimmt hatte. Die Gemälde waren eine Madonna, eine Heilige, und eine fast ganz unbekante Venus. — alle drei von ausnehmender Schönheit, und bei der höchsten Verschiedenheit, an Werthe einander so gleich, daß es beinahe unmöglich war, sich für eins von den Dreien auszusprechen zu entscheiden. Nur der Prinz blieb nicht ohne Augenblicke unwillkürlich; man hätte sie kaum vor ihm angesetzt, als das Madonnenbild seine ganze Aufmerksamkeit an sich zog; in den Dreien übrigen wurde das Geute des Künstlers verbundert; bei diesem vergaß jeden Künstler und seine Kunst, um ganz im Anschauen seines Werks zu leben. Er war ganz wunderbar durchge- rührt; er konnte sich von dem Bilde kaum lösen. Der Künstler, dem man wohl ansah, daß er das Wohl- theil des Prinzels im Augenblicke betragte, hatte den Eigensinn; die drei Gemälde nicht trennen zu wollen,

und forderte 1500 Reichinen für alle. Die Hälfte bot ihm der Prinz für dieses einzige an — der Käufer bestand auf seiner Bedingung, und wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn sich nicht ein entschlossener Käufer gefunden hätte. Zwei Stunden darauf waren alle drei Stücke weg; wir haben sie nicht mehr gesehen. Dieses Gemälde kam dem Prinzen jetzt in Erinnerung.

„Ich stand,“ fuhr er fort, „ich stand in ihrem Anblich verloren. Sie bemerkte mich nicht, sie ließ sich durch meine Dagnüschentkunst nicht stören, so ganz war sie in ihrer Andacht vertieft. Sie betete zu ihrer Gottheit; und ich betete zu ihr — Ja, ich betete sie an — Als diese Silberkerzen, diese Altäre, diese brennenden Kerzen hatten mich nicht barmherzig innert; jetzt zum ersten Mal ergriff mich's, als ob ich in einem Heiligthumme wäre. Soll ich es Ihnen gestehen? Ich glaubte in diesem Augenblicke fest an den, den ihre schöne Hand umfaßt hielt. Ich hab ja seine Antwort in ihren Augen. Dort ihrer reinenden Andacht! Sie machte mit ihm wirklich — ich folgte ihr nach durch alle seine Himmel.

„Sie stand auf, und jetzt erst kam ich wieder zu mir selbst. Mit schüchternem Bewunderungswort ich auf die Seite; das Gedächtniß, das ich machte, entdeckte mich ihr. Die unvermuthete Nähe eines Mannes mußte sie überraschen, weils Dreifigkeit konnte sie beleidigen; keines von beiden war in dem Munde, womit sie mich ansah. Ruh, unansprechliche Nähe

war darin, und ein gütiges Lächeln spielte um ihre Wangen. Sie kam aus ihrem Himmel — und ich war das erste glückliche Geschöpf, das sich ihrem Wohlwollen anbot. Sie schwebte noch auf der letzten Sprosse des Gebets — sie hatte die Erde noch nicht berührt.

„In einer andern Ecke der Kapelle regte es sich nun auch. Eine ältliche Dame war es, die dicht hinter mir von einem Kirchstuhl aufstand. Ich hatte sie bis jetzt nicht wahrgenommen. Sie war nur wenige Schritte von mir, sie hatte alle meine Bewegungen gesehen. Dies bestürzte mich — ich schlug die Augen zu Boden, und man rauschte an mir vorüber.“

Ueber das Letzte glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können.

„Sonderbar!“ fuhr der Prinz nach einem tiefen Stillschweigen fort; „kann man etwas nie gekannt, nie gemißt haben, und einige Augenblicke später nur in diesem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menschen in zwei so ungleichartige Wesen zertrennen? Es wäre mir eben so unmöglich, zu den Freuden und Wünschen des gestrigen Morgens, als zu den Spielen meiner Kindheit zurückzukehren, seit ich das sah, seitdem dieses Bild hier wohnet — dieses lebendige, mächtige Gefühl in mir: Du kannst nichts mehr lieben, als das, und in dieser Welt wird nichts mehr auf dich wirken!“

Denken Sie nach, gnädigster Herr, in welcher reizbaren Stimmung Sie waren, als diese Erscheinung

nung

nung Sie überraschte, und wie Dielas zusammen kam, Ihre Einbildungskraft zu spannen. Aus dem hellen, blonden Tageslichte, aus dem Gemüthe der Straße plötzlich in diese stille Dunkelheit versetzt — ganz den Empfindungen hingegeben, die, wie Sie selbst geföhlen, die Stille, die Majestät dieses Ortes in Ihnen rege machte — durch Betrachtung schöner Kunstwerke für Schönheit überhaupt empfänglicher gemacht — zugleich allein und einsam, Ihrer Meinung noch — und nun auf einmal — in der Nähe von einer Mädchengestalt überrascht, wo Sie sich keines Zeugen versehen — von einer Schönheit, wie ich Ihnen gern zugebe, die durch eine vortheilhafte Beleuchtung, eine glückliche Stellung, einen Ausdruck begeisterten Anrechts noch mehr erhoben ward — was war natürlicher, als daß Ihre entzündete Phantasie sich etwas Idealisches, etwas Heberirdischvollkommenes daraus zusammenfeste?

„Kann die Phantasie etwas geben, was sie nie empfangen hat? — und im ganzen Gebiete meiner Darstellung ist nichts, was ich mit diesem Bilde zusammenstellen könnte. Ganz und unverändert, wie im Augenblicke des Schauens, liegt es in meiner Erinnerung; ich habe nichts, als dieses Bild — aber Sie könnten mir eine Welt dafür bieten!“

„Gnädigster Prinz, das ist Liebe.

„Muss es denn nothwendig ein Name seyn, unter welchem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den

tausend schwache Seelen mißbrauchen! Welcher Andere hat gefühlt, was ich fühle? Ein solches Wesen war noch nicht vorhanden, wie kann der Name früher da seyn, als die Empfindung? Es ist ein neues einziges Gefühl, neu entstanden mit diesem neuen einzigen Wesen, und für dieses Wesen nur möglich! Liebe! Vor der Liebe bin ich sicher!“

Sie verschickten *Biondello* — ohne Zweifel, um die Spur Ihrer Unbekannten zu verfolgen, um Erkundigungen von ihr einzuziehen? Was für Nachrichten brachte er Ihnen zurück?

„*Biondello* hat nichts entdeckt — so viel als gar nichts. Er fand sie noch an der Kirchthür. Ein bejahrter, anständig gekleideter Mann, der eher einem hiesigen Bürger, als einem Bedienten gleich sah, erschien, sie nach der Gondel zu begleiten. Eine Anzahl Armer stellte sich in Reihen, wie sie vorüberging, und verließ sie mit sehr vergnügter Miene. Bei dieser Gelegenheit, sagt *Biondello*, wurde eine Hand sichtbar, woran einige kostbare Steine blizten. Mit ihrer Begleiterinn sprach sie Einiges, das *Biondello* nicht verstand; er behauptet, es sey Griechisch gewesen. Da sie eine ziemliche Strecke nach dem Kanale zu gehen hatten, so fing schon etwas Volk an, sich zu sammeln; das Außerordentliche des Anblicks brachte alle Vorübergehenden zum Stehen. Niemand kannte sie — aber die Schönheit ist eine geborne Königin. Alles machte ihr ehrerbietig Platz. Sie ließ einen schwarzen Schleier über das Gesicht fallen, der

das halbe Gewand bedeckte, und eilte in die Gondel. Längs dem ganzen Kanale der Giudecca behielt Biondello das Fahrzeug im Gesicht, aber es weiter zu verfolgen, untersagte ihm das Gebränge.“

Aber den Gondolier hat er sich doch gemerkt, um diesen wenigstens wieder zu erkennen?

„Den Gondolier getraut er sich ausfindig zu machen; doch ist es keiner von denen, mit denen er Verkehr hat. Die Armen, die er ausfragte, konnten ihm weiter keinen Bescheid geben, als daß Signora sich schon seit einigen Wochen, und immer Sonnabends, hier zeige, und doch allemal ein Goldstück unter sie vertheilt habe. Es war ein holländischer Dukat, den er eingewechselt, und mir überbracht hat.“

Eine Griechinn also, und von Stande, wie es scheint, von Vermögen wenigstens, und wohlthätig. Das wäre für's Erste genug, gnädigster Herr — genug, und fast zu viel! Aber eine Griechinn und in einer katholischen Kirche!

„Warum nicht? Sie kann ihren Glauben verlassen haben. Ueberdies — etwas Geheimnißvolles ist hier immer — warum die Woche nur Einmal? Warum nur Sonnabends in diese Kirche, wo diese gewöhnlich verlassen seyn soll, wie mir Biondello sagt? — Spätestens der kommende Sonnabend muß dieß entscheiden. Aber bis dahin, lieber Freund, helfen Sie mir diese Kluft von Zeit überspringen! Aber umsonst! Stunden gehen ihren gelassenen Schritt, und meine Seele glühet!“



Und wenn dieser Tag nun erscheint — was dann, gnädigster Herr? Was soll dann geschehen?

„Was geschehen soll? — Ich werde Sie sehen. Ich werde Ihren Aufenthalt erforschen. Ich werde erfahren, wer Sie ist? — Was kann mich dieses kümmern? Was ich sah, machte mich glücklich; also weiß ich ja schon Alles, was mich glücklich machen kann!“

Und unsere Abreise aus Venedig, die auf den Anfang kommenden Monats festgesetzt ist?

„Konnte ich im Voraus wissen, daß Venedig noch einen solchen Schatz für mich einschleife? — Sie fragen mich aus meinem gestrigen Leben. Ich sage Ihnen, daß ich nur von heute an bin und seyn will.“

Jetzt glaubte ich die Gelegenheit gefunden zu haben, dem Marschall's Wort zu halten. Ich machte dem Prinzen bezweifelnd, daß sein längeres Bleiben in Venedig mit dem geschwächten Zustande seiner Kasse durchaus nicht bestehen könne, und daß, im Falle er seinen Aufenthalt über den angetandenen Termin verlängerte, auch von seinem Hofe nicht sehr auf Unterstützung würde zu rechnen seyn. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, was mir bis jetzt ein Geheimniß gewesen, daß ihm von seiner Schwester, der regierenden \*\*\* von \*\*\*, ausschließend vor seinen übrigen Brüdern, und heimlich, ansehnliche Zuschüsse bezahlt werden, die sie gern bereit seyn würde zu verdoppeln, wenn sein Hof ihn im Stiche ließe. Diese Schwester, eine fromme Schwärmerin, wie Sie wissen,

glaubt die großen Ersparnisse; die sie bei einem sehr eingeschränkten Hofe macht, nirgends besser aufgehoben, als bei einem Bruder, dessen weise Wohlthätigkeit sie kennt, und den sie enthusiastisch verehrt. Ich wußte zwar schon längst, daß zwischen Beiden ein sehr genaues Verhältniß statt findet, auch viele Briefe gewechselt werden, aber weil sich der bisherige Aufwand des Prinzen aus den bekannten Quellen hinlänglich bestreiten ließ; so war ich auf die verborgene Hülfsource nie gefallen. Es ist also klar, daß der Prinz Ausgaben gehabt hat, die mir ein Geheimniß waren, und es noch jetzt sind; und wenn ich aus seinem übrigen Charakter schließen darf, so sind es gewiß keine andern, als die ihm zur Ehre gereichen. Und ich konnte mir einbilden, ihn ergründet zu haben? — Um so weniger glaubte ich, nach dieser Entdeckung, anstehen zu dürfen, ihm das Anerbieten des Marchese zu offenbaren — welches, zu meiner nicht geringen Verwunderung, ohne alle Schwierigkeit angenommen wurde. Er gab mir Vollmacht, diese Sache mit dem Marchese auf die Art, welche ich für die beste hielt, abzurufen, und dann sogleich mit dem Buchhalter aufzuheben. An seine Schwester sollte unverzüglich geschrieben werden.

Es war Morgen, als wir auseinander gingen. So unangenehm mir dieser Vorfall, aus mehr als Einer Ursache, ist und seyn muß; so ist doch das Allerbedenklichste daran, daß er unsern Aufenthalt in Venedig zu verlängern droht. Von dieser anfänglichen

den Leidenschaft erwarte ich vielmehr Gutes, als Schlimmes. Sie ist vielleicht das kräftigste Mittel, den Prinzen von seinen metaphysischen Träumereien wieder zur ordinären Menschheit herabzuziehen: sie wird die gewöhnliche Krise haben, und, wie eine künstliche Krankheit, auch die alte mit sich hinwegnehmen.

Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich habe Ihnen alles dieß nach frischer That hingeschrieben. Die Post geht sogleich; Sie werden diesen Brief mit dem vorhergehenden an Einem Tage erhalten.

---

Baron von F\*\*\* an den Grafen von  
D\*\*\*.

S e c h s t e r B r i e f .

20 Junius.

Dieser Civitella ist doch der dienstfertigste Mensch von der Welt. Der Prinz hatte mich neulich kaum verlassen, als schon ein Billet von dem Marchese erschien, worin mir die Sache aufs Dringendste empfohlen wurde. Ich schickte ihm sogleich eine Verschreibung, in des Prinzen Namen, auf 6000 Zechinen; in weniger als einer halben Stunde folgte sie zurück, nebst der doppelten Summe, in Wechseln sowohl, als baarem Golde. In die Erhöhung der Summe willigte endlich der Prinz; die Verschreibung aber, die nur auf sechs Wochen gestellt war, mußte angenommen werden.

Diese ganze Woche ging in Erkundigungen nach der geheimnißvollen Griechinn hin. Biondello setzte alle seine Maschinen in Bewegung; bis jetzt aber war Alles vergeblich. Den Gondolier machte er zwar ausfindig; aus diesem war aber nichts weiter herauszubringen, als daß er beide Damen auf der Insel Murano ausgefesselt habe, wo zwei Sänften auf sie gewartet hätten, in die sie gestiegen seyen. Er machte sie zu Engländerinnen, weil sie eine fremde Sprache gesprochen und ihn mit Gold bezahlt hätten. Auch ihren Begleiter kenne er nicht; er komme ihm vor, wie ein Spiegelfabrikant aus Murano. Nun wußten wir wenigstens, daß wir sie nicht in der Giudecca zu suchen hätten, und daß sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf der Insel Murano zu Hause sey; aber das Unglück war, daß die Beschreibung, welche der Prinz von ihr machte, schlechterdings nicht dazu taugte, sie einem Dritten kenntlich zu machen. Gerade die leidenschaftliche Aufmerksamkeit, womit er ihren Anblick verschlang, hatte ihn gehindert, sie zu sehen; für alles das, worauf andere Menschen ihr Augenmerk vorzüglich würden gerichtet haben, war er ganz blind gewesen; nach seiner Schilderung war man eher versucht, sie im Petrarck oder Tasso, als auf einer venetianischen Insel zu suchen. Außerdem mußte diese Nachfrage selbst mit größter Vorsicht geschehen, um weder die Dame auszusetzen, noch sonst ein anstößiges Aufsehen zu erregen. Weil Biondello, außer dem Prinzen, der Einzige war, der sie, durch den

Erleidet wenigstens, gesehen hatte, und also wieder erkennen konnte, so suchte er, wo möglich, an allen Orten, wo sie vermuthet werden konnte, zu gleicher Zeit zu seyn; das Leben des armen Menschen war diese ganze Woche über nichts, als ein beständiges Nennen durch alle Straßen von Venedig. In der griechischen Kirche besonders wurde keine Nachforschung gespart, aber Alles mit gleich schlechtem Erfolge; und der Prinz, dessen Ungeduld mit jeder fehlgeschlagenen Erwartung stieg, mußte sich endlich doch noch auf den nächsten Sonnabend verträufen.

Seine Unruhe war schrecklich. Nichts zerstreute ihn, nichts vermochte ihn zu fesseln. Sein ganzes Wesen war in febrilischer Bewegung; für alle Gesellschaft war er verloren, und das Uebel wuchs in der Einsamkeit. Man wurde er nie mehr von Besuchen belagert, als eben in dieser Woche. Sein naher Abschied war angekündigt, Alles drängte sich herbei. Man mußte diese Menschen beschäftigen, um ihre argwöhnische Aufmerksamkeit von ihm abzuführen; man mußte ihn beschäftigen, um seinen Geist zu zerstreuen. In diesem Bedrängnisse verfiel E vitella auf das Spiel, und um die Menge wenigstens zu entfernen, sollte hoch gespielt werden. Zugleich hoffte er, bei dem Prinzen einen vorübergehenden Geschmack an dem Spiel zu erwecken, der diesen romanhaften Schwung seiner Leidenschaft bald erlösen, und den man immer in der Gewalt haben würde, ihm wieder zu benehmen. „Die Karten,“ sagte E vitella;

„haben mich vor mancher Thorheit bewahrt, die in  
im Begriff war, zu begehen, manche wieder gut ge-  
mücht, die schon begangen war. Die Ruhe, die Be-  
nunft, um die mich ein Paar schöne Augen brachten  
habe ich oft am Pharotische wiedergefunden, und  
hatten die Weiber mehr Gewalt über mich, als wenn  
mir's an Geld gebrach, um zu spielen.“

Ich lasse dahingestreckt seyn, in wie weit Ei-  
tella Recht hatte — aber das Mittel, worauf es  
gefallen waren, fing bald an, noch gefährlicher zu  
werden, als das Uebel, dem es abhelfen sollte. Der  
Prinz, der dem Spiele nur allein durch hohes Wi-  
gen einen stichtigen Reiz zu geben mußte, fand bald  
keine Grenzen mehr darin. Er war einmal aus se-  
ner Achse. Alles, was er that, nahm eine leiden-  
schaftliche Gestalt an; Alles geschah mit der ung-  
eduligen Heftigkeit, die jetzt in ihm herrschte. Er  
kennete seine Gleichgültigkeit gegen das Geld; hi-  
wurde sie zur gänglichen Unempfindlichkeit. Gol-  
stücke zerrannen wie Wassertropfen in seinen Händen.  
Er verlor fast ununterbrochen, weil er ganz und gar  
ohne Aufmerksamkeit spielte. Er verlor ungeheu-  
Summen; weil er wie ein verzweifelter Spiel-  
wagte. — Liebster D\*\*\*, mit Herzklopfen schrei-  
ich es nieder — in vier Tagen waren die zwölfta-  
send Sechsen — und noch darüber, verloren.

Machen Sie mir keine Vorwürfe. Ich ka-  
mich selbst genug an. Aber konnte ich es hindern  
Hörte mich der Prinz? Könnte ich etwas ändern, a

ihm Vorstellung thun? Ich that, was in meinem Vermögen stand. Ich kann mich nicht schuldig finden.

Auch Civitella verlor beträchtlich; ich gewann gegen sechshundert Zechinen. Das beispiellose Unglück des Prinzen machte Aufsehen; um so weniger konnte er jetzt das Spiel verlassen. Civitella, dem man die Freude ansieht, ihn zu verbinden, streckte ihm sogleich die Summe vor. Die Lücke ist zugestopft, aber der Prinz ist dem Marchese 24000 Zechinen schuldig. O wie sehne ich mich nach dem Spargelde der frommen Schwester! — Sind alle Fürsten so, liebster Freund? Der Prinz betrügt sich nicht anders, als wenn er dem Marchese noch eine große Ehre erwiesen hätte, und dieser — spielt seine Rolle wenigstens gut.

Civitella suchte mich damit zu beruhigen, daß gerade diese Uebertreibung, dieses außerordentliche Unglück das kräftigste Mittel sey, den Prinzen wieder zur Vernunft zu bringen. Mit dem Gelde habe es keine Noth. Er selbst fühle diese Lücke gar nicht, und stehe dem Prinzen jeden Augenblick mit noch dreimal so viel zu Diensten. Auch der Cardinal gab mir die Versicherung, daß die Gesinnung seines Neffen aufrichtig sey, und daß er selbst bereit stehe, für ihn zu gewähren.

Das Traurigste war, daß diese ungeheuern Aufopferungen ihre Wirkung nicht einmal erreichten. Man sollte meinen, der Prinz habe wenigstens mit Gehilnehmigkeit gespielt? Nichts weniger. Seine Ge-

banken waren weit weg, und die Leidenschaft, die wir unterdrücken wollten, schien von seinem Unglücke im Spiele nur mehr Nahrung zu erhalten. Wenn ein entscheidender Streich geschehen sollte, und Alles sich voll Erwartung um seinen Spieltisch herum drängte, suchten seine Augen Biondello, um ihm die Keuigkeit, die er etwa mitbrächte, von dem Angesichte zu stehlen. Biondello brachte immer nichts — und das Blatt verlor immer.

Das Geld kam übrigens in sehr bedürftige Hände. Einige Excellenza, die, wie die böse Welt ihnen nachsagt, ihr frugales Mittagsmahl in der Senator-mühe selbst von dem Markte nach Hause tragen, traten als Bettler in unser Haus, und verließen es als wohlhabende Leute. Civitella zeigte sie mir. „Sehen Sie,“ sagte er, „wie vielen armen Teufeln es zu Gute kommt, daß es einem geschiedten Kopfe einfällt, nicht bei sich selbst zu seyn! Aber das gefällt mir. Das ist fürstlich und königlich! Ein großer Mensch muß auch in seinen Verirrungen noch Glückliche machen, und wie ein übertretender Strom die benachbarten Felder befeuchten.“

Civitella denkt brav und edel — aber der Prinz ist ihm 24000 Zechinen schuldig!

Der so sehnlich erwartete Sonnabend erschien endlich, und mein Herr ließ sich nicht abhalten, sich gleich nach Mittag in der \*\*\* Kirche einzufinden. Der Platz wurde in eben der Kapelle genommen, wo er seine Unbekannte das erste Mal gesehen hatte, doch



so, daß er ihr nicht sogleich in die Augen fallen konnte. Diondello hatte Befehl, an der Kirchthür Wache zu stehen und dort mit dem Begleiter der Dame Bekanntschaft anzuknüpfen. Ich hatte auf mich genommen, als ein unverdächtiger Vorübergehender bei der Mittelfahrt in derselben Gondel Platz zu nehmen, um die Spur der Unbekannten weiter zu verfolgen, wenn das Uebrige mißlingen sollte. An demselben Orte, wo sie sich, nach des Gondollers Aussage, das vorige Mal hatte anssehen lassen, wurden zwei Säufte gemiethet; zum Ueberflusse ließ der Prinz noch den Kammerjunker von Z\*\*\* in einer besondern Gondel nachfolgen. Der Prinz selbst wollte ganz ihrem Anblicke leben, und, wenn es anginge, sein Glück in der Kirche versuchen. Elvirella blieb ganz weg; weil er bei dem Frauenzimmer in Venedig in zu übelm Rufe stand, um durch seine Einmischung die Dame nicht mißtrauisch zu machen. Sie sehen, Liebster Graf, daß es an unsern Anstalten nicht lag, wenn die schöne Unbekannte uns entging.

Sie sind wohl in einer Kirche wärmere Wünsche gethan worden, als in dieser; und nie wurden sie grausamer geküßt. Bis nach Sonnenuntergang harrete der Prinz aus, von jedem Geräusche, das seiner Kapelle nahe kam, von jedem Knarren der Kirchthür in Erwartung gesetzt — sieben volle Stunden — und keine Griechinn! Ich sage Ihnen nichts von seiner Gemüthslage. Sie wissen, was eine fehlgeschlagene Hoffnung; ist — und eine Hoffnung, von

der man sieben Tage und sieben Nächte fast einzig gelebt hat.

Du von Gott an den Grafen von  
D\*\*\*.

### Siebenter Brief.

Julia.

Die geheimnißvolle Unbekannte des Prinzen erinnerte den Marchese Civitella an eine romantische Erscheinung, die ihm selbst vor einiger Zeit vorgekommen war, und, um den Prinzen zu zerstreuen, ließ er sich bereit finden, sie uns mitzutheilen. Ich erzähle sie Ihnen mit seinen eigenen Worten. Aber der muntre Geist, womit er Alles, was er spricht, zu beleben weiß, geht freilich in meinem Vortrage verloren.

(Hierauf folgt nachstehendes Fragment, das früher im 8. Hefte der Thalia erschien und anfänglich für den 2. Band des Geistersehers bestimmt war. Es fand hier eine Stelle, da Schiller die Vollendung des Geistersehers aufgegeben hatte.)

„Voriges Frühjahr,“ erzählte Civitella, „hatte ich das Unglück, den spanischen Ambassador gegen mich aufzubringen, der in seinem siebenzigsten Jahre die Tharheit begangen hatte, eine achtzehnjährige Römerin für sich allein heirathen zu wollen. Seine Rache verfolgte mich, und meine Freunde rietben mir an, mich durch eine zeitige

Flucht den Wirkungen derselben zu entziehen, bis mich entweder die Hand der Natur oder eine gütliche Beilegung von diesem gefährlichen Feind befreit haben würde. Weil es mir aber doch zu schwer fiel, Venedig ganz zu entsagen, so nahm ich meinen Aufenthalt in einem entlegenen Quartier von Murano, wo ich unter einem fremden Namen ein einfaches Haus bewohnte, den Tag über mich verborgen hielt, und die Nacht meinen Freunden und dem Vergnügen lebte.“

„Meine Fenster wiesen auf einen Garten, der von der Abendseite an die Ringmauer eines Klosters stieß, gegen Morgen aber wie eine kleine Halbinsel in die Laguna hineinlag. Der Garten hatte die reizendste Anlage, ward aber wenig besucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verließen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich schlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenster zuzubringen, die Sonne über dem Golf aufsteigen zu sehen, und ihr dann gute Nacht zu sagen. Wenn Sie sich diese Lust noch nicht gemacht haben, gnädigster Prinz, so empfehle ich Ihnen diesen Standort, den ausgesuchtesten vielleicht in ganz Venedig, diese herrliche Erscheinung zu genießen. Eine purpurne Nacht liegt über der Tiefe, und ein goldener Rauch verkündigt sie von fern am Saum der Laguna. Erwartungsvoll ruhen Himmel und Meer. Zwei Winke, so steht sie da, ganz und vollkommen, und alle Wellen brennen. — Es ist ein entzückendes Schauspiel!“

„Eines Morgens, als ich mich nach Gewohnheit der Lust dieses Anblicks überlasse, entdeckte ich auf Einmal, daß ich nicht der einzige Zeuge desselben bin. Ich glaube Menschenstimmen im Garten zu vernehmen, und als ich mich nach dem Schall wende, nehme ich eine Gondel wahr, die an der Wasserseite landet. Wenige Augenblicke, so sehe ich Menschen im Garten hervorkommen, und mit langsamen Schritten, Spaziergehenden gleich, die Allee herauf wandeln. Ich erkenne, daß es eine Mannsperson und ein Frauenzimmer ist, die einen kleinen Neger bei sich haben. Das Frauenzimmer ist weiß gekleidet, und ein Brillant spielt an ihrem Finger; mehr läßt mich die Dämmerung nicht unterscheiden.“

„Meine Neugier wird rege. Ganz gewiß ein Rendezvous und ein liebendes Paar — aber an diesem Ort und zu einer so ganz ungewöhnlichen Stunde! — denn kaum war es drei Uhr und Alles lag noch in trübe Dämmerung verschleiert. Der Einfall schien mir neu, und zu einem Roman die Anlage gemacht. Ich wollte das Ende erwarten.“

„In den Laubgewölben des Gartens verlier' ich sie bald aus dem Gesicht, und es wird lange, bis sie wieder erscheinen. Ein angenehmer Gesang erfüllt unterdessen die Gegend. Er kam von dem Gondolier, der sich auf diese Weise die Zeit in seiner Gondel verkürzte, und dem von einem Kameraden aus der Nachbarschaft geantwortet wurde. Es waren Stanzas aus dem Tasso; Zeit und Ort stimmten harmo

nisch dazu, und die Melodie verflang lieblich in der allgemeinen Stille.“

„Wittlerweile war der Tag angebrochen, und die Gegenstände ließen sich deutlicher erkennen. Ich suchte meine Leute. Hand in Hand gehen sie jetzt eine breite Allee hinauf, und bleiben öfters stehen, aber sie haben den Rücken gegen mich gelohrt, und ihr Weg entfernt sie von meiner Wohnung. Der Anstand ihres Ganges läßt mich auf einen vornehmen Stand, und ein edler engelschöner Wuchs auf eine ungewöhnliche Schönheit schließen. Sie sprachen wenig, wie mir schien, die Dame jedoch mehr, als ihr Begleiter. An dem Schauspiel des Sonnenaufgangs, das sich jetzt oben in höchster Pracht über ihnen verbreitete, schienen sie gar keinen Antheil zu nehmen.“

„Indem ich meinen Lybus herbei hole und richte, um mir diese sonderbare Erscheinung so nahe zu bringen, als möglich, verschwinden sie plötzlich wieder in einem Seitenweg, und eine lange Zeit vergeht, ehe ich sie wieder erblicke. Die Sonne ist nun ganz aufgegangen; sie kommen dicht unter mir vor und sehen mir gerade entgegen. — — — Welche himmlische Gestalt erblicke ich! — War es das Spiel meiner Einbildung, war es die Magie der Beleuchtung? Ich glaubte ein überirdisches Wesen zu sehen, und mein Auge stoh zurück, geschlossen von dem blendenden Licht. — So viel Anmuth bei so viel Majestät! So viel Geist und Adel bei so viel blühender Jugend! — Umsonst versuch' ich es, Ihnen zu beschreiben.

Schreiben. Ich kannte keine Schönheit vor diesem Augenblick.“

„Das Interesse des Gesprächs verweilt sie in meiner Nähe, und ich habe volle Ruhe, mich in dem wundervollen Anblick zu verlieren. Kaum aber sind meine Blicke auf ihren Begleiter gefallen, so ist selbst diese Schönheit nicht mehr im Stande sie zurückzuführen. Er schien mir ein Mann zu seyn in seinen besten Jahren, etwas hager und von großer edler Statur — aber von keiner Menschenstirn strahlte mir noch so viel Geist, so viel Hohes, so viel Göttliches entgegen. Ich selbst, obgleich vor aller Entdeckung gesichert, vermochte es nicht, dem durchbohrenden Blick Stand zu halten, der unter den finstern Augenbrauen blitzwerfend hervorschoss. Um seine Augen lag eine stille rührende Traurigkeit, und ein Zug des Wohlwollens um die Lippen milderte den trüben Ernst, der das ganze Gesicht überschattete. Aber ein gewisser Schnitt des Gesichts, der nicht europäisch war, verbunden mit einer Kleidung, die aus den verschiedensten Trachten, aber mit einem Geschmacke, den Niemand ihm nachahmen wird, kühn und glücklich gewählt war, gaben ihm eine Miene von Sonderbarkeit, die den außerordentlichen Eindruck seines ganzen Wesens nicht wenig erhöhte. Etwas Irres in seinem Blicke konnte einen Schwärmer vermuthen lassen, aber Gebärden und äußerer Anstand verkündigten einen Mann, den die Welt ausgebildet hat.“

3\*\*\*, der, wie Sie wissen, Alles heraus sagen

muß, was er heult, konnte hier nicht länger an sich halten. Unser Armenier! rief er aus. Unser ganzer Armenier, Niemand anders!

Was für ein Armenier, wenn man fragen darf? sagte Sivátella.

Hat man Ihnen die Farcé noch nicht erzählt? sagte der Prinz. Aber keine Unterbrechung! Ich fange an mich für Ihren Mann zu interessieren. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.

„Etwas Unbegreifliches war in seinem Betragen. Seine Blicke ruhten mit Bedeutung, mit Leidenschaft auf ihr, wenn sie weg sah; und sie fielen zu Boden, wenn sie auf die andern trafen. Ich dieser Mensch von Blumen? dachte ich. Eine Awigkeit wollt' ich stehen und nichts Anderes betrachten.“

„Das Schicksal raubte sie mir wieder. Ich wartete lange, lange; sie wieder hervor kommen zu sehen, aber vergebens. Aus einem andern Fenster endlich entdeckt ich sie auf's Neue.“

„Vor einem Bassin standen sie, in einer gewissen Entfernung voneinander, beide in tiefes Schweigen verloren. Sie mochten schon ziemlich lange in dieser Stellung gestanden haben. Ihr offnes, seelenvolles Auge ruhte forschend auf ihm, und schien jedem aufsteigenden Gedanken von seiner Stirn zu nehmen. Er, als ob er nicht Muth genug in sich fühlte, es aus der ersten Hand zu empfangen, suchte verstoßen ihr Bild in der spiegelnden Fluth, oder blühte starr auf dem Dolphin, der das Wasser in das Besten

sprach. Wer weiß, wie lange dieses Numme Spiel noch gedauert haben würde, wenn die Dame es hätte anhalten können? Mit der liebenswürdigsten Holdseligkeit ging das schöne Geschöpf auf ihn zu, faßte den Arm um seinen Nacken stehend, eine seiner Hände, und führte sie zur Munde. Gelassen ließ der kalte Mensch es geschehen, und ihre Liebkosung blieb unerwidert.“

„Aber es war etwas an diesem Auftritt, was mich rührte. Der Mann war es, was mich rührte. Ein heftiger Wiffelt schien in seiner Brust zu arbeiten, eine unwidderstehliche Gewalt ihn zu ihr hinzuziehen, ein verborgener Arm ihn zurückzuziehen. Still, aber schmerzhaft, war dieser Kampf, und die Gefahr so schön an seiner Seite. Nein, dachte ich, er unternimmt zu viel. Er wird, er muß unterliegen.“

„Auf einen heimlichen Wink von ihm verschwindet der kleine Neger. Ich erwartete nun einen Auftritt von empfindsamer Art, eine knieende Abbitte, eine mit tausend Küssen besiegelte Vergebung. Nichts von dem Allen. Der unbegreifliche Mensch nimmt aus einem Portefeuille ein versiegeltes Paquet, und gibt es in die Hände der Dame. Trauer überzieht ihr Gesicht, da sie es ansieht, und eine Thräne schimmert in ihrem Auge.“

„Nach einem kurzen Stillschweigen brechen sie auf. Aus einer Seiten-Allee tritt eine bejahrte Dame zu ihnen, die sich die ganze Zeit über entfernt gehalten hatte, und die ich jetzt erst entdeckte.



Langsam gehen sie hinab, beide Frauenzimmer in Gespräch mit einander, während dessen er der Gelegenheit wahrnimmt, unvermerkt hinter ihnen zurückzubleiben. Unschlüssig und mit starrem Blick nach ihr hingewendet, „steht er und geht und steht wieder. Auf einmal ist er weg im Gebüsch.“

„Vorn sieht man sich endlich um. Man scheint unruhig, ihn nicht mehr zu finden, und steht stille, wie es scheint, ihn zu erwarten. Er kommt nicht! Die Blicke irren ängstlich umher, die Schritte verdoppeln sich. Meine Augen helfen den ganzen Garten durchsuchen. Er bleibt aus. Er ist nirgends.“

„Auf einmal hör' ich am Kanal etwas rauschen, und eine Gondel stößt vom Ufer. Er ist's, und mit Mühe enthalt' ich mich, es ihr zuzuschreien. Jetzt also war's am Tage — es war eine Abschiedsscene.“

„Sie schien zu ahnen, was ich wußte. Schneller, als die andere ihr folgen kann, eilt sie nach dem Ufer. Zu spät. Pfellschnell fliegt die Gondel dahin, und nur ein weißes Tuch flattert noch fern in den Lüften. Bald darauf seh' ich auch die Frauenzimmer überfahren.“

„Als ich von einem kurzen Schlummer erwachte, mußte ich über meine Verblendung lachen. Meine Phantasie hatte diese Begebenheit im Traum fortgesetzt, und nun wurde mir auch die Wahrheit zum Traume. Ein Mädchen, reizend wie eine Houri, die vor Tagesanbruch in einem abgelegenen Garten vor meinem Fenster mit ihrem Liebhaber lustwandelt,

ein Liebhaber, der von einer solchen Stunde keinen bessern Gebrauch zu machen weiß, dieß schien mir eine Komposition zu seyn, welche höchstens die Phantasie eines Träumenden wagen und entschuldigen konnte. Aber der Traum war zu schön gewesen, um ihn nicht so oft als möglich zu erneuern, und auch der Garten war mir jetzt lieber geworden, seitdem ihn meine Phantasie mit so reizenden Gestalten bevölkert hatte. Einige unfreundliche Tage, die auf diesen Morgen folgten, verscheuchten mich von dem Fenster, aber der erste heitere Abend zog mich unwillkürlich dahin. Urtheilen Sie von meinem Erstaunen, als mir nach kurzem Suchen das weiße Gewand meiner Unbekannten entgegen schimmerte. Sie war es selbst. Sie war es wirklich. Ich hatte nicht bloß geträumt."

„Die vorige Matrone war bei ihr, die einen kleinen Knaben führte; sie selbst aber ging in sich gekehrt und seitwärts. Alle Plätze wurden besucht, die ihr noch vom vorigen Male her durch ihren Begleiter merkwürdig waren. Besonders lange verweilte sie an dem Bassin, und ihr starr hingerichtetes Auge schien das geliebte Bild vergebens zu suchen."

„Hatte mich diese hohe Schönheit das erste Mal hingerissen, so wirkte sie heute mit einer sanftern Gewalt auf mich, die nicht weniger stark war. Ich hatte jetzt vollkommen Freiheit, das himmlische Bild zu betrachten; das Erstaunen des ersten Anblicks machte unvermerkt einer süßen Empfindung Platz. Die Glorie um sie verschwindet, und ich sehe in ihr

nichts mehr, als das schönste aller Weiber, das meine Sinne in Gluth setzt. In diesem Augenblick ist es beschlossen. Sie muß mein seyn.“

„Indem ich bei mir selbst überlege, ob ich hinuntergehe und mich ihr nähers, oder ob ich dieses wage, erst Erkundigungen von ihr einziehe, öffnet sich eine kleine Pforte an der Klostermauer, und ein Karmelitermönch tritt aus derselben. Auf das Geräusch, das er macht, verläßt die Dams ihren Platz, und ich sehe sie mit lebhaften Schritten auf ihn zugehen. Er zieht ein Papier aus dem Busen, wornach sie begierig haftet, und eine lebhafte Freude scheint in ihr Angesicht zu fliegen.“

„In eben diesem Augenblick treibt mich mein gewöhnlicher Abendbesuch von dem Fenster. Ich vermeide es sorgfältig, weil ich keinem Andern diese Eröberung gönne. Eine ganze Stunde muß ich in dieser peinlichen Ungeduld aushalten, bis es mir endlich gelingt, diese Ueberlästigen zu entfernen. Ich eile an mein Fenster zurück, aber verschwunden ist Alles.“

„Der Garten ist ganz leer, als ich hinuntergehe. Kein Fahrzeug, weder im Kanal. Nirgends eine Spur von Menschen. Ich weiß weder, aus welcher Gegend sie kam, noch wohin sie gegangen ist. Indem ich, die Augen aller Orten herum gewandt, vor mich hinwandle, schimmert mir von fern etwas Weißes im Sand entgegen. Wie ich hinzutrete, ist es ein Papier in Form eines Briefs gefalogen. Was konnte es anders seyn, als der Brief, den der

Statuitor ihr überbracht hatte? Gleichzeit. Hund, rief ich aus. Dieser Brief wird mir das ganze Geheimniß ansschließen; er wird mich zum Helden ihres Schicksals machen."

„Der Brief war mit einer Sphinx gefiegelt, ohne Ueberschrift und in Chiffren verfaßt; dieß schreckte mich aber nicht ab, weil ich mich auf das Deciffriren verstehe. Ich kopirte ihn geschwind; denn es war zu erwarten, daß sie ihn bald vermissen und zurückkommen würde, ihn zu suchen. fand sie ihn nicht mehr, so mußte ihr dieß ein Beweis seyn, daß der Garten von mehreren Menschen besucht würde, und diese Entdeckung konnte sie leicht auf immer daraus verschrecken. Was konnte meiner Hoffnung Schlimmeres bezugnen?"

„Was ich vermuthet hatte, geschah. Ich war mit meiner Kopie kaum zu Ende, so erschien sie wieder mit ihrer vorigen Begleiterinn, Beide ängstlich suchend. Ich befestigte den Brief an einem Schiefer, den ich vom Dache los machte, und lasse ihn an einem Ort herabfallen, an dem sie vorbei muß. Ihre schöne Freude, als sie ihn findet, belohnt mich für meine Grobheit. Mit scharfem, prüfendem Blick, als wollte sie die unheilige Hand daran ausspüren, die ihn heimlich haben konnte, musterte sie ihn von allen Seiten; aber die zufriedene Miene, mit der sie ihn einstuckte, bewies, daß sie ganz ohne Arges war. Sie ging, und ein zurückfallender Blick ihres Auges mußte einen dankbaren Abschied von dem Schatzge-

tern des Gartens, die das Geheimniß ihres Herzens so treu gehütet hatten."

„Jetzt eilte ich den Brief zu entziffern. Ich versuchte es mit mehrern Sprachen; endlich gelang es mir mit der englischen. Sein Inhalt war mir so merkwürdig, daß ich ihn auswendig behalten habe.“—

Ich werde unterbrochen. Den Schluß ein andermal.

Baron von F\*\*\* an den Grafen von  
D\*\*\*.

Achter Brief.

August.

Nein, liebster Freund. Sie thun dem guten *Biondello* Unrecht. Gewiß, Sie hegen einen falschen Verdacht. Ich gebe ihnen alle Italiener Preis, aber dieser ist ehrlich.

Sie finden es sonderbar, daß ein Mensch von so glänzenden Talenten und einer so exemplarischen Aufführung sich zum Dienen herabsetze, wenn er nicht geheime Absichten dabei habe, und daraus ziehen Sie den Schluß, daß diese Absichten verdächtig seyen. Wie? Ist es denn so etwas Neues, daß ein Mensch von Kopf und Verdiensten sich einem Fürsten gefällig zu machen sucht, der es in der Gewalt hat, sein Glück zu machen? Ist es etwa entehrend, ihm zu dienen? Läßt *Biondello* nicht deutlich genug merken, daß seine Anhänglichkeit an den Prinzen persönlich

sey? Er hat ihm ja gestanden, daß er eine Bitte an ihn auf dem Herzen habe. Diese Bitte wird und ohne Zweifel das ganze Geheimniß erklären. Geheime Absichten mag er immer haben, aber können diese nicht unschuldig seyn?

Es befremdet Sie, daß dieser Biondello in den ersten Monaten, und das waren die, in denen Sie uns Ihre Gegenwart noch schenken, alle die großen Talente, die er jetzt an den Tag kommen lasse, verborgen gehalten, und durch gar nichts die Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Das ist wahr; aber wo hätte er damals die Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen? Der Prinz bedurfte seiner ja noch nicht, und seine übrigen Talente mußte der Zufall uns entdecken.

Aber er hat uns ganz kürzlich einen Beweis seiner Ergebenheit und Redlichkeit gegeben, der alle Ihre Zweifel zu Boden schlagen wird. Man beobachtet den Prinzen. Man sucht geheime Erkundigungen von seiner Lebensart, von seinen Bekanntschaften und Verhältnissen einzuziehen. Ich weiß nicht, wer diese Neugierde hat. Aber hören Sie an.

Es ist hier in St. Georg ein öffentliches Haus, wo Biondello öfters aus- und eingeht; er mag da etwas Liebes haben, ich weiß es nicht. Vor einigen Tagen ist er auch da, er findet eine Gesellschaft beisammen, Advokaten und Officianten der Regierung, lustige Brüder und alte Bekannte von ihm. Man verwundert sich, man ist erfreut, ihn wieder zu sehen

Die alte Bekanntschaft wird erneuert, jeder erzählt seine Geschichte bis auf diesen Augenblick, Diomedello soll auch die seinige zum Besten geben. Er thut es in wenig Worten. Man wünscht ihm Glück zu seinem neuen Etablissement; man hat von der glänzenden Lebensart des Prinzen von \*\*\* schon erzählt hören, von seiner Freigebigkeit gegen Leute besonders, die ein Geheimniß zu verkaufen wissen; seine Verbindung mit dem Cardinal W\*\*\*i ist nicht bekannt; er liebt das Spiel u. s. f. Diomedello frucht. — Man scherzt mit ihm, daß er den Geheimnissen machen, man wisse doch, daß er der Geschäftsführer des Prinzen von \*\*\* sey. Die beiden Advokaten nehmen ihn in die Mitte; die Flasche leert sich fleißig, man nöthigt ihn zu trinken, er entschuldigt sich, weil er keinen Wein vorzöge, trinkt aber doch, um sich zum Scherz zu betheiligen.

„Ja,“ sagte endlich der eine Advokat, „Diomedello versteht sein Handwerk, aber ausgelehrt hat er noch nicht. Er ist nur ein Halber.“

Was fehlt mir noch? fragte Diomedello.

„Er versteht die Kunst,“ sagte der Andere, „ein Geheimniß bei sich zu behalten, was die andere noch nicht, es mit Wertheis wieder los zu werden.“

Sollte sich ein Käufer dazu finden? fragte Diomedello.

Die übrigen Gäste zogen sich hin aus dem Saalmen, er blieb Tete a Tete mit seinen beiden Leuten, die nun mit der Sprachhyandlungen. Daß ich es

kurz mache, er sollte ihnen über den Umgang des Prinzen mit dem Cardinal und seinem Neffen Aufschlüsse verschaffen, ihnen die Quelle angeben, woraus der Prinz Geld schöpfe, und ihnen die Briefe, die an den Grafen von S\*\*\* geschrieben würden, in die Hände spielen. Biondello beschied sie auf ein andermal, aber wer sie angestellt habe, konnte er nicht aus ihnen herausbringen. Nach den glänzenden Offer-ten, die ihm gethan wurden, zu schließen, mußte die Nachfrage von einem sehr reichen Manne herrühren.

Gestern Abend entdeckte er meinem Herrn den ganzen Vorfall. Dieser war Anfangs Willens, die Unterhändler kurz und gut beim Kopf nehmen zu lassen, aber Biondello machte Einwendungen. Auf freien Fuß würde man sie doch wieder stellen müssen, und dann habe er seinen ganzen Kredit unter dieser Klasse, vielleicht sein Leben selbst in Gefahr gesetzt. Alle dieses Volk hänge unter sich zusammen, alle stehen für Einen; er wolle Ueber den hohen Rath in Venedig zum Feinde haben, als unter ihnen für einen Verräther verschrien werden. Er würde dem Prinzen auch nicht mehr nützlich seyn können, wenn er das Vertrauen dieser Volksklasse verloren hätte.

Wir haben hin und her gerathen, von wem dies wohl kommen möchte. Wer ist in Venedig, dem daran liegen kann, zu wissen, was mein Herr einnimmt und ausgibt, was er mit dem Cardinal A\* \*\*i zu thun hat, und was ich Ihnen schreibe? Sollte es gar noch ein Vormächtniß von dem Prinzen



von \*\*b\*\* seyn? Oder regt sich etwa der Armenier wieder?

---

Baron von F\*\*\* an den Grafen von  
D\*\*\*.

Neunter Brief.

August.

Der Prinz schwimmt in Wonne und Liebe. Er hat seine Griechinn wieder. Hören Sie, wie dieß zugegangen ist.

Ein Fremder, der über Chiozza gekommen war, und von der schönen Lage dieser Stadt am Golf viel zu erzählen wußte, machte den Prinzen neugierig, sie zu sehen. Gestern wurde dieß ausgeführt, und um allen Zwang und Aufwand zu vermeiden, sollte Niemand ihn begleiten, als F\*\*\* und ich, nebst Biondello, und mein Herr wollte unbekannt bleiben. Wir fanden ein Fahrzeug, das eben dahin abging, und mietheten uns darauf ein. Die Gesellschaft war sehr gemischt, aber unbedeutend, und die Hinreise hatte nichts Merkwürdiges.

Chiozza ist auf eingerammten Pfählen gebaut, wie Venedig, und soll gegen vierzigtausend Einwohner zählen. Adel findet man wenig, aber bei jedem Tritte stößt man auf Fischer oder Matrosen. Wer eine Perücke und einen Mantel trägt, heißt ein Reicher; Müße und Ueberschlag sind das Zeichen eines

Armen. Die Lage der Stadt ist schön, doch darf man Venedig nicht gesehen haben.

Wir verweilten uns nicht lange. Der Patron, der noch mehr Passagiers hatte, mußte zeitig wieder in Venedig seyn, und den Prinzen fesselte nichts in Chiozza. Alles hatte seinen Platz schon im Schiffe genommen, als wir ankamen. Weil sich die Gesellschaft auf der Herfahrt so beschwerlich gemacht hatte, so nahmen wir dießmal ein Zimmer für uns allein. Der Prinz erkundigte sich, wer noch mehr da sey? Ein Dominikaner, war die Antwort, und einige Damen, die retour nach Venedig gingen. Mein Herr war nicht neugierig, sie zu sehen, und nahm sogleich sein Zimmer ein.

Die Griechinn war der Gegenstand unsers Gesprächs auf der Herfahrt gewesen, und sie war es auch auf der Rückfahrt. Der Prinz wiederholte sich ihre Erscheinung in der Kirche mit Fener; Pläne wurden gemacht und verworfen; die Zeit verstrich, wie ein Augenblick; ehe wir es uns versahen, lag Venedig vor uns. Einige von den Passagiers stiegen uns, der Dominikaner war unter diesen. Der Patron ging zu den Damen, die, wie wir jetzt erst erfuhren, nur durch ein dünnes Bret von uns geschieden waren, und fragte sie, wo er anlegen sollte. Auf der Insel Murano, war die Antwort, und das Haus wurde genannt. — Insel Murano! rief der Prinz, und ein Schauer der Ahnung schien durch seine Seele zu fliegen. Oh' ich ihm ant-

worten konnte, stürzte Biandello herein. „Wissen Sie auch, in welcher Gesellschaft wir reisen?“ — Der Prinz sprang auf — „Sie ist hier! Sie selbst!“ — fuhr Biandello fort. „Ich komme eben von ihrem Begleiter.“

Der Prinz drang hinaus. Das Zimmer ward ihm zu enge, die ganze Welt war' es ihm in diesem Augenblicke gewesen. Tausend Empfindungen strömten in ihm, seine Arme zitterten, Adthe und Blässe wechselten in seinem Gesichte. Ich zitterte erwartungsvoll mit ihm. Ich kann Ihnen diesen Zustand nicht beschreiben.

In Murano ward angehalten. Der Prinz sprang ans Ufer. Sie kam. Ich las im Gesichte des Prinzen, daß sie's war. Ihr Abblitz ließ mir keinen Zweifel übrig. Eine schönere Gestalt hab' ich nie gesehen; alle Beschreibungen des Prinzen waren unter ihr geblieben. Eine glühende Röthe überzog ihr Gesicht, als sie den Prinzen ansichtig wurde. Sie hatte unser ganzes Gespräch hören müssen, sie konnte auch nicht zweifeln, daß sie der Gegenstand desselben gewesen sey. Mit einem bedeutenden Blicke sah sie ihre Begleiterinn an, als wollte sie sagen: das ist er! und mit Verwunderung schlug sie ihre Augen nieder. Ein schmales Bret ward vom Schiffe an das Ufer gelegt, über welches sie zu gehen hatte. Sie schien ängstlich, es zu betreten — aber weniger, wie mir vorkam, weil sie auszugleiten fürchtete, als weil sie es ohne fremde Hülfe nicht konnte, und der Prinz

schon den Arm ausstreckte, ihr halbnutzen. Die Noth liegt über die Bedenklichkeit. Sie nahm seine Hand an, und war am Ufer. Die heftige Gemüths-  
bewegung, in der der Prinz war, machte ihn unbes-  
lich; die andere Dame, die auf den nämlichen Dienst  
wartete, vergaß er — was hätte er in diesem Augen-  
blicke nicht vergessen? Ich erwiderte ihr endlich diesen  
Dienst, und dies brachte mich um das Vorspiel einer  
Unterredung, die sich zwischen meinem Herrn und  
der Dame angefangen hatte.

Er hielt noch immer ihre Hand in der seinigen  
— aus Zerstreuung, denke ich, und ohne daß er  
es selbst wußte.

„Es ist nicht das erste Mal, Signora — daß —  
— daß — — Er konnte es nicht voraussagen.“

„Ich sollte mich erinnern, lispelte sie —

„In der \*\*\* Kirche, sagte er —

„In der \*\*\* Kirche war es, sagte sie —

„Und konnte ich mir heute vermuthen —  
Ihnen so nahe.“

Hier zog sie ihre Hand losse aus der seinigen —  
Er verwirrte sich augenscheinlich. Biondello,  
der indes mit den Bedienten gesprochen hatte, kam  
ihm zu Hilfe.

Signor, fing er an, die Damen haben Sänften  
hierher bestellt. Aber wir sind früher zurückgekome-  
nen, als sie sich's vermutheten. Es ist hier ein  
Garten in der Nähe, wo sie so lange eintreten kön-  
nen, um dem Gedränge auszuweichen.



Der Vorschlag ward angenommen, und Sie können denken, mit welcher Bereitwilligkeit des Prinzen. Man blieb in dem Garten, bis es Abend wurde. - Es gelang uns, F\*\*\* und mir, die Matrone zu beschäftigen, daß der Prinz sich mit der jungen Dame ungestört unterhalten konnte. Daß er diese Augenblicke gut zu benutzen gewußt habe, können Sie daraus abnehmen, daß er die Erlaubniß empfangen hat, sie zu besuchen. Eben jetzt, da ich Ihnen schreibe, ist er dort. Wenn er zurückkommt, werde ich mehr erfahren.

Gestern, als wir nach Hause kamen, fanden wir endlich auch die erwarteten Wechsel von unserm Hofe, aber von einem Briefe begleitet, der meinen Herrn sehr in Flammen setzte. Man ruft ihn zurück, und in einem Tone, wie er ihn gar nicht gewohnt ist. Er hat sogleich in einem ähnlichen geantwortet, und wird bleiben. Die Wechsel sind eben hinreichend, um die Zinsen von dem Kapitale zu bezahlen, das er schuldig ist. Einer Antwort von seiner Schwester sehen wir mit Verlangen entgegen.

---

Baron von F\*\*\* an den Grafen von  
D\*\*\*.

### Zehnter Brief.

September.

Der Prinz ist mit seinem Hofe zerfallen, alle unsere Ressourcen von daher abgeschnitten.

Die

Die sechs Wochen, nach deren Verfluß mein Herr den Marchese bezahlen sollte, waren schon um einige Tage verstrichen, und noch keine Wechsel, weder von seinem Cousin, von dem er aufs Neue und aufs Dringendste Vorschuß verlangt hatte, noch von seiner Schwester. Sie können wohl denken, daß Cintella nicht mahnte; ein desto treueres Gedächtniß aber hatte der Prinz. Gestern Mittag endlich kam eine Antwort vom regierenden Hofe.

Wir hatten kurz vorher einen neuen Kontrakt, unsers Hotels wegen, abgeschlossen, und der Prinz hatte sein längeres Bleiben schon öffentlich bellairt. Ohne ein Wort zu sagen, gab mein Herr mir den Brief. Seine Augen funkelten, ich las den Inhalt schon auf seiner Stirn.

Können Sie sich vorstellen, lieber D\*\*\*? Man ist in \*\*\* von allen hiesigen Verhältnissen meines Herrn unterrichtet, und die Verläumdung hat ein abscheuliches Gewebe von Lügen daraus gesponnen. „Man habe mißfällig vernommen,“ heißt es unter Andern, „daß der Prinz seit einiger Zeit angefangen habe, seinen vorigen Charakter zu verläugnen, und ein Betragen anzunehmen, das seiner bisherigen lobenswürdigen Art zu denken ganz entgegengesetzt sey. Man wisse, daß er sich dem Frauenzimmer und dem Spiele aufs Ausschweifendste ergebe, sich in Schulden stürze, Dissonnards und Geißerbanner zu sein Ohr leihe, mit katholischen Prälaten in verdächtigen Verhältnissen stehe, und einen Hofstaat führe,

der seinen Rang sowohl, als seine Einkünfte überschreite. Es heiße sogar, daß er im Begriff stehe, dieses höchst anstößige Betragen durch eine Apostasie zur römischen Kirche vollkommen zu machen. Um sich von der letztern Beschuldigung zu reinigen, erwarte man von ihm eine ungesäumte Zurückkunft. Ein Banquier in Venedig, dem er den Etat seiner Schulden übergeben solle, habe Anweisung, sogleich nach seiner Abreise, seine Gläubiger zu befriedigen, denn unter diesen Umständen finde man nicht für gut, das Geld in seine Hände zu geben.“

Was für Beschuldigungen, und in welchem Tone! Ich nahm den Brief, durchlas ihn noch einmal, ich wollte etwas darin auffuchen, das ihn mildern konnte; ich fand nichts, es war mir ganz unbegreiflich.

B\*\*\* erinnerte mich jetzt an die geheime Nachfrage, die vor einiger Zeit an Blondello ergangen war. Die Zeit, der Inhalt, alle Umstände kamen überein. Wir hätten sie fälschlich dem Armentier zugeschrieben. Jetzt war's am Tage, von wem sie herrührte. Apostasie! — Aber wessen Interesse kann es seyn, meinen Herrn so abscheulich und so platt zu verläumdern? Ich fürchte, es ist ein Stückchen von dem Prinzen von \*\*d\*\*, der es durchsetzen will, unsern Herrn aus Venedig zu entfernen.

Dieser schwieg noch immer, die Augen starr vor sich hingeworfen. Sein Stillschweigen ängstigte mich. Ich warf mich zu seinen Füßen. Um Gottes willen, gnädigster Prinz, rief ich aus, beschließen

Sie nichts Gewaltfames! Sie sollen, Sie werden die vollständigste Genugthuung haben. Ueberlassen Sie mir diese Sache! Senden Sie mich hin! Es ist unter Ihrer Würde, sich gegen solche Beschuldigungen zu verantworten, aber mir erlauben Sie, es zu thun. Der Verläumber muß genannt, und dem \*\*\* die Augen geöffnet werden.

In dieser Lage fand uns Civitella, der sich mit Erstaunen nach der Ursache unserer Bestürzung erkundigte. \*\*\* und ich schwiegen. Der Prinz aber, der zwischen ihm und uns schon lange keinen Unterschied mehr zu machen gewohnt ist, auch noch in zu heftiger Wallung war, um in diesem Augenblicke der Klugheit Gehör zu geben, befahl uns, ihm den Brief mitzutheilen. Ich wollte zögern, aber der Prinz riß ihn mir aus der Hand und gab ihn selbst dem Marchese.

„Ich bin Ihr Schuldner, Herr Marchese,“ fing der Prinz an, nachdem dieser den Brief mit Erstaunen durchlesen hatte, „aber lassen Sie sich das keine Unruhe machen. Geben Sie mir nur noch zwanzig Tage Frist, und Sie sollen befriedigt werden.“

„Gnädigster Prinz, rief Civitella heftig bewegt, verdien' ich dieses?“

„Sie haben mich nicht dringen wollen, ich erkenne Ihre Delikatesse und danke Ihnen. In zwanzig Tagen, wie gesagt, sollen Sie völlig befriedigt werden.“

„Was ist das? fragte Civitella mich mit



Befürzung. Wie hängt dieß zusammen? Ich seh' es nicht."

Wir erklärten ihm, was wir wußten. Er kam außer sich. Der Prinz, sagte er, müsse auf Sühnung bringen, die Beleidigung sey unerhört. Unerbessenen beschwöre er ihn, sich seines ganzen Vermögens und Credits, unumschränkt zu bedienen.

Der Marchese hatte uns verlassen, und der Prinz noch immer kein Wort gesprochen. Er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder, etwas Außerordentliches arbeitete in ihm. Endlich stand er still, und murmelte vor sich zwischen den Zähnen. „Wünschen Sie Sich Glück —“ sagte er „— Um Neun Uhr ist er gestorben.“

Wir sahen ihn erschrocken an.

„Wünschen Sie Sich Glück,“ fuhr er fort; „Glück — Ich soll mir Glück wünschen — Sagte er nicht so? Was wollte er damit sagen?“

Wie kommen Sie jetzt darauf? rief ich. Was soll das hier?

„Ich habe damals nicht verstanden, was der Mensch wollte. Jetzt verstehe ich ihn — O es ist unerträglich hart, einen Herrn über sich haben!“

Mein theuerster Prinz!

„Der es uns fühlen lassen kann! — Ha! Es muß süß seyn!“

Er hielt wieder inne. Seine Miene erschreckte mich. Ich hatte sie nie an ihm gesehen.

„Der Elendeste unter dem Volke,“ fing er wie-

der an, „oder der nächste Prinz am Throne! Das ist ganz dasselbe. Es gibt nur einen Unterschied unter den Menschen — Gehorchen und Herrschen!“

Er sah noch einmal in den Brief.

„Sie haben den Menschen gesehen, fuhr er fort, der sich unterstehen darf, mir dieses zu schreiben. Würden Sie ihn auf der Straße grüßen, wenn ihn das Schicksal nicht zu Ihrem Herrn gemacht hätte? Bei Gott! Es ist etwas Großes um eine Krone!“

In diesem Tone ging es weiter, und es fielen Neben, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Aber bei dieser Gelegenheit entdeckte mir der Prinz einen Umstand, der mich in nicht geringes Erstaunen und Schrecken setzte, und der die gefährlichsten Folgen haben kann. Ueber die Familienverhältnisse am \*\*\* Hofe sind wir bisher in einem großen Irrthume gewesen.

Der Prinz beantwortete den Brief auf der Stelle, so sehr ich mich auch dagegensetzte, und die Art, wie er es gethan hat, läßt keine gütliche Beilegung mehr hoffen.

Sie werden nun auch begierig seyn, liebster D\*\*\*, von der Stiechinn endlich etwas Positives zu erfahren; aber eben dieß ist es, worüber ich Ihnen noch immer keinen befriedigenden Aufschluß geben kann. Aus dem Prinzen ist nichts herauszubringen, weil er in das Geheimniß gezogen ist, und sich, wie ich vermuthet, hat verpflichten müssen, es zu bewahren. Daß sie aber die Stiechinn nicht ist, für

die wir sie hielten, ist heraus., Sie ist eine Deutsche, und von der edelsten Abkunft. Ein gewisses Gerücht, dem ich auf die Spur gekommen bin, gibt ihr eine sehr hohe Mutter, und macht sie zu der Frucht einer unglücklichen Liebe, wovon in Europa viel gesprochen worden ist. Heimliche Nachstellungen von mächtiger Hand haben sie, laut dieser Sage, gezwungen, in Venedig Schutz zu suchen, und eben diese sind auch die Ursache ihrer Verborgenheit, die es dem Prinzen unmöglich gemacht hat, ihren Aufenthalt zu erforschen. Die Ehrerbietung, womit der Prinz von ihr spricht, und gewisse Rücksichten, die er gegen sie beobachtet, scheinen dieser Vermuthung Kraft zu geben.

Er ist mit einer fürchterlichen Leidenschaft an sie gebunden, die mit jedem Tage wächst. In der ersten Zeit wurden die Besuche sparsam zugestanden; doch schon in der zweiten Woche verkürzte man die Trennungen, und jetzt vergeht kein Tag, wo der Prinz nicht dort wäre. Ganze Abende verschwinden, ohne daß wir ihn zu Gesicht bekommen; und ist er auch nicht in ihrer Gesellschaft, so ist sie es doch allein, was ihn beschäftigt. Sein ganzes Wesen scheint verwandelt. Er geht wie ein Träumender umher, und nichts von Allem, was ihn sonst interessirt hatte, kann ihm jetzt nur eine flüchtige Aufmerksamkeit abgewinnen.

Wohin wird das noch kommen, liebster Freund? Ich zittere für die Zukunft. Der Bruch mit seinem Hofe hat meinen Herrn in etne erniedrigende Abhän-

gigkeit von einem einzigen Menschen, von dem Marchese Civitella, gesetzt. Dieser ist jetzt Herr unserer Geheimnisse, unsers ganzen Schicksals. Wird er immer so edel denken, als er sich uns jetzt noch zeigt? Wird dieses gute Vernehmen auf die Dauer bestehen, und ist es wohlgethan, einem Menschen, auch dem vortrefflichsten, so viel Wichtigkeit und Macht einzuräumen?

An die Schwester des Prinzen ist ein neuer Brief abgegangen. Den Erfolg hoffe ich Ihnen in meinem nächsten Briefe melden zu können.

---

(Der Graf von D\*\*\* zur Fortsetzung.)

Aber dieser nächste Brief blieb aus. Drei ganze Monate vergingen, ehe ich Nachrichten aus Venedig erhielt — eine Unterbrechung, deren Ursache sich in der Folge nur zu sehr aufklärte. Alle Briefe meines Freundes an mich waren zurückbehalten und unterdrückt worden. Man urtheile von meiner Bestürzung, als ich endlich im December dieses Jahres solches Schreiben erhielt, das bloß ein glücklicher Zufall (weil Biondello, der es zu bestellen hatte, plötzlich krank wurde) in meine Hände brachte.

„Sie schreiben nicht. Sie antworten nicht.  
 „Kommen Sie — o kommen Sie auf Flügeln  
 „der Freundschaft! Unsere Hoffnung ist dahin!  
 „Lesen Sie diesen Einschluß. Alle unsere Hoff-  
 „nung ist dahin!

„Die Wunde des Marchese soll tödtlich  
 „seyn. Der Cardinal brüdet Rache, und seine  
 „Muschelmörder suchen den Prinzen. Mein  
 „Herr — o mein unglücklicher Herr! — Ist  
 „es dahin gekommen? Unwürdiges, entsetz-  
 „liches Schicksal! Wie Nichtswürdige müssen  
 „wir uns vor Mördern und Gläubigern ver-  
 „bergen.

„Ich schreibe Ihnen aus dem \*\*\* Kloster,  
 „wo der Prinz eine Zuflucht gefunden hat. Eben  
 „ruht er auf einem harten Lager neben mir und  
 „schläft — ach! den Schlummer der tödtlichsten  
 „Erschöpfung, der ihn nur zu neuem Gefühle  
 „seiner Leiden stärken wird. Die zehn Tage,  
 „daß sie krank war, kam kein Schlaf in seine Au-  
 „gen. Ich war bei der Leichenöffnung. Man  
 „sah Spuren von Vergiftung. Heute wird man  
 „sie begraben.

„Ach, liebster D\*\*\*, mein Herz ist zerrit-  
 „ten. Ich habe einen Auftritt erlebt, der nie  
 „aus meinem Gedächtniß verlöschen wird. Ich  
 „stand vor ihrem Sterbebette. Wie eine Het-  
 „zige schied sie dahin, und ihre letzte sterbende  
 „Verebbarkeit erschöpfte sich, ihren Geliebten  
 „auf den Weg zu leiten, den sie zum Himmel  
 „wandelte — alle unsere Standhaftigkeit war  
 „erschüttert, der Prinz allein stand fest, und ob  
 „er gleich ihren Tod dreifach mit erlitt, so be-  
 „hielt er doch Stärke des Geistes genug, die

„frommen Schwärmerinn ihre letzte Bitte zu  
„verweigern.“

In diesem Brief lag folgender Einschluß:

An den Prinzen von \*\*\*.

Von seiner Schwester.

Oie allein seligmachende Kirche, die an dem  
„Prinzen von\*\*\* eine so glänzende Eroberung ge-  
„macht hat, wird es ihm auch nicht an Mitteln  
„fehlen lassen, die Lebensart fortzusetzen, der sie  
„diese Eroberung verdankt. Ich habe Thränen und  
„Gebet für einen Verirrten, aber keine Wohlthaten  
„mehr für einen Unwürdigen!“

Henriette \*\*\*.

Ich nahm sogleich Post, reiste Tag und Nacht,  
und in der dritten Woche war ich in Venedig.  
Meine Eilfertigkeit nützte mir nichts mehr. Ich  
war gekommen, einem Unglücklichen Trost und  
Hülfe zu bringen; ich fand einen Glücklichen, der  
meines schwachen Beistandes nicht mehr benöthigt  
war. F\*\*\* lag krank und war nicht zu sprechen,  
als ich anlangte; folgendes Billet überbrachte man  
mir von seiner Hand:

„Reisen Sie zurück, liebster D\*\*\*, wo  
Sie hergekommen sind. Der Prinz bedarf Iher  
nicht mehr, auch nicht meiner. Seine  
Schulden sind bezahlt, der Cardinal verfähnt,

der Mardese wieder hergestellt. Erinnern Sie sich des Armeniers, der uns voriges Jahr so zu verwirren wußte? In seinen Armen finden Sie den Prinzen, der seit fünf Tagen — die erste Messe hörte.“

Ich drängte mich nichts desto weniger zum Prinzen, ward aber abgewiesen. An dem Bette meines Freundes erfuhr ich endlich die unerhörte Geschichte.

Ende des ersten Bandes.

---

---

# Philosophische Briefe.

---

## Vorrede.

---

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schicksale, wie das Herz, aber ihre Geschichte wird weit seltener behandelt. Man scheint sich damit zu begnügen, die Leidenschaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rücksicht zu nehmen, wie genau sie mit dem Gedankensysteme des Individuums zusammenhängen. Die allgemeine Wurzel der moralischen Verschlimmerung ist eine einseitige und schwankende Philosophie, um so gefährlicher, weil sie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet, und eben deswegen von dem eingebornen sittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verstand hingegen veredelt auch die Gesinnungen — der Kopf muß das Herz bilden.



In einer Epoche, wie die jetzige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lektüre den denkenden Theil des Publikums so erstaunlich vergrößert, wo die glückliche Resignation der Unwissenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt, und nur Wenige mehr da stehen bleiben wollten, wo der Zufall der Geburt sie hingeworfen, scheint es nicht so ganz unwichtig zu seyn, auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche sich an die Moralität anschließen und eine Quelle von Glückseligkeiten und Elend seyn können, und wenigstens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die stolze Verunft schon gescheitert hat. Wir gelangen nur selten anders, als durch Extreme, zur Wahrheit — wir müssen den Irrthum — und oft den Unstun — zuvor erschöpfen, ehe wir uns zu dem schönen Ziele der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die sittliche Schönheit besetzt, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in derselben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerem Blick die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausschweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln, und in Form eines Brief-

wechsels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe sind der Anfang dieses Versuchs.

Meinungen, welche in diesen Briefen vorgetragen werden, können auch also nur beziehungsweise wahr oder falsch seyn, gerade so, wie sich die Welt in dieser Seele, und keiner andern, spiegelt. Die Fortsetzung des Briefwechsels wird es ausweisen, wie diese einseitigen, oft überspannten, oft widersprechenden, Behauptungen endlich in eine allgemeine, geläuterte und festgegründete Wahrheit sich auflösen.

Scepticismus und Freidenkerei sind die Fieberparoxysmen des menschlichen Geistes, und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisirten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen. Je blendender, je verführnder der Irrthum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, desto größer die Aufforderung zu Ueberzeugung und fester Gewissheit. Aber diese Zweifel, diese Irrthümer vorzutragen, war nothwendig; die Kenntniß der Krankheit mußte der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling sie verfehlt, eben so wenig als die Tugend und die Religion, wenn ein Lasterhafter sie verlängnet.

Dies mußte vorausgesetzt werden, um den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem mir den folgenden Briefwechsel gelesen und beurtheilt wünschen.

## Julius an Raphael.

3m Oktober.

Du bist fort, Raphael — und die schöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbstnebel liegt, wie ein Bahrtuch, über dem ausgestorbenen Gefilde. Einsam durchirre ich die melancholische Gegend, rufe laut deinen Namen aus, und jürne, daß mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich hatte deine letzten Umarmungen überstanden. Das traurige Rauschen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verstummt. Ich Glücklicher hatte schon einen wohlthätigen Hügel von Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt stehst du, gleich deinem abgeschiedenen Geiste, von Neuem in diesen Gegenden auf, und meldest dich mir auf jedem Lieblingsplatze unserer Spaziergänge wieder. Diesen Felsen habe ich an deiner Seite erstiegen, an deiner Seite diese unermessliche Perspektive durchwandert. Im schwarzen Heiligthume dieser Buchen ersannen wir zuerst das kühne Ideal unserer Freundschaft. Hier war's, wo wir den Stammbaum der Geister zum ersten Male auseinander rollten, und Julius einen so nahen Verwandten in Raphael fand. Hier ist keine Quelle, kein Gebüsch, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, Alles hat sich gegen meine Genesung verschworen.

ren. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Auftritt unserer Trennung.

Was hast du aus mir gemacht, Raphael? Was ist seit Kurzem aus mir geworden! Gefährlicher großer Mensch! daß ich dich niemals gekannt hätte, oder niemals verloren! Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe komm' wieder, oder deine zarte Pflanzung ist dahin. Konntest du mit deiner sanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlassen, noch so ferne von seiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner stolzen Weisheit wanken in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen Paläste, die du bauest, stürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt sich wimmernd unter den Ruinen.

Selige paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener — da all mein Fürwif und alle meine Wünsche an den Grenzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heiterer Sonnenuntergang nichts Höheres ahnen ließ, als einen schönen morgenden Tag — da mich nur eine politische Zeltung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Gespenstermärchen an eine Rechenschaft nach dem Tode erinnerten — da ich noch vor einem Teufel bebte, und desto herzlicher an der Gottheit hing. Ich empfand und war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu beweinen.

Erschaffung? Nein, das ist ja nur ein Klang

ohne Sinn, den meine Vernunft nicht gestatten darf. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wußte, wo von mir Niemand wußte, also sagt man, ich war nicht. Jene Zeit ist nicht mehr, also sagt man, daß ich erschaffen sey. Aber auch von den Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiß man nun nichts mehr, and doch sagt man, sie sind. Worauf gründen wir das Recht, den Anfang zu bejahen, und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Wesen, behauptet man, widerspricht der unendlichen Güte. Entstand denn diese unendliche Güte erst mit der Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geister waren, so war die unendliche Güte ja eine ganze vorhergehende Ewigkeit unwirksam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers ist, so fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erschaffung der Welt? Aber eine solche Voraussetzung widerspricht der Idee des vollendeten Gottes, also war keine Schöpfung — wo bin ich hingerathen, mein Raphael? — Schrecklicher Irrgang meiner Schlüsse! Ich gehe den Schöpfer auf, sobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab. Du hast mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit sie mir entkleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen

den Gebete sich vereinigen — zweimal stand ich vor dem Bette des Todes, sah zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schrecknisse der Vernichtung steigen, und den frischen Lichtstrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden sich entzünden.

! Göttlich, ja göttlich muß die Lehre seyn, rief ich aus, die die Besten unter den Menschen bekennen, die so mächtig fliegt, und so wunderbar tröstet. Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung. Eben so Viele, sagtest du mir, drängten sich einst um die Irmensäule und zu Jupiters Tempel, eben so Viele haben eben so freudig, ihrem Brama zu Ehren, den Holzstoß bestiegen. Was du am Heidenthume so abschaulich findest, soll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweisen?

Glaube Niemand, als deiner eigenen Vernunft, sagtest du weiter. Es gibt nichts Heiliges, als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, ist die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe, gleich jenem verzweifelten Eroberer, alle meine Schiffe in Brand gesteckt, da ich an dieser Insel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung versöhnen, die ich einmal belachte. Meine Vernunft ist mir jetzt Alles, meine einzige Gewährleistung für Gottheit, Tugend, Unsterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich diesem einzigen Bürgen auf einem Widerspruche begegne! wenn meine Ach-

tung vor ihren Schläfen flukt! wenn ein zerrissener Faden in meinem Gehirne ihren Sang verrückt! — Meine Glückseligkeit ist von jetzt an dem harmonischen Takte meines Sensoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieses Instruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falsch angehen — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Uberschlage wanken!

### Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolze geschmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du hast mich herausgeführt an den Tag; das goldne Licht und die unermessliche Freie haben meine Augen entzündet. Wohin genügte mir an dem bescheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauses, ein Freund meiner Freunde, ein nütliches Glied der Gesellschaft zu heißen, du hast mich in einen Bürger des Universums verwandelt. Meine Wünsche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte der Großen gethan. Ich duldete diese Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menschengeschlechts zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum ersten Male, daß meine Ansprüche auf Genuß so vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt sah ich ein, daß eine Schichte über dieser Atmosphäre ich gerade so viel und so wenig gelte, als die Beherrscher der Erde. Raphael schnitt alle Bande der Uebereinkunft und

der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirne. Alle Dinge, im Himmel und auf Erden, haben keinen Werth, keine Schöpfung, als so viel meine Vernunft ihnen zugesetzt. Die ganze Schöpfung ist mein, denn ich besitze eine unwidersprechliche Vollmacht, sie ganz zu genießen. Alle Geister — eine Stufe tiefer unter dem vollkommensten Geiste — sind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt diese Verkündigung! Welcher Vorrath für meinen Durst nach Erkenntniß! aber — unglückseliger Widerspruch nach der Natur! — — dieser freie emporstrebende Geist ist in das starre unwandelbare Uhrwerk eines sterblichen Körpers geflochten, mit seinen kleinen Bedürfnissen vermengt, seinen kleinen Schicksalen angejocht — dieser Gott ist in eine Welt von Würmern verwiesen. Der ungeheure Raum der Natur ist seiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwei Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnensiele der Gottheit, aber er selbst muß erst träge und mühsam durch die Elemente der Zeit ihm entgegenkriechen. Einen Genuß zu erschöpfen, muß er jeden andern verloren geben; zwei unumschränkte Begierden sind seinem kleinen Herzen zu groß. Jede neu erworbene Freude kostet ihm die



Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick ist das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferstunde der Liebe ist ein aussehender Uberschlag in der Freundschaft.

Wohin ich nur sehe, Raphael, wie beschränkt ist der Mensch! Wie groß der Abstand zwischen seinen Ansprüchen und ihrer Erfüllung! — O, beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf! Wecke ihn nicht! Er war so glücklich, bis er anfing zu fragen, wohin er gehen müsse, und woher er gekommen sey. Die Vernunft ist eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit schien über ihm, wie ein Bliß in der Nacht, der sie finsterner zurückläßt. Unsere Philosophie ist die unglückselige Neugier des Oedipus, der nicht nachließ zu forschen, bis das entsetzliche Orakel sich auflöste:

„Möchtest du nimmer erfahren, wer du bist!“

Ersetzt mir deine Weisheit, was sie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüssel zum Himmel hattest, warum mußtest du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wußtest, daß der Weg zu der Weisheit durch den schrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagtest du die ruhige Unschuld deines Julius auf diesen bedenklichen Wurf?

— Wenn an das Gute,

Das ich zu thun vermeine, allzu nah'

Was gar zu Schlimmes gränzt, so thü' ich lieber

Das Gute nicht —

Du hast eine Hütte niedergerissen, die bewohnt war, und einen prächtigen tohten Palast auf die Stelle gegründet.

Raphael, ich fordere meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Muth ist dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften. Schreibe mir bald! Nur deine heilende Hand kann Balsam in meine brennende Wunde gießen.

### Raphael an Julius.

Ein Glück, wie das unstrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menschliches Loos. Mich verfolgte schon oft dieser Gedanke in vollem Genuße unserer Freundschaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilsame Vorbereitung, mir meinen jetzigen Zustand zu erleichtern. Abgehärtet in der strengen Schule der Resignation, bin ich noch empfänglicher für den Trost, in unserer Trennung ein leichtes Opfer zu sehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schicksale abzuverdienen. Du wußtest bis jetzt noch nicht, was Entbehrung sey. Du leidest zum ersten Male. —

Und doch ist's vielleicht Wohlthat für dich, daß ich gerade jetzt von deiner Seite gerissen bin. Du hast eine Krankheit zu überstehen, von der du nur allein durch dich selbst genesen kannst, um vor jedem Rückfalle sicher zu seyn. Je verlässener du dich fühlst, desto mehr wirst du alle Heilkräfte in dir selbst aufbieten; je weniger augenblickliche Linderung du von tär

schenenden Palliativen empfängst, desto sicherer wird es dir gelingen, das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Daß ich aus deinem süßen Traume dich erweckt habe, rent mich noch nicht, wenn gleich dein jetziger Zustand peinlich ist. Ich habe nichts gethan, als eine Krisis beschleunigt, die solchen Seelen, wie die deinige, früher oder später unausbleiblich bevorsteht, und bei der Alles darauf ankommt, in welcher Periode des Lebens sie ausgehalten wird. Es gibt Lagen, in denen es schrecklich ist, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe dem, der im Sturme der Leidenschaft noch mit den Spitzfindigkeiten einer kluggeluden Vernunft zu kämpfen hat. Was dies heiße, habe ich in seinem ganzen Umfange empfunden, und dich vor einem solchen Schicksale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als diese unvermeidliche Senke durch Einimpfung unschädlich zu machen.

Und welchen günstigeren Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein Julius? In voller Jugendkraft standst du vor mir, Körper und Geist in der herrlichsten Blüthe, durch keine Sorgen gedrückt, durch keine Leidenschaft gefesselt, frei und stark, den großen Kampf zu bestehen, wovon die erhabene Ruhe der Ueberzeugung der Preis ist. Wahrheit und Irthum waren noch nicht in dein Interesse verwebt. Deine Genüsse und deine Tugenden waren unabhängig von beiden. Du bedurftest keine Schreckbilder, dich von niedrigen Anesweiflungen zurückzureißen. Gefühl für edlere Tugenden hatte sie dir vererbt. Du warst gut aus

Instinkt, aus unentweichter sittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einstürzte, auf welchem sie nicht gegründet war. Und noch schrecken mich deine Besorgnisse nicht. Was dir auch immer eine melancholische Laune eingeben mag, ich kenne dich besser, Julius!

Undankbarer! du schmähist die Vernunft, du verziffest, was sie dir schon für Freuden geschenkt hat. Hättest du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelsucht entgehen können, so war es Pflicht für mich, dir Genüsse nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig warst. Die Stufe, worauf du standest, war deiner nicht werth. Der Weg, auf dem du emporklimmtest, bot dir Ersatz für Alles, was ich dir raubte. Ich weiß noch, mit welcher Entzückung du den Augenblick segnetest, da die Linde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffaßtest, hat deine Alles verschlingende Phantasie vielleicht an Abgründe geführt, wovor du erschrocken zurückschauderst.

Ich muß dem Gange deiner Forschungen nachspüren, um die Quellen deiner Klagen zu entdecken. Du hast sonst die Resultate deines Nachdenkens aufgeschrieben. Schicke mir dieses Papier, und dann will ich dir antworten. — —

Julius an Raphael.

Diesen Morgen durchstöbre ich meine Papiere. Ich finde einen verlorenen Aufsatz wieder, entworfen

in jenen glücklichen Stunden meiner stolzen Begeisterung. Raphael, wie ganz anders finde ich jetzt das Alles! Es ist das hölzerne Gerüste der Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin ist. Mein Herz suchte sich eine Philosophie, und die Phantasie unterschob ihre Träume. Die wärmste war mir die wahr.

Ich forsche nach den Gesetzen der Geister — schwinge mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergehe zu erweisen, daß sie wirklich vorhanden sind. Ein kühner Angriff des Materialismus stürzt meine Schöpfung.

Du wirst dieß Fragment durchlesen, mein Raphael. Möchte es dir gelingen, den erstorbenen Funken meines Enthusiasmus wieder anzuzünden, mich wieder auszuföhnen mit meinem Genius — aber mein Stolz ist so tief gesunken, daß auch Raphaels Beifall ihn kaum mehr emporraffen wird.

---

### Theosophie des Julius.

---

Die Welt und das denkende Wesen.

Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Nachdem dieses idealische Geistesbild in die Wirklichkeit

hinübertrat, und die geborne Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir diese menschliche Vorstellung — so ist der Beruf aller denkenden Wesen, in diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in dem Phänomen aufzufuchen, und das Gebäude rückwärts auf seinen Grundriß zu übertragen. Also gibt es für mich nur eine einzige Erscheinung in der Natur, das denkende Wesen. Die große Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jezo nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannichfaltigen Aeußerungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Schiffern, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen — das Alphabet, vermittelt dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geiste und mit sich selbst unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den thätigen Zustand ihres Erfinders, ihres Besitzers versetzen, weil sie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Wesens verrathen, und meine Verwandtschaft mit diesem Wesen mich ahnen lassen. Eine neue Erfahrung in diesem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Natursystem des Linnäus, heißen mir ursprünglich eben das, was eine Antike, in Hercu-

lanum hervorgegraben — beides nur Widerstehen eines Geistes, neue Bekanntschaft mit einem mir ähnlichen Wesen. Ich bespreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte — ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollon.

Willst du dich überzeugen, mein Raphael, so forsche rückwärts. Jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgend eine Parabel in der physischen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künstler und Dichter, auch selbst die abstraktesten Denker haben aus diesem reichen Magazine geschöpft. Robuste Thätigkeit nennen wir Feuer, die Zeit ist ein Strom, der reißend von Himmeln roßt; die Ewigkeit ist ein Zirkel; ein Geheimniß hält sich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, daß sogar das künftige Schicksal des menschlichen Geistes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sproßlinge der Pflanzen aus dem Schoße der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das bange Räthsel des Todes, und widerlegt meine ängstliche Besorgniß eines ewigen Schlafs. Die Schwalbe, die wir im Winter erfarrt finden und im Lenze wieder aufleben sehen, die todtte Raupe, die sich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unserer Unsterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun Alles! — Jetzt,

Raphael, ist Alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist — Wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken:

Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Auferstehn seyn wird —

redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und so verstehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

### I d e e.

Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle streben nach dem Zustande der höchsten freien Aeußerung ihrer Kräfte, alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, Alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich eigen zu machen, was sie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen, ist augenblickliche Befriedigung dieser Eigenschaften. Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst. In dem Augenblicke, wo wir sie uns denken, sind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückseligkeit. Wir selber werden das empfundene Object. Verwirre mich hier durch kein zweidentiges Lächeln, mein Raphael — diese Voraussetzung ist



der Grund, worauf ich alles Folgende gründe, und einzig müssen wir seyn, ehe ich Muth habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas Aehnliches sagt einem Jeden schon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmuth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt sich da nicht ein geheimes Bewußtseyn in unserm Herzen, daß wir fähig wären, ein Gleiches zu thun? Verräth nicht schon die hohe Röthe, die bei Anhörung einer solchen Geschichte unsere Wangen färbt, daß unsere Bescheidenheit vor der Bewunderung zittert? daß wir über dem Lobe verlegen sind, welches uns die Veredlung unsers Wesens erwerben muß? Ja, unser Körper selbst stimmt sich in diesem Augenblicke in die Gebärden des handelnden Menschen, und zeigt offenbar, daß unsere Seele in diesen Zustand übergegangen sey. Wenn du zugegen warst, *N a p h a e l*, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Versammlung erzählt wurde, sahest du es da dem Erzähler nicht an, wie er selbst auf den Weihrauch wartete, er selbst den Beifall aufzehrte, der seinem Helden geopfert wurde — und wenn du der Erzähler warst, überraschest du dein Herz niemals auf dieser glücklichen Täuschung? Du hast Beispiele, *N a p h a e l*, wie lebhaft ich sogar mit meinem Herzensfreunde um die Vorlesung einer schönen Anekdote, eines vortrefflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mir's leise gestanden, daß es dir dann nur den Lorber mißgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleser übergeht.

Schnelles und inniges Kunstgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein großes Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheile kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, dessen Kopf die moralische Schönheit schwer und langsam faßt.

Wende mir nicht ein, daß bei lebendiger Erkenntniß einer Vollkommenheit nicht selten das entgegengesetzte Gebrechen sich finde, daß selbst den Bösewicht oft eine hohe Begeisterung für das Vortreffliche anwandle, selbst den Schwachen zuweilen ein Enthusiasmus hoher herkulischer Größe durchflamme. Ich weiß z. B., daß unser bewunderter Haller, der das geschätzte Nichts der eiteln Ehre so männlich entlarvte, dessen philosophischer Größe ich so viel Bewunderung zollte, daß eben dieser das noch eitlere Nichts eines Rittersternes, der seine Größe beleidigte, nicht zu verachten im Stande war. Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Momente des Ideals der Künstler, der Philosoph und der Dichter die großen und guten Menschen wirklich sind, deren Bild sie entwerfen — aber diese Veredlung des Geistes ist bei Vielen nur ein unnatürlicher Zustand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen raschern Schwung der Phantasie gewaltsam hervorgebracht, der aber auch eben deswegen so flüchtig, wie jede andere Bezauberung, dahin schwindet, und das Herz der despotischen Willkür niedriger Leidenschaften desto ermatteter überliefert. Desto ermatteter, sage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der rück-

fällige Verbrecher immer der wüthendere ist, daß die Renegaten der Tugend sich von dem lästigen Zwange der Reue, in den Armen des Lasters, nur desto süßer erholen.

Ich wollte erweisen, mein Raphael, daß es unser eigener Zustand ist, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf dem Augenblick unser wird, worin wir uns eine Vorstellung von ihr erwecken, daß unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend sich endlich in das Bewußtseyn eigener Vorehlung, eigener Bereicherung auflöst, und ich glaube, ich habe es erwiesen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchsten Wesens, von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit — aber keinen von seiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der stückweisen Vorstellung dreier Successionen: Nichts, sein Wille, und Etwas. Es ist wüste und finster — Gott ruft: Licht — und es wird Licht. Hätten wir eine Realitree seiner wirkenden Allmacht, so wären wir Schöpfer, wie Er.

Jede Vollkommenheit also, die ich wahrnehme, wird mein eigen, sie gibt mir Freude, weil sie mein eigen ist, ich begehre sie, weil ich mich selbst liebe. Vollkommenheit in der Natur ist keine Eigenschaft der Materie, sondern der Geister. Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. Die Glückseligkeit, die ich mir vorstelle, wird meine Glück-

seligkeit, also liegt mir daran, diese Vorstellungen erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — also liegt mir daran, Glückseligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortrefflichkeit welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich in mir hervor; welchen ich vernachlässige, zerstücke vernachlässige ich mir — Ich begehre fremde Glückseligkeit, weil ich meine eigene begehre. Begier nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen.

### L i e b e.

Jetzt, bester Raphael, laß mich herumschauen! Die Höhe ist erstiegen, der Nebel ist gefallen, wie in einer blühenden Landschaft stehe ich mitten im Unermeßlichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe also — das schönste Phänomen in der belebtesten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Widerschein dieser einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechselung der Wesen.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebte. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens.

Als Raphael sich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele, und ich weine um den Verlust meiner schönern Hälfte. An jenem seligen Abend — du kennst ihn — da unsere Seelen sich zum ersten Male feurig berührten, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Vortrefflichkeit gelten — stolzer darauf, dich zu lieben, als von dir geliebt zu seyn, denn das Erste hatte mich zu Raphael gemacht.

„War's nicht dies allmächtige Getriebe,

„Das zum ew'gen Jubelsund der Liebe

„Unsre Herzen an einander zwang?

„Raphael, an deinem Arm — o Sonne!

„Wag' auch ich zur großen Geisterzone

„Freudig den Vollendungsang.

„Stücklich! Stücklich! Dich hab' ich gefunden,

„Hab' aus Millionen dich umwunden,

„Und aus Millionen mein bist du.

„Lass' das wilde Chaos wiederkehren,

„Durch einander die Atomen führen,

„Ewig stehn sich unsre Herzen zu.

„Mus' ich nicht aus deinen Flammenaugen

„Keiner Wollust Widerstrahlen saugen?

„Nur in dir bestaum' ich

„Schöner mahlt sich mir die schöne Erde,

„Beller spiegelt in des Freund's Geberde,

„Reizender der Himmel sich.

„Schwermuth wirfst die bangen Dornenkränze,

„Süßer von des Leidens Sturm zu rasen,

„In der Liebe Busen ab.

„Sucht nicht selbst das folternde Entzücken,

Raphael, in deinen Seelenblicken

„Ungebuhlig ein wollüst'ges Grab?

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,

„Seelen träumt' ich in die Felsensteine

„Und umarmend küßt' ich sie.

„Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,

„Freute mich, antworteten die Klüfte,

„Thor genug, der süßen Sympathie.“ —

Liebe findet nicht statt unter gleichnennben Seelen,  
aber unter harmonischen. Mit Wohlgefallen erkenne  
ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der  
deinigen, aber mit feuriger Sehnsucht verschlinge ich  
die höhern, die mir mangeln. Eine Regel leitet  
Freundschaft und Liebe. Die sanfte Desdemonia  
liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er be-  
standen; der männliche Othello liebt sie um der  
Thräne willen, die sie ihm weinte.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufge-  
legt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn,  
jeden Wurm und jeden geahnten höhern Geist an den  
Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Na-  
tur, gleich unserer Geliebten. Du verstehst mich,  
mein Raphael. Der Mensch, der es so weit ge-

bracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur anzulesen, und zu dieser Mannichfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder Einzelne die Welt.

Die Philosophie unserer Zeiten — ich befürchte es — widerspricht dieser Lehre. Viele unserer denkenden Köpfe haben es sich angelegen seyn lassen, diesen himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinwegzuspotten, das Gepräge der Gottheit zu verwischen, und diese Energie, diesen edeln Enthusiasmus im kalten tödtenden Hauch einer kleinmüthigen Indifferenz aufzulösen. Im Knechtsgeföhle ihrer eignen Entwürdigung haben sie sich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennuß, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihren begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürstigen Egoismus haben sie ihre trostlose Lehre gesponnen, und ihre eigene Beschränkung zum Maßstab des Schöpfers gemacht — Entartete Sklaven, die unter dem Klange ihrer Ketten die Freiheit verschreien. Sw ist, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menschheit getrieben, und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geschlechte hante, zuerst seinen eignen Namen schrieb, Sw ist selbst konnte der menschlichen Natur keine so tödtliche Wunde schlagen, als diese gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande

des Scharffsinns und des Genie's den Eigennuß ausschmücken, und zu einem Systeme veredeln.

Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich bekenne es freimüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennütigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmender Atom im unermesslichen leeren Raume.

### A u f o p f e r u n g .

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widersprechen scheinen.

Es ist denkbar, daß ich meine eigene Glückseligkeit durch ein Opfer vermehre, daß ich fremder Glückseligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieses Opfer mein Leben ist? Und die Geschichte hat Beispiele solcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daß es mich nichts kosten sollte, für R a p h a e l ' s Rettung zu sterben. Wie ist es möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unserer Genüsse zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daseyns sich mit Bereicherung meines Wesens vertragen?

Die Voraussetzung von einer Unsterblichkeit hebt diesen Widerspruch — aber sie entstellt auch auf immer die hohe Grazie dieser Erscheinung. Rückst



auf eine belohnende Zukunft schließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt, die, auch auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.

Zwar ist es schon Veredlung einer menschlichen Seele, den gegenwärtigen Vortheil dem ewigen aufzuopfern — es ist die edelste Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchst unähnliche Geschlechter, deren Grenzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die mitherrschende Bürgerin eines blühenden Freistaats, Egoismus ein Despot in einer verwüsteten Schöpfung. Egoismus säet für die Dankbarkeit, Liebe für den Un dank. Liebe verschenkt, Egoismus leiht — Einerlei vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächstfolgenden Augenblicks, oder die Aussicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Sinsen in diesem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menschengeschlechte auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — setze hinzu, diese Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, nur geglaubt werden, wenn er stirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfassenden Sonnenblicke des Genie's, mit

dem Glanzenrade der Begeisterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Laß in seiner Seele das vollständige Ideal jener großen Wirkung emporsteigen — — laß in dunkler Ahnung vorübergehen an ihm alle Glücklichen, die er schaffen soll — laß die Gegenwart und die Zukunft zugleich in seinem Geiste sich zusammendrängen — und nun beantworte dir, bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieser Empfindungen wird sich verwirren mit seiner Persönlichkeit, wird mit seinem Ich in Eins zusammenfließen. Das Menschengeschlecht, das er jetzt sich denkt, ist Er selbst. Es ist ein Körper, in welchem sein Leben, vergessen und entbehrlich, wie ein Blutstropfe schwimmt — wie schnell wird er ihn für seine Gesundheit versprechen!

### G o t t.

Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Orbsen, die sich vollkommen gleich sind.

Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Massen und Stufen vereinzelt. Die Natur (erlaube mir diesen bildlichen Ausdruck), die Natur ist ein unendlich getheilter Gott.

Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das

göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dünnere Strahlen in einem hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebändes ist das optische Glas, und alle Thätigkeiten der Geister nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gesiel es der Allmacht dereinst, dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der Damm zwischen ihr und der Welt ein, alle Geister würden in einem Unendlichen untergehn, alle Akkorde in einer Harmonie in einander fließen, alle Bäche in einem Ocean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geister, ins Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, mußte endlich zu Aufhebung jener Trennung führen, oder (darf ich es aussprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine solche Anziehung ist Liebe.

Also Liebe, mein Raphael, ist die Leiter, worauf wir emporklettern zur Gottähnlichkeit. Ohne Anspruch, uns selbst unbewußt, zielen wir dahin.

„Lodts Gruppen sind wir, wenn wir hassen,

„Götter, wenn wir liebend uns umfassen,

„Rechzen nach dem süßen Fesselzwang.

„Aufwärts, durch die tausendfachen Stufen

„Zahlenloser Geister, die nicht schufen,

„Waltet göttlich dieser Drang.

„Arm in Arme, höher sitz und höher,  
 „Vom Barbaren bis zum griech'schen Geher,  
 „Der sich an den letzten Scraph reißt,  
 „Wallen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,  
 „Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes  
 „Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

„Freundlos war der große Weltenmeister,  
 „Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,  
 „Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.  
 „Fand das höchste Wesen schon kein gleiches,  
 „Aus dem Reich des ganzen Wesenreiches  
 „Schäumt ihm die Unendlichkeit.“

Liebe, mein Raphael, ist das wuchernde  
 Arkan, den entabelten König des Goldes aus dem  
 unscheinbaren Kalk wieder herzustellen, das Ewige  
 aus dem Vergänglichem, und aus dem zerstörenden  
 Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu  
 retten.

Was ist die Summe von allem Bisherigen?

Last uns Vortrefflichkeit einsehen, so wird sie  
 unser. Last uns vertraut werden mit der hohen  
 idealischen Einheit, so werden wir uns mit Bruder-  
 liebe anschließen an einander. Last uns Schönheit  
 und Freude pflanzen, so ernten wir Schönheit und  
 Freude. Last uns hell denken, so werden wir feurig  
 lieben. Seyd vollkommen, wie euer Vater im Him-  
 mel vollkommen ist, sagt der Stifter unsers Glaubens.

Die schwache Menschheit erblaste bei diesem Gebote,  
 darum erklärte er sich deutlicher: Liebet euch unter  
 einander.

„Weisheit mit dem Sonnenlicht,

„Große Weisheit tritt zurück,

„Weiche vor der Liebe!

„Wer die feste Sternensahn

„Sing dir heldentühn voran:

„Zu der Gottheit Stige?

„Wer zerriß das Helligethum,

„Zeigte dir Elysium

„Durch des Grabes Ritze?

„Lockte sie uns nicht hinein,

„Wächtern wir unsterblich seyn?

„Suchten auch die Geister

„Ohne sie den Meister?

„Liebe, Liebe leitet nur

„Zu dem Vater der Natur,

„Liebe nur die Geister.“

Hier, mein Raphael, hast du das Glaubensbekennt-  
 niß meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriss meiner  
 unternommenen Schöpfung. So wie du hier findest,  
 ging der Samen auf, den du selber in meine Seele  
 streutest. Spotte nun oder freue dich oder erröthe  
 über deinen Schüler. Wie du willst — aber diese  
 Philosophie hat mein Herz geabelt, und die Perspek-  
 tive meines Lebens verschönert. Möglich, mein Be-

ster, daß das ganze Gerüste meiner Schlüsse ein be-  
 standloses Traumbild gewesen. — Die Welt, wie  
 ich sie hier wahrte, ist vielleicht nirgends, als im Ge-  
 hirne deines Julius wirklich — — vielleicht, daß  
 nach Ablauf der tausend tausend Jahre jenes Rich-  
 ters, wo der versprochene weisere Mann auf dem  
 Stuhle sitzt, ich bei Erblickung des wahren Originals  
 meine schülerhafte Zeichnung schamroth in Stücke  
 reiße — Alles dies mag eintreffen, ich erwarte es;  
 dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume  
 auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit  
 um so entzückender, um so majestätischer überraschen.  
 Sollten meine Ideen wohl schöner seyn, als die  
 Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es  
 wohl dulden, daß sein erhabenes Kunstwerk hinter  
 den Erwartungen eines sterblichen Kenners zurück-  
 bliebe? — Das eben ist die Feuerprobe seiner gro-  
 ßen Vollendung, und der süßeste Triumph für den  
 höchsten Geist, daß auch Fehlschlüsse und Täuschung  
 seiner Anerkennung nicht schaden, daß alle Schlan-  
 genkrümmungen der ausschweifenden Vernunft in die  
 gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einschla-  
 gen, zuletzt alle abtrünnigen Arme ihres Stromes  
 nach der nämlichen Mündung laufen. Raphael —  
 welche Idee erweckt mir der Künstler, der in tausend  
 Kopien anders entstellt, in allen tausenden dennoch  
 sich ähnlich bleibt, dem selbst die verwüstende Hand  
 eines Stümpers die Unbetung nicht entziehen kann!

Uebrigens könnte meine Darstellung durchaus

versehlt, durchaus unächt seyn — noch mehr, ich bin überzeugt, daß sie es nothwendig seyn muß, und dennoch ist es möglich, daß alle Resultate daraus eintreffen. Unser ganzes Wissen läuft endlich, wie alle Weltweisen übereinkommen, auf eine konventionelle Täuschung hinaus, mit welcher jedoch die strengste Wahrheit bestehen kann. Unsere reinsten Begriffe sind keineswegs Bilder der Dinge, sondern bloß ihre nothwendig bestimmten und coëxistirenden Zeichen. Weder Gott, noch die menschliche Seele, noch die Welt, sind das wirklich, was wir davon halten. Unsere Gedanken von diesen Dingen sind nur die endemischen Formen, worin sie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen. — Unser Gehirn gehört diesem Planeten, folglich auch die Idiome unserer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele ist eigenthümlich, nothwendig, und immer sich selbst gleich; das Willkürliche der Materialien, woran sie sich äußert, ändert nichts an den ewigen Gesetzen, wornach sie sich äußert, so lange dieses Willkürliche mit sich selbst nicht im Widerspruche steht, so lange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältnisse der Idiome entwickelt, müssen diese Verhältnisse in den Sachen auch wirklich vorhanden seyn. Wahrheit ist also keine Eigenschaft der Idiome, sondern der Schlüsse; nicht die Ähnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenstande, sondern die Uebereinstimmung dieses Begriffs mit

den Befehlen der Denkkraft. Eben so bedient sich die Größenlehre der Schiffern, die nirgends, als auf dem Papiere, vorhanden sind, und findet damit, was vorhanden ist in der wirklichen Welt. Was für eine Ähnlichkeit haben z. B. die Buchstaben A und B, die Zeichen : und =, + und — mit dem Faktum, das gewonnen werden soll? — und doch steigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit seines Kalkuls geht der Weltenentdecker Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Karte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimath getrieben hätte? — Einen ähnlichen Kalkul macht die menschliche Vernunft, wenn sie das Unsinnlliche, mit Hilfe des Sinnlichen, ausmißt, und die Mathematik ihrer Schlüsse auf die verborgene Physik des Uebermenschlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reisender kam aus jenem Lande zurück, seine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eignen Schranken hat die menschliche Natur, seine eigne jedes Individuum. Ueber jene wol-



len wir uns wechselweise todtten; diese wird Ra-  
 phael dem Knabenalter seines Julius vergeben.  
 Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in man-  
 chen Kenntnissen, die man bei Untersuchungen dieser  
 Art als unentbehrlich voraussetzt. Ich habe keine  
 philosophische Schule gehört, und wenig gedruckte  
 Schriften gelesen. Es mag seyn, daß ich dort und da  
 meine Phantasien strengern Vernunftschlüssen unter-  
 schiebe, daß ich Wallungen meines Blutes, Ahnungen  
 und Bedürfnisse meines Herzens für nüchterne Weis-  
 heit verkaufe; auch das, mein Guter, soll mich den-  
 noch den verlorenen Augenblick nicht bereuen lassen.  
 Es ist wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkom-  
 menheit, es war die Vorhersehung des weisesten Gei-  
 stes, daß die verirrnde Vernunft auch selbst das  
 chaotische Land der Träume bevölkern, und den kah-  
 len Boden des Widerspruchs urbar machen sollte.  
 Nicht der mechanische Künstler nur, der den rohen  
 Demant zum Brillanten schleift — auch der andere  
 ist schätzbar, der gemeinere Steine bis zur scheinbaren  
 Würde des Demants veredelt. Der Fleiß in den  
 Formen kann zuweilen die massive Wahrheit des  
 Stoffes vergessen lassen. Ist nicht jede Übung der  
 Denkkraft, jede feine Schärfe des Geistes eine kleine  
 Stufe zu seiner Vollkommenheit, und jede Vollkom-  
 menheit mußte Daseyn erlangen in der vollständigen  
 Welt. Die Wirklichkeit schränkt sich nicht auf das  
 absolut Nothwendige ein; sie umfaßt auch das bedin-  
 gungsweise Nothwendige; jede Geburt des Geistes,

jedes Gewebe des Wides hat ein un widersprechliches Bürgerrecht in diesem größern Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Risse der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückseligkeit kein Grad des Genusses fehlen. Derjenige große Haushalter seiner Welt, der ungenüßt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbevölkert läßt, wo noch irgend ein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menschen anfeindet, Nattern und Spinnen fätigt, der in das todtte Gebiet der Verwesung noch Pflanzen sendet, die kleine Blüthe von Wollust, die im Wahnwize sprossen kann, noch wirthschaftlich ausspendet, der Laster und Thorheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet, und die große Idee des weltbeherrschenden Roms aus der Lüstertheit des Tarquinius Sextus zu spinnen wußte — dieser erfinderische Geist sollte nicht auch den Irrthum zu seinen großen Zwecken verbrauchen, und diese weitläufige Weltstrecke in der Seele des Menschen verwildert und freudenleer liegen lassen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthume, vermehrt ihre Fertigkeit zur Empfangniß der Wahrheit.

Lass', theurer Freund meiner Seele, lass' mich immerhin zu dem weitläufigen Spinngewebe der menschlichen Weisheit auch das Meinige tragen. Anders mahlt sich das Sonnenbild in den Thautropfen des Morgens, anders im majestätischen Spiegel des erdungürtenden Oceans! Schande aber dem trüben wolfigen Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals

zurückgibt! Millionen Gewächse trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorrathskammer steht offen für Alle; aber sie mischen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder. Die schöne Mannichfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieses Hauses. Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sie millionenfach anders, geben sie millionenfach anders wieder, aber eine Wahrheit ist es, die, gleich einer festen Achse, gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Systeme geht — „Nähert euch dem Gotte, den ihr meinet!“

### Raphael an Julius.

Das wäre nun freilich schlimm, wenn es kein anderes Mittel gäbe, dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erstlinge deines Nachdenkens bei dir wieder herzustellen. Ich habe diese Ideen, die ich bei dir aufkeimen sah, mit innigem Vergnügen in deinen Papieren wiedergefunden. Sie sind einer Seele, wie die deinige, werth, aber hier konntest und durftest du nicht stehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter, und Genüsse für jede Stufe der Geister.

Schwer mußte es dir wohl werden, dich von einem Systeme zu trennen, das so ganz für die Bedürfnisse deines Herzens geschaffen war. Kein anderes, ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bei dir schlagen, und vielleicht dürftest du nur

ganz dir selbst überlassen seyn, um früher oder später mit deinen Lieblingsideen wieder ausgehöhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengesetzten Systeme würdest du bald bemerken, und alsdann, bei gleicher Unerweislichkeit, das Wünschenswertheste vorziehen, oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigstens das Wesentliche davon zu retten, wenn du auch einige gewagtere Behauptungen Preis geben müßtest.

Aber dieß Alles ist nicht in meinem Plane. Du sollst zu einer höhern Freiheit des Geistes gelangen, wo du solcher Behelfe nicht mehr bedarfst. Freilich ist dieß nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der frühesten Bildung ist Unterjochung des Geistes, und von allen Erziehungs-kunststücken gelingt dieß fast immer am ersten. Selbst du, bei aller Elasticität deines Charakters, schienst zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrschaft der Meinungen vor tausend Andern bestimmt, und dieser Zustand der Unmündigkeit konnte bei dir desto länger dauern, je weniger du das Drückende davon fühltest. Kopf und Herz stehen bei dir in der engsten Verbindung. Die Lehre wurde dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es dir, eine interessante Seite daran zu entdecken, sie nach den Bedürfnissen deines Herzens zu veredeln, und über die Punkte, die dir auffallen mußten, dich durch Resignation zu beruhigen. Angriffe gegen solche Meinungen verachtetest du, als bübische Rache einer Sklavenseele an

er Ruthe ihres Zuchtmeisters. Du prangtest mit  
einen Fesseln, die du aus freier Wahl zu tragen  
laubtest.

So fand ich dich, und es war mir ein trauriger  
Anblick, wie du so oft mitten im Genuße deines  
lühendsten Leben, und in Aeußerung deiner edel-  
en Kräfte durch ängstliche Rücksichten gehemmt wur-  
dest. Die Konsequenz, mit der du nach deinen Ae-  
rzeugungen handeltest, und die Stärke der Seele,  
die dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Be-  
hränkungen deiner Thätigkeit und deiner Freuden.  
Damals beschloß ich, jene stümperhaften Bemühun-  
gen zu vereiteln, wodurch man einen Geist, wie den  
einigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen  
versucht hatte. Alles kam darauf an, dich auf den  
Berth des Selbstdenkens aufmerksam zu machen, und  
dir Zutrauen zu deinen eignen Kräften einzusößen.  
Der Erfolg deiner ersten Versuche begünstigte meine  
Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr dabei be-  
häftigt, als dein Scharfsinn. Ihre Ahnungen er-  
reichten dir schneller den Verlust deiner theuersten  
Aerzeugungen, als du es vom Schneekengange der  
altblütigen Forschung, die vom Bekannten zum Un-  
bekannten stufenweise fortschreitet, erwarten konntest.  
Der eben dieß begeisternde System gab dir den ersten  
Kehntuß in diesem neuen Felde von Thätigkeit, und  
ich hütete mich sehr, einen willkommenen Enthusias-  
mus zu stören, der die Entwicklung deiner treff-  
lichsten Anlagen beförderte. Jetzt hat sich die Scene  
gehu-

gedänbert. Die Rückkehr unter die Vormundschaft deiner Kindheit ist auf immer versperrt. Dein Weg geht vorwärts, und du bedarfst keiner Schonung mehr.

Daß ein System, wie das deinige, die Probe einer strengen Kritik nicht aushalten konnte, darf dich nicht befremden. Alle Versuche dieser Art, die dem deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein anderes Schicksal. Auch war nichts natürlicher, als daß deine philosophische Laufbahn bei dir im Einzelnen eben so begann, als bei dem Menschengeschlechte im Ganzen. Der erste Gegenstand, an dem sich der menschliche Forschungsgeist versuchte, war von jeher — das Universum. Hypothesen über den Ursprung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Theile hatten Jahrhunderte lang die größten Denker beschäftigt, als Sokrates die Philosophie seiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Grenzen der Lebensweisheit waren für die stolze Wißbegierde seiner Nachfolger zu enge. Neue Systeme entstanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfsinn späterer Zeitalter durchstreifte das unermessliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von Neuem sich aufdringenden Fragen über das geheimnißvolle Innere der Natur, das durch keine menschliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es sogar, den Resultaten ihres Nachdenkens einen Anstrich von Bestimmtheit, Vollständigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taschenspielerkünste, wodurch die eitle Vernunft der Be-

schämung zu entgehen sucht, in Erweiterung ihrer Kenntnisse die Grenzen der menschlichen Natur nicht überschreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Bestandtheile zerlegt, aus denen er erst wirklich zusammengesetzt war. Bald dient eine numerliche Voraussetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüssen, deren Lücken man schlau zu verbergen weiß, und die erschlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angestaunt. Bald häuft man einseitige Erfahrungen, um eine Hypothese zu begründen, und verschweigt die entgegengesetzten Phänomene, oder man verwechselt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfnissen der Schlussfolge. Und dieß sind nicht etwa bloß Kunstgriffe für den philosophischen Charlatan, um sein Publikum zu täuschen. Auch der redlichste, unbefangenste Forscher gebraucht oft, ohne es sich bewußt zu seyn, ähnliche Mittel, um seinen Durst nach Kenntnissen zu stillen, sobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein seine Vernunft sich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was du ehemals von mir gehört hast, Julius, müssen dich diese Aeußerungen nicht wenig überraschen. Und gleichwohl sind sie nicht das Produkt einer zweifelsüchtigen Lanne. Ich kann dir Rechenschaft von den Gründen geben, worauf sie beruhen, aber hierzu müßte ich freilich eine etwas trockne Untersuchung über die Natur der menschlichen

Erkenntniß vorausschicken, die ich lieber auf eine Zeit verspare, da sie für dich ein Bedürfniß seyn wird. Noch bist du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demüthigenden Wahrheiten von den Grenzen des menschlichen Wissens dir interessant werden können. Wacht zuerst einen Versuch an dem Systeme, welches bei dir das heilige verbrängte. Prüfe es mit gleicher Unparteilichkeit und Strenge. Verfahre eben so mit andern Lehgebänden, die dir neuerlich bekannt worden sind; und wenn keines von allen deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird sich die die Frage aufdringen: ob diese Forderungen auch wirklich gerecht waren?

„Ein leidiger Trost, wirst du sagen: Resignation ist also meine ganze Aussicht nach so viel glänzenden Hoffnungen? War es da wohl der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, nur ihm gerade da Grenzen zu setzen, wo er mir am fruchtbarsten zu werden anfing? Mußt du einen höhern Genuß nur beschweigen lernen, um das Peinliche meiner Beschränkung doppelt zu fühlen?“

Aud doch ist es oben dies niederschlagende Gefühl, was ich bei dir so gern unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was dich im vollen Genusse deines Daseynshindert, den Keim jeder höhern Begelberung — das Bewußtseyn des Nichts deiner Seele — in dir zu beleben, dieß ist mein Hiedel. Du bist aus dem Schlamme erwacht, in dem dich die Knecht-



schaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Maß von Größe, wozu du bestimmt bist, würdest du nie erfüllen, wenn du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele deine Kräfte verschwendetest. Bis jetzt mochte dieß hingehen, und war auch eine natürliche Folge deiner neu erworbenen Freiheit. Die Ideen, welche dich vorher am meisten beschäftigt hatten, mußten nothwendig der Thätigkeit deines Geistes die erste Richtung geben. Ob diese unter allen möglichen die fruchtbarste sey, würden dich deine eignen Erfahrungen früher oder später belehrt haben. Mein Geschäft war bloß, diesen Zeitpunkt, wo möglich, zu beschleunigen.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mit leidig herabsieht. Unter allen Ideen, die in deinem Aufsatze enthalten sind, kann ich dir daher am wenigsten den Satz einräumen, daß es die höchste Bestimmung des Menschen sey, den Geist des Welteschöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnen. Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabeneres Bild, als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheint, du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner Abdruck

eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den todtten Stoff, den er zu Verknüpfung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigenthümliche Werth jedes seiner Bestandtheile gesichert, und dieser erhaltende Blick, dessen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinsten Geschöpfe, würdigt, verherrlicht den Meister eben so sehr, als die Harmonie des unermesslichen Ganzen. Leben und Freiheit, im größten möglichen Umfange, ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie ist nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meisten verfehlt zu seyn scheint. Aber eben diese höhere Vollkommenheit kann in unserer jetzigen Beschränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir übersehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflösung der größern Menge von Mistöfen ist unserm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Wesen emporsteigen, wird uns für diesen Kunstgenuß empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiß seinen Werth nur als Mittel, nur insofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeistert. Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst seyn. Dem edlern Menschen fehlt es weder an Stoff zur Wirksamkeit, noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu seyn. Und dieser Beruf ist auch der deinige, Julius. Hast du ihn einmal erkannt, so wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wißbegierde nicht überschreiten kann.

Und dies ist der Zeitpunkt, den ich erwarte, um dich vollkommen mit mir ausgesöhnt zu sehen. Erst muß dir der Umfang deiner Nothte völlig bekannt werden, ehe du den Werth ihrer freiesten Aushilfe schätzen kannst. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an dir selbst.

---

---

# Briefe über Don Carlos.

---

## Erster Brief.

---

Sie sagen mir, lieber Freund, daß Ihnen die bisherigen Beurtheilungen des Don Carlos noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, daß der größte Theil derselben den eigentlichen Gesichtspunkt des Verfassers fehlgegangen sey. Es dünkt Ihnen noch wohl möglich, gewisse gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zusammenhange des Stücks — wo rüch obllig beantwortet, doch vorhergesehen und in Anschlag gebracht. Bei den meisten Einwürfen fänden Sie weit weniger die Sagacität der Beurtheiler, als die Selbstzufriedenheit zu bewundern, mit der sie solche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne sich durch den natürlichsten Gedanken stören zu lassen, daß Uebertretungen, die dem Blödsichtigsten sogleich ins Auge fallen, auch wohl dem Verfasser, der unter

seinen Lesern selten der am wenigsten Unterrichtet: ist, dürften sichtbar gewesen seyn, und daß Sie es also weniger mit der Sache selbst, als mit den Gründen zu thun haben, die ihn dabei bestimmten. Diese Gründe können allerdings unzulänglich seyn, können auf einer einseitigen Vorstellungsart beruhen: aber die Sache des Beurtheilers wäre es gewesen, diese Unzulänglichkeit, diese Einseitigkeit, zu zeigen, wenn er anders in den Augen desjenigen, dem er sich zum Richter aufdringt, oder zum Rathgeber anbietet, einen Werth erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende an Autor an, ob sein Beurtheiler Beruf gehabt hat, oder nicht, wie viel oder wenig Scharfsinn er bewiesen hat? Mag er das mit sich selbst ausmachen. Schlimm für den Autor und sein Werk, wenn er die Wirkung desselben auf die Divinationsgabe und Billigkeit seiner Kritiker ankommen ließ, wenn er den Eindruck desselben von Eigenschaften abhängig machte, die sich nur in sehr wenigen Köpfen vereinigen. Es ist einer der fehlerhaftesten Zustände, in welchem sich ein Kunstwerk befinden kann, wenn es in die Willkür des Betrachters gestellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhülfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, daß das meinige sich in diesem Falle befände, so haben Sie etwas sehr Schlimmes davon gesagt, und Sie veranlassen mich es aus diesem Gesichtspunkte noch einmal genauer zu

prüfen. Es läme also, dünkt mir, vorzüglich darauf an, zu untersuchen, ob in dem Stücke Alles enthalten ist, was zum Verständnisse desselben dient, und ob es in so klaren Ausdrücken angegeben ist, daß es dem Leser leicht war, es zu erkennen. Lassen Sie sich's also gefallen, lieber Freund, daß ich Sie eine Zeit lang von diesem Gegenstande unterhalte. Das Stück ist mir fremder geworden, ich finde mich jetzt gleichsam in der Mitte zwischen dem Künstler und seinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird, des Erstern vertraute Bekanntschaft mit seinem Gegenstande mit der Unbefangtheit des Lesers zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nöthig, dieses voranzuschicken — es kann mir begegnet seyn, daß ich in den ersten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eignen Aeußerungen darüber im ersten Stücke der Thalia, mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — in mir selbst Vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden, ergangen sind, mußte nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung

in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indess bei mir aufstamen, verdrängten die frühern; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustossen — Ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen (und das hätte mir doch wohl der kleinste Theil meiner Leser gedacht), oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. Wenn dieß nicht überall auf die glücklichste Art geschehen ist, so dient mir zu einiger Verußigung, daß es einer geschicktern Hand, als der meinigen, nicht viel besser würde gelangen seyn. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers seyn. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläufig angelegt. Dieser Plan z. B. forderte, daß Marquis Posa das uneingeschränkste Vertrauen Philipps davon trug; aber zu dieser außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Scene.

Bei meinem Freunde werden mich diese Auf-

schaffe vielleicht rechtfertigen, aber nicht bei der Kunst. Möchten Sie indessen doch nur die vielen Denunciationen beschließen, womit von dieser Seite her von den Kritikern gegen mich ist Sturm gelaufen worden.

## Zweiter Brief.

Der Charakter des Marquis P d' s a ist fast durchgängig für zu idealisch gehalten worden; in wie fern diese Behauptung Grund hat, wird sich dann am besten ergeben, wenn man die eigenthümliche Handlungsart dieses Menschen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie sehen, mit zwei entgegengesetzten Parteien zu thun. Demen, welche ihn aus der Klasse natürlicher Wesen schlechterdings verwiesen haben wollen, müßte also dargezogen werden, in wie fern er mit der Menschennatur zusammenhängt, in wie fern seine Gesinnungen, wie seine Handlungen, aus sehr menschlichen Trieben fließen, und in der Verletzung äußerlicher Umstände gegründet sind; diejenigen, welche ihm den Namen eines göttlichen Menschen geben, brauchen nur auf einige Mißsen an ihm aufmerksam zu machen, die gar sehr menschlich sind. Die Gesinnungen, die der Marquis äußert, die Philosophie, die ihn leitet, die Lieblingsgefühle, die ihn beselen, so sehr sie sich auch über das tägliche Leben erheben, können, als bloße Vorstellungen betrachtet, es nicht wohl seyn;



was ihn mit Recht aus der Klasse natürlicher Wesen verbannte. Denn was kann in einem menschlichen Kopfe nicht Daseyn empfangen, und welche Geburt des Gehirns kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenschaft reifen? Auch seine Handlungen können es nicht seyn, die, so selten dieß auch geschehen mag, in der Geschichte selbst ihres gleichen gefunden haben; denn die Auföpfung des Marquis für seinen Freund hat wenig oder nichts vor dem Heldentode eines Curtius, Regulus und Anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müßte also entweder in dem Widerspruche dieser Gesinnungen mit dem damaligen Zeitalter, oder in ihrer Ohnmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu solchen Handlungen wirklich zu entzünden. Ich kann also die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieses Charakters gemacht werden, nicht anders verstehen, als daß in Philipps des Zweiten Jahrhundert kein Mensch so, wie Marquis Posa, gedacht haben konnte, — daß Gedanken dieser Art nicht so leicht, wie hier geschieht, in den Willen und in die That übergehen, — und daß eine idealische Schwärmerei nicht mit solcher Konsequenz realisiert, nicht von solcher Energie im Handeln begleitet zu werden pflege.

Was man gegen diesen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten lasse, dünkt mir vielmehr für als wider ihn zu sprechen. Nach dem Beispiele aller großen Köpfe entsteht er

zwischen Finsterniß und Licht, eine hervorragende isolirte Erscheinung. Der Zeitpunkt, wo er sich bildet, ist allgemeine Gährung der Köpfe, Kampf der Vorurtheile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgendämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsstunde außerordentlicher Menschen. Die Ideen von Freiheit und Menschenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günstige Erziehung in diese rein organisirte empfängliche Seele warf, machen sie durch ihre Neuheit erstaunen, und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberaschenden auf sie; selbst das Geheimniß, unter welchem sie ihr wahrscheinlich mitgetheilt wurden, mußte die Stärke ihres Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen abnützenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heut zu Tage ihren Eindruck so stumpf macht; ihren großen Stempel hat weder das Geschwätz der Schulen, noch der Wisz der Weltleute abgerieben. Seine Seele fühlt sich in diesen Ideen gleichsam wie in einer neuen und schönen Region, die mit allem ihrem blendenden Lichte auf sie wirkt, und sie in den lieblichsten Traum entzückt. Das entgegengesetzte Elend der Sklaverei und des Aberglaubens zieht sie immer fester und fester an diese Lieblingswelt; die schönsten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt. Sagen Sie selbst, mein Freund — das kühnste Ideal einer Menschenrepublik, allgemeiner Duldung und Gewissensfreiheit, wo konnte es besser, und wo natürlicher zur Welt ge-

boren werden, als in der Nähe Philipps II. und seiner Inquisition?

Alle Grundsätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen sich um republikanische Tugend. Selbst seine Aufopferung für seinen Freund beweist dieses, denn Aufopferungsfähigkeit ist der Inbegriff aller republikanischen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er auftrat, war gerade derjenige, worin stärker als je von Menschenrechten und Gewissensfreiheit die Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte diese Ideen zuerst im Umlauf gebracht, und die spanischen Unruhen erhielten sie in Übung. Seine Unabhängigkeit von ansehnlichem Stand als Malteser-Ritter selbst, schenkte ihm die glückliche Muse, diese spekulative Schwärmerei zur That zu brüten.

In dem Zeitalter und in dem Staats, worin der Marquis auftritt, und in den Umständen, die ihn umgeben, liegt also der Grund nicht, warum er dieser Philosophie nicht hätte fähig seyn, nicht mit schwärmerischer Unhänglichkeit ihr hätte ergeben seyn können.

Wenn die Geschichte reich an Beispielen ist, daß man für Meinungen alles Indische hinstan setzen kann, wenn man dem grundlosten Wahne die Kraft beilagt, die Grundtug der Menschheit auf einem solchen Stand einzunehmen, daß sie alle Aufopferungen fähig gemacht werden: so wäre es sonderbar, die Wahrheit diese Kraft abzustreifen. Im einem

Zeitpunkte vollends, der so reich, wie jener, an Beispielen ist, daß Menschen Gut und Leben um Lehrsäge wagen, die an sich so wenig Begeisterndes haben, sollte, dünkt mir, ein Charakter nicht auffallen, der für die erhabenste aller Ideen etwas Nethliches wagt; man müßte denn annehmen, daß Wahrheit minder fähig sey, das Menschenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis ist außerdem als Held angekündigt. Schon in früher Jugend hat er mit seinem Schwerte Proben eines Muths abgelegt, den er nachher für eine ernsthaftere Angelegenheit äussern soll. Begeisternde Wahrheiten und eine seelenerhebende Philosophie müßten, dünkt mir, in einer Heldenseele zu etwas ganz Anderm werden, als in dem Gehirn eines Schulgelehrten, oder in dem abgemäßigten Herzen eines weltlichen Weltmannes.

Zwei Handlungen des Marquis sind es vorzüglich, an denen man, wie Sie mir sagen, Anstoß genommen hat. Sein Verhalten gegen den König in der zehnten Scene des dritten Aufzugs, und die Witsopferung für seinen Freund. Aber es könnte seyn, daß die Freimüthigkeit, mit der er dem Könige seine Gesinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung seines Muths, als seiner genauen Kenntniß von Jenes Charakter käme, und mit aufgehobener Gefahr würde schon auch der Haupteinwurf gegen diese Scene gehoben. Darüber ein andermal, wenn ich Sie vor Philipp II. unterhalte; jetzt hätte ich es bloß mit Posa's Aufopferung für den Vetusen zu thun,

worüber ich Ihnen im nächsten Briefe einige Gedanken mittheilen will.

### D r i t t e r B r i e f .

Sie wollten nenlich im Don Carlos den Beweis gefunden haben, daß leidenschaftliche Freundschaft ein eben so rührender Gegenstand für die Tragödie seyn könne, als leidenschaftliche Liebe, und meine Antwort, daß ich mir das Gemählde einer solchen Freundschaft für die Zukunft zurückgelegt hätte, befremdete Sie. Also auch Sie nehmen es, wie die meisten meiner Leser, als ausgemacht an, daß es schwärmerische Freundschaft gewesen, was ich mir in dem Verhältnisse zwischen Carlos und Marquis Posa zum Ziel gesetzt habe? Und aus diesem Standpunkte haben Sie folglich diese beiden Charaktere, und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit dieser Freundschaft wirklich zu viel gethan hätten? Wenn es aus dem ganzen Zusammenhange deutlich erhellte, daß sie dieses Ziel nicht gewesen, und auch schlechterdings nicht seyn konnte? Wenn sich der Charakter des Marquis, so wie er aus dem Total seiner Handlungen hervorgeht, mit einer solchen Freundschaft durchaus nicht vertrüge, und wenn sich gerade aus seinen schönsten Handlungen, die man auf ihre Rechnung schreibt, der beste Beweis für das Gegentheil führen ließe?

Die erste Ankündigung des Verhältnisses zwischen diesen Beiden könnte irre geführt haben; aber dieß auch nur scheinbar, und eine geringe Aufmerksamkeit auf das abstoßende Benehmen Weiber hätte hingereicht, den Irrthum zu heben. Dadurch, daß der Dichter von ihrer Jugendfreundschaft ausgeht, hat er sich nichts von seinem höhern Plane vergeben; im Gegentheile konnte dieser aus keinem bessern Faden gesponnen werden. Das Verhältniß, in welchem Beide zusammen austreten, war Reminiscenz ihrer frühern akademischen Jahre. Harmonie der Gefühle, eine gleiche Liebhaberei für das Große und Schöne, ein gleicher Enthusiasmus für Wahrheit, Freiheit und Tugend hatte sie damals an einander geknüpft. Ein Charakter, wie Posa's, der sich nachher so, wie es in dem Stücke geschieht, entfaltet, mußte frühe angefangen haben, diese lebhafte Empfindungskraft an einem fruchtbareren Gegenstande zu üben: ein Wohlwollen, das sich in der Folge über die ganze Menschheit erstrecken sollte, mußte von einem engerm Bande ausgegangen seyn. Dieser schöpferische und feurige Geist mußte bald einen Stoff haben, auf den er wirkte; konnte sich ihm ein schönerer anbieten, als in zart und lebendig fühlender, seiner Ergießungen empfänglicher, ihm freiwillig entgegen eilender Fürten sohn? Aber auch schon in diesen früheren Zeiten ist der Ernst dieses Charakters in einigen Zügen sichtbar; schon hier ist Posa der kältere, der spätere Freund, und sein Herz, jetzt schon zu weit umfassend, um sich

für ein einziges Wesen zusammenzuziehen, muß durch ein schweres Opfer errungen werden.

„Da fing ich an mit Säckelbretten  
 „Und unwilliger Brudertiebe dich zu quälen:  
 „Du stolzes Herz gabst sie mir kalt zurück.  
 „ — Verschmähen konntest du mein Herz, doch nie  
 „Von dir entfernen. Dreimal wiesest du  
 „Den Fürsten von dir, dreimal stand er wieder  
 „Als Bettler da, um Liebe dich zu sehn, u. s. f.  
 „ — — — Mein königliches Blut  
 „Floss schändlich unter unbarmherz'gen Streichen;  
 „So hoch kam mir der Eigensinn zu sehn  
 „Von Ketzern geliebt zu seyn.“

Hier schon sind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf persönliche Uebereinstimmung sich gründet. Frühe denkt er sich ihn als Königssohn, frühe drängt sich diese Idee zwischen sein Herz und seinen bitteren Freund. Carlos öffnet ihm seine Arme; der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freiheit und Menschenadel waren früher in seiner Seele reif, als Freundschaft für Carlos; dieser Zweig wurde erst nachher auf diesen stärkern Stamm gepropft. Selbst in dem Augenblicke, wo sein Stolz durch das große Opfer seines Freundes bezwungen ist, verliert er den Fürstensohn nicht aus den Augen. „Ich will bezahlen,“ sagt er, „wenn Du — König bist.“ Ist es möglich, daß sich in einem so jungen

Herzen, bei diesem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühle der Ungleichheit ihres Standes, Freundschaft erzeugen konnte, deren wesentliche Bedingung doch Gleichheit ist? Also auch damals schon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundschaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahnungen, Träume, Entschlüsse, die sich dunkel und verworren in dieser Knabenseele drängten, mußten mitgetheilt in einer andern Seele angeschaut werden, und Carlos war der Einzige, der sie mit ahnen, mit träumen konnte, und der sie erwiederte. Ein Geist, wie Posa's, mußte seine Ueberlegenheit frühzeitig zu genießen streben, und der liebevolle Carl schmiegte sich so unterwürfig, so gelehrig an ihn an! Posa sah in diesem schönen Spiegel sich selbst, und freute sich seines Bildes. So entstand die akademische Freundschaft.

Aber jetzt werden sie von einander getrennt, und Alles wird anders. Carlos kommt an den Hof seines Vaters, und Posa wirft sich in die Welt. Jener, durch seine frühe Anhänglichkeit an den edelsten und feurigsten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreise eines Despotenhofes nichts, was sein Herz befriedigte. Alles um ihn her ist leer und unfruchtbar. Mitten im Gewühle so vieler Höflinge einsam, von der Gegenwart gedrückt, labt er sich an süßen Rück Erinnerungen der Vergangenheit. Bei ihm also dauern diese frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und sein zum Wohlwollen gebildetes



Herz, dem ein würdiger Gegenstand mangelt, verzehrt sich in wie befriedigten Träumen. So versinkt er allmählich in einen Zustand mäßiger Schwärmerci, unthätiger Betrachtung. In dem fortwährenden Kampfe mit seiner Lage nützen sich seine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen eines ihm so ungleichen Vaters verbreiten eine düstere Schwärmuth über sein Wesen — den zehrenden Wurm jeder Geistesblüthe, den Tod der Begeisterung. Zusammengebückt, ohne Energie, geschäftlos, hinbrütend in sich selbst, von schweren fruchtlosen Kämpfen ermattet, zwischen schreckhaften Extremen herumgeschweicht, keines eigenen Aufschwungs mehr mächtig — so findet ihn die erste Liebe. In diesem Zustande kann er ihr keine Kraft mehr entgegen setzen; alle jene frühern Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, sind seiner Seele fremder geworden; sie beherrscht ihn mit despotischer Gewalt; so versinkt er in einen schmerzhaft wolkigen Zustand des Leidens. Auf einen einzigen Gegenstand sind seine Kräfte zusammengezogen. Ein nie gestilltes Verlangen hält seine Seele in der Höhe ihrer selbst gefesselt. — Wie sollte sie ins Universum ausströmen? Unfähig, diesen Wunsch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu besiegen, schwebet er halb lebend, halb starbend, in sichtbarer Zehrung hin; keine Zerstreung für den brennenden Schmerz seines Busens, kein mitfühlendes sich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausströmen könnte.

„Ich habe Niemand — Niemand

„Auf dieser großen weiten Erde, Niemand,

„So weit das Scepter meines Vaters reicht,

„So weit die Schifffahrt unsre Flaggen sendet,

„Ist keine Stelle, keine, keine, wo

„Ich meine Knochen mich entlasten kann.“

Hülfslosigkeit und Armuth des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Fülle des Herzens ihn hätte ausgehen lassen. Heftiger fühlt er das Bedürfniß der Sympathie, weil er allein ist, und unglücklich. So findet ihn sein zurückkommender Freund.

Ganz anders ist es unterdessen diesem ergangen. Mit offenen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genie's, aller Wärme des Herzens in das weite Universum geworfen, sieht er den Menschen, im Großen, wie im Kleinen, handeln; er findet Gelegenheit, sein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er sieht, wird mit lebendigem Enthusiasmus von ihm verschlungen, Alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Mensch zeigt sich ihm in mehreren Varietäten; in mehreren Himmelsstrichen, Verfassungen, Graden der Bildung und Stufen des Glücks ernt er ihn kennen. So erzeugt sich in ihm allmählich eine zusammengesetzte und erhabene Vorstellung des Menschen im Großen und Ganzen, gegen

welche jedes einengende kleinere Verhältniß verschwindet. Aus sich selbst tritt er jetzt heraus, im großen Weltraume dehnt sich seine Seele ins Weite. — Merkwürdige Menschen, die sich in seine Bahn werfen, zerstreuen seine Aufmerksamkeit, theilen sich in seine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums tritt bei ihm jetzt das ganze Geschlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affekt erweitert sich in eine allumfassende unendliche Philanthropie. Aus einem müßigen Enthusiasten ist ein thätiger handelnder Mensch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahnungen, die noch dunkel und unentwickelt in seiner Seele lagen, haben sich zu klaren Begriffen geläutert, müßige Entwürfe in Handlung gesetzt, ein allgemeiner unbestimmter Drang zu wirken, ist in zweckmäßige Thätigkeit übergegangen. Der Geist der Völker wird von ihm studirt, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfassungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geistern gewinnen seine Ideen Vielseitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Dranien, Coligny u. A. nehmen ihnen das Romantische, und stimmen sie allmählich zu pragmatischer Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tausend neuen fruchtbaren Begriffen, voll strebender Kräfte, schöpferischer Triebe, Kühner und weltumfassender Entwürfe, mit geschäftigem Kopfe, glühendem Herzen, von den großen begeisterten Ideen allgemeiner menschlicher Kraft und menschlichen Adels durchdrungen, und feuriger für

die Glückseligkeit dieses großen Ganzen entzündet, das ihm in so vielen Individuen vergegenwärtigt war \*), so kommt er jetzt von der großen Ernte zurück, brennend von Sehnsucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er diese Ideale realisiren, diese gesammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zustand bietet sich ihm dar. Alles findet er hier zu einer Revolution zubereitet. Mit dem Geiste, den Kräften und Hilfsquellen dieses Volks bekannt, die er gegen die Macht seines Unterdrückers berechnet, sieht er das große Unternehmen schon als geendigt an. Sein Ideal republikant-

\*) In seiner nachherigen Unterredung mit dem Könige kommen diese Lieblingsideen an den Tag. Ein Federzug von Ihrer Hand, sagt er ihm, und neuerschaffen wird die Erd'. Geben Sie Gedankenfreiheit! Lassen Sie

- „Grosmüthig wie der Starke, Menschenglück  
 „Aus Ihrem Füllhorn strömen, Geister reifen  
 „In Ihrem Weltgebäude.  
 „Stellen Sie der Menschheit  
 „Verlorenen Adel wieder her. Der Bürger  
 „Sey wiederum, was er zuvor gewesen,  
 „Der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht,  
 „Als seiner Brüder gleichewürd'ge Rechte.  
 „Der Landmann rühme sich des Pflugs, und gönne  
 „Dem König, der nicht Landmann ist, die Krone.  
 „In seiner Werkstatt träume sich der Künstler  
 „Zum Bildner einer schönern Welt. Den Flug  
 „Des Denkers hemme keine Schranke mehr,  
 „Als die Bedingung endlicher Naturen.

cher Freiheit kan kein günstigeres Moment und keinen empfänglicheren Boden finden.

„So wick' reiche köhrende Provolgen!

„Ein trübseliges und großes Volk, und auch.

„Ein gutes Volk, und Baer die fest' Beweis,

„Das dacht' ich, das muß gütlich sein.

Je elender er dieses Volk findet, desto näher drängt sich dieses Verlangen an sein Herz, desto mehr eilt er, es in Erfüllung zu bringen. Hier, und hier erst, erinnert er sich lebhaft des Freundes, den er, mit glühenden Gefühlen für Menschenglück, in Alcalá verließ. Ihn denkt er sich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug seiner hohen Entwürfe. Voll unansprechlicher Liebe, weil er ihn mit der Lieblingsangelegenheit seines Herzens zusammendenkt, eilt er nach Madrid in seine Arme, jene Samenförner von Humanität und heroischer Tugend, die er einst in seine Seele gestreut, jetzt in vollen Saaten zu finden, und in ihm den Befreier der Niederlande, den künftigen Schöpfer seines geträumten Staats zu umarmen.

Leidenschaftlicher als jemals, mit feberischer Heftigkeit stürzt ihm dieser entgegen.

„Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle

„Die dringende allmächtig an mich schlagen.

„O, jetzt ist Alles wieder gut. Ich lege

„Am Gasse meines Rodrigo!“

Der Empfang ist der feurigste: aber wie beantwortet ihn Posa? Er, der seinen Freund in voller Blüthe der Jugend verließ, und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wiederfindet, verweilt er bei dieser traurigen Veränderung? Forscht er lange und ängstlich nach ihren Quellen? Steigt er zu den kleinern Angelegenheiten seines Freundes herunter? Bestürzt und ernsthaft erwedert er diesen unwillkommenen Empfang.

„So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn  
 „Erwartete — — Das ist  
 „Der Löwenlöhne Süngling nicht, zu dem  
 „Ein unterdrücktes Leidenvolk mich sendet —  
 „Denn jetzt sich' ich als Rodrigo nicht hier,  
 „Nicht als des Knaben Carlos Spielgefelle —  
 „Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit  
 „Lernet ich Sie — es sind die Standesfähige.  
 „Worthey, die an ihrem Haß wahren ist."

Unfreiwillig entmischt ihm seine herrschende Idee gleich in den ersten Augenblicken des so lang entbehrten Wiedersehens, wo man sich doch sonst so viel wichtigere Kleinigkeiten zu sagen hat, und Carlos muß alles Wählende seiner Lage aufbieten, muß die entlegensten Scenen der Kindheit hervorrufen, um diese Lieblingsidee seines Freundes zu verdrängen, sein Mitgefühl zu wecken, und ihn auf seinen eignen traurigen Zustand zu heften. Schrecklich sieht sich Posa in den Hoffnungen getäuscht, mit denen er

seinem Freunde zuellte. Einen Heldencharakter hatte er erwartet, der sich nach Thaten sehnte, wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrath von erhabener Menschenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen schwärmerischen Tagen auf die entzweigebrochene Hostie gethan, und findet Leidenschaft für die Gemahlinn seines Vaters —

- „Das ist der Carl nicht mehr,  
 „Der in Alcalá von dir Abschied nahm.  
 „Der Carl nicht mehr, der sich beherzt getraute,  
 „Das Paradies dem Schöpfer abzugeben,  
 „Und dermaleinst, als unumschränkter Fürst,  
 „In Spanien zu pflanzen. O! der Einfall  
 „War kindisch, aber göttlich schön. Vorbei  
 „Sind diese Träume!“ —

Eine hoffnungslose Leidenschaft, die alle seine Kräfte verzehrt, die sein Leben selbst in Gefahr setzt. Wie würde ein sorgsamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur Freund allein, und mehr nicht gewesen wäre, in dieser Lage gehandelt haben? Und wie hat Posa, der Weltbürger, gehandelt? Posa, des Prinzen Freund und Vertrauter, hätte viel zu sehr für die Sicherheit seines Carlos gezittert, als daß er es hätte wagen sollen, zu einer gefährlichen Zusammentunft mit seiner Königin die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wäre es gewesen, auf Erstückung dieser Leidenschaft, und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. Posa, der Sachwalter

Flanderns, handelt ganz anders. Ihm ist nichts wichtiger, als diesen hoffnungslosen Zustand, in welchem die thätigen Kräfte seines Freundes versinken, auf das Schnellste zu endigen, sollte es auch ein kleines Bagestück kosten. So lange sein Freund in unbefriedigten Wünschen vers schmachtet, kann er fremdes Leiden nicht fühlen; so lange seine Kräfte von Schwermuth niedergedrückt sind, kann er sich zu keinem heroischen Entschlusse erheben. Von dem unglücklichen Carlos hat Flandern nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt also, seinen heißesten Wunsch zu befriedigen, er selbst führt ihn zu den Füßen seiner Königin; und dabei allein bleibt er nicht stehen. Er findet in des Prinzen Gemüth die Motive nicht mehr, die ihn sonst zu heroischen Entschlüssen erhoben hatten: was kann er anders thun, als diesen erloschenen Helengeist an fremdem Feuer entzünden, und die einzige Leidenschaft nutzen, die in der Seele des Prinzen vorhanden ist? An diese muß er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bei ihr herrschend machen will. Ein Blick in der Königin Herz überzeugt ihn, daß er von ihrer Mitwirkung Alles erwarten darf. Nur der erste Enthusiasmus ist es, den er von dieser Leidenschaft entlehnen will. Hat sie dazu geholfen, seinem Freunde diesen heilsamen Schwung zu geben, so bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiß seyn, daß sie durch ihre eigene Wirkung zerstört werden wird. Also selbst dieses Hinderniß, das sich seiner großen Ange-



legenheit entgegenwarf, selbst diese unglückliche Liebe, wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigeren Zwecke umgeschaffen, und Flanderns Schicksal uns durch den Mund der Liebe an das Herz seines Freundes reden.

„— In dieser hoffnungslosen Flamme  
 „Erstarrt' ich früh' der Fesslung goldnen Strahl.—  
 „Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen;  
 „Die stolze königliche Frucht, woran  
 „Nur Menschenalter langsam pflanzten, sollte  
 „Ein schneller Ring der wunderthät'gen Liebe  
 „Beschleunigen. Mir sollte seine Tugend  
 „An diesem kräft'gen Sonnenblicke reifen.“

Aus den Händen der Königin empfängt jetzt Carlos die Briefe, welche Posa aus Flandern für ihn mitbrachte. Die Königin ruft seinen entflohenen Genius zurück.

Noch sichtbarer zeigt sich diese Unterordnung der Freundschaft unter das wichtigere Interesse bei der Zusammenkunft im Kloster. Ein Entwurf des Prinzen auf den König ist fehlgeschlagen; dieses und eine Entdeckung, welche er zum Vortheile seiner Leidenschaft glaubt gemacht zu haben, stürzen ihn heftiger in diese zurück, und Posa glaubt zu bemerken, daß sich Sinnlichkeit in diese Leidenschaft mische. Nichts konnte sich weniger mit seinem höhern Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf Carlos Liebe zur Königin für seine Niederlande gegründet hat, kürgen dahin, wenn diese Liebe von ihrer Höhe her-

mitterfank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt seine Befinnungen an den Tag.

„D, ich fühle,

„Dobon ich mich erheben muß. Ja, einst,  
 „Einst war's ganz anders. Da warst du so reich,  
 „So warm, so reich! Ein ganzer Weltkreis hatte  
 „In deinem wolken-Duften Raum. Das Alles  
 „Ist nun dahin, von einer Leidenhaft,  
 „Von einem kleinen Eigennuz verschlungen.  
 „Dein Herz ist ausgehorben. Keine Thräne,  
 „Dem ungeschauerten Schicksal der Provinzen  
 „Nicht einmal eine Thräne mehr! D, Carl,  
 „Wie arm bist du, wie bettelarm geworden,  
 „Solldest du in Niemand's Lieb, als dich!

Gang' vor einem ähnlichen Rückfalle, glaubt er einen gewaltsamen Schritt wagen zu müssen. So lange Carl in der Nähe der Königin bleibt, ist er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganz andere Wendung geben; er steht also keinen Augenblick an, ihn auf die gewaltsamste Art dahin zu bringen.

„Er soll

„Dem König unehorsam werden, soll  
 „Nach Brüssel heimlich sich begeben, wo  
 „Mit offenen Armen die Flamänder ihn  
 „Erwarten. Alle Niederlande sollen  
 „Auf seine Befehle auf. Die gute Sache  
 „Wird starr durch einen Königssohn.“

Würde der Freund des Carlos es über sich vermocht haben, so verwegen mit dem guten Namen, ja selbst mit dem Leben seines Freundes zu spielen? Aber Posa, dem die Befreiung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war, als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, Posa, der Weltbürger, mußte gerade so und nicht anders handeln. Alle Schritte, die im Verlauf des Stücks von ihm unternommen werden, verrathen eine waghende Kühnheit, die ein heroischer Zweck allein einzulösen im Stande ist; Freundschaft ist oft verzagt und immer besorglich. Wo ist bis jetzt im Charakter des Marquis auch nur eine Spur dieser ängstlichen Pflege eines isolirten Geschöpfes, dieser Alles ausschließenden Neigung, worin doch allein der eigenthümliche Charakter der leidenschaftlichen Freundschaft besteht? Wo ist bei ihm das Interesse für den Prinzen nicht dem höhern Interesse für die Menschheit untergeordnet? Fest und beharrlich geht der Marquis seinen großen kosmopolitischen Gang, und Alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit diesem höhern Gegenstande steht.

---

#### V i e r t e r   B r i e f .

Um einen großen Theil seiner Bewunderer dürfte ihn dieses Geständniß bringen, aber er wird sich mit dem kleinen Theile der neuen Verehrer trösten, die

es ihm zuwendet, und zum allgemeinen Beifall überhaupt konnte sich ein Charakter, wie der seinige, niemals Hoffnung machen. Hohes wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze schließt keineswegs die zärtliche Theilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Wesens aus. Daß er das Menschengeschlecht mehr liebt, als *Carlu*, thut seiner Freundschaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schicksal auf keinen Thron gerufen, durch eine besondere zärtliche Bekümmerniß vor allen Uebrigen unterschieden haben; im Herzen seines Herzens würde er ihn getragen haben, wie *Hamlet* seinen *Horatio*. Man hält dafür, daß das Wohlwollen um so schwächer und lanlicher werde, je mehr sich seine Gegenstände häufen: aber dieser Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenstand seiner Liebe zeigt sich ihm im vollsten Lichte der Begeisterung; herrlich und verklärt steht dieses Bild vor seiner Seele, wie die Gestalt einer Geliebten. Da es *Carlos* ist, der dieses Ideal von Menschenglück wirklich machen soll, so trägt er es auf ihn über, so faßt er zuletzt Beides in Einem Gefühle ungetrennlich zusammen. In *Carlos* allein schaut er seine feurig geliebte Menschheit jetzt an; sein Freund ist der Brennpunkt, in welchem alle seine Vorstellungen von jenem zusammengesetzten Ganzen sich sammeln. Es wirkt also doch nur in Einem Gegenstande auf ihn, den er mit allem Enthusiasmus und allen Kräften seiner Seele umfaßt.

„Mein Herz,

„Nur einem Einzigen geweiht, umschloß  
 „Die ganze Welt. In meines Carlos Seele  
 „Schuf ich ein Paradies für Millionen.“

Hier ist also Liebe zu einem Wesen, ohne Hinan-  
 führung des allgemeinen, sorgsamem Pflege der Freund-  
 schaft, ohne das Unbillige, das Ausschließende dieser  
 Leidenschaft. Hier allgemeine, Alles umfassende  
 Philanthropie, in einem einzigen Feuerstrahl zusam-  
 mengefaßt.

Und sollte eben das dem Interesse geschadet ha-  
 ben, was es verleiht, hat? Dieses Gemälde von  
 Freundschaft sollte an Richtung und Mäßigkeit verlie-  
 ren, was es an Umfang gewann? Der Freund des  
 Carlos sollte darnach weniger Anspruch auf unsere  
 Ehränen und unsere Bewunderung haben, weil er  
 mit der beschränktesten Anwendung des wohlwollenden  
 Affekts seine weiteste Ausdehnung verbindet, und  
 das Göttliche der unirdischen Liebe durch ihre mensch-  
 lichste Anwendung mildert?

Mit der neuern Scene des dritten Aufzugs  
 öffnet sich ein ganz neuer Charakter für diesen Cha-  
 rakter.

J. A. F. v. B. v. d. F.

Leidenschaft für die Königin hat endlich den  
 Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt.  
 Be-

Beweise seiner Schuld sind in den Händen seines Vaters, und seine unbesonnene Hitze ließ ihn dem lauern- den Argwohne seiner Feinde die gefährlichsten Blößen geben; er schwebt in augenscheinlicher Gefahr, ein Opfer seiner wahnsinnigen Liebe, der väterlichen Eifersucht, des Priesterhasses, der Rachgier eines beleidigten Feindes, und einer verschmähten Buhlerin zu werden. Seine Lage von außen fordert die dringendste Hülfe, noch mehr aber fordert sie der innere Zustand seines Gemüths, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muß der Prinz befreit, aus diesem Seelenzustande muß er gerissen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreiung in Erfüllung gehen sollen; und der Marquis ist es, von dem wir Beides erwarten, der uns auch selbst dazu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, ist auch bei dem Könige ein Seelenzustand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfniß der Mittheilung zum Erstenmale fühlen läßt. Die Schmerzen der Eifersucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwange seines Standes in den ursprünglichen Stand der Menschheit zurück versetzt, haben ihn das Leere und Bekünstelte seiner Despotengröße fühlen, und Wünsche in ihm aufsteigen lassen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

„König! König nur“

„Und wieder König! — Keine bess're Antwort,“

„Als leeren hohlen Widerhall! Ich schlage  
 „An diesen Felsen, und will Wasser, Wasser  
 „Für meinen heißen Fieberturst. Er gibt  
 „Mir glühend Goss —

Gerade ein Gang der Begebenheiten, wie der bisherige, dünkt mir, oder keiner, konnte bei einem Monarchen, wie Philipp II. war, einen solchen Zustand erzeugen; und gerade so ein Zustand mußte in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung vorzubereiten, und den Marquis ihm nahe bringen zu können. Vater und Sohn sind auf ganz verschiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter sie haben muß; auf ganz verschiedenen Wegen wurden beide zu dem Marquis von Vosa hingezogen, in welchem Einzigen das bisher getrennte Interesse sich nunmehr zusammendrängt. Durch Carlos Leidenschaft für die Königin und deren unanfechtliche Folgen bei dem Könige wurde dem Marquis seine ganze Laufbahn geschaffen; darum war es nöthig, daß auch das ganze Stück mit jener eröffnet wurde. Gegen sie mußte der Marquis selbst so lange in Schatten gestellt werden, und sich, bis er von der ganzen Handlung Besitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Interesse begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu seiner künftigen Thätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers durfte also durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und darum war es nöthig, daß sie bis hieher als Haupthandlung beschäftigte, das

Interesse hingegen, das nachher das herrschende werden sollte, nur durch Winke von ferne angekündigt wurde. Aber sobald das Gebäude steht, fällt das Gerüste. Die Geschichte von Carlos Liebe, als die bloß vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein sie gearbeitet hatte.

Nämlich jene verborgenen Motive des Marquis, welche keine andern sind, als Flanderns Befreiung und das künftige Schicksal der Nation, Motive, die man unter der Hülle seiner Freundschaft bloß geahnet hat, treten jetzt sichtbar hervor, und fangen an, sich der ganzen Aufmerksamkeit zu bemächtigen. Carlos, wie aus dem Bisherigen zur Genüge erhellet, wurde von ihm nur als das einzige unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und standhaft verfolgten Zwecke betrachtet, und als ein solches mit eben dem Enthusiasmus, wie der Zweck selbst, umfaßt. Aus diesem universellern Motive mußte eben der ängstliche Antheil an dem Wohl und Weh seines Freundes, eben die zärtliche Sorgfalt für dieses Werkzeug seiner Liebe fließen, als nur immer die stärkste persönliche Sympathie hätte hervorbringen können. Carlos Freundschaft gewährt ihm den vollständigsten Genuß seines Ideals. Sie ist der Vereinigungspunkt aller seiner Wünsche und Thätigkeiten. Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, sein hohes Ideal von Freiheit und Menschenglück wirklich zu machen, als der ihm in Carlos



gedffurt wird. Es fiel ihm gar nicht ein, dieß auf einem andern Wege zu suchen; am allerwenigsten fiel es ihm ein, diesen Weg unmittelbar durch den König zu nehmen. Als er daher zu diesem geführt wird, zeigt er die höchste Gleichgültigkeit.

„Nicht wollen haben? — Nicht? — Ich bin ihm nichts.  
 „Ich wahrlich nichts! — Nicht hier in diesen Zimmern!  
 „Wie zwecklos und wie ungerethmt! — Was kann  
 „Ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie sehen,  
 „Es führt zu nichts.“

Aber nicht lange überläßt er sich dieser müßigen, dieser kindischen Verwunderung. Einem Geiste, gewohnt, wie es dieser ist, jedem Umstande seine Nutzbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu gestalten, jedes Ereigniß in Beziehung auf seinen Lieblingszweck sich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der sich von dem jetzigen Augenblicke machen läßt. Auch das kleinste Element der Zeit ist ihm ein heilig anvertrautes Pfund, womit gewuchert werden muß. Noch ist es nicht klarer, zusammenhängender Plan, was er sich denkt! bloße dunkle Ahnung, und auch diese kaum; bloß flüchtig aufsteigender Einfall ist es, ob hier vielleicht gelegenheitlich etwas zu wirken sein möchte? Er soll vor denjenigen treten, der das Schicksal so vieler Millionen in der Hand hat. Man muß den Augenblick nutzen, sagt er zu sich selbst, der nur Einmal kommt. Wär's auch nur ein Feuerfunke

Wahrheit, in die Seele dieses Menschen geworfen, der noch keine Wahrheit gehört hat! Wer weiß, wie wichtig ihm die Vorlicht bei ihm verarbeiten kann? — Mehr denkt er sich nicht dabei, als einen zufälligen Umstand auf die beste Art, die er kennt, zu benutzen. In dieser Stimmung erwartet er den König.

### S e c h s t e r B r i e f .

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchen sich W o f a gleich zu Anfang mit dem Könige stimmt, wie überhaupt über sein ganzes Verfahren in dieser Scene, und die Art, wie dieses von dem Könige aufgenommen wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Lust haben, mich zu hören. Jetzt begnüge ich mich bloß, bei demjenigen stehen zu bleiben, was mit dem Charakter des Marquis in der unmittelbarsten Verbindung steht,

Alles, was der Marquis nach seinem Begriffe von dem Könige vernünftiger Weise hoffen konnte, bei ihm hervorzubringen — war ein mit Demüthigung verbundenes Erstaunen, daß seine große Idee von sich selbst, und seine geringe Meinung vom Menschen, doch wohl etliche Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natürliche unausbleibliche Berlegenheit eines kleinen Geistes vor einem großen Geiste. Diese Wirkung konnte wohlthätig seyn, wenn sie auch bloß dazu diente, die Vorurtheile dieses Menschen auf ei-

nen Augenblick zu erschüttern; wenn sie ihn fühlen ließ, daß es noch jenseits seines gezogenen Kreises Wirkungen gebe, von denen er sich nichts hätte träumen lassen. Dieser einzige Laut konnte noch lange nachhallen in seinem Leben, und dieser Eindruck mußte desto länger bei ihm haften, je mehr er ohne Beispiel war.

Aber Posa hatte den König wirklich zu hoch, zu oberhin beurtheilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, so war er doch von der damaligen Gemüths Lage desselben zu wenig unterrichtet, um sie mit in Berechnung zu bringen. Diese Gemüths Lage war äußerst günstig für ihn, und bereitete seinen hingeworfenen Neben eine Aufnahme, die er mit keinem Grunde der Wahrscheinlichkeit hatte erwarten können. Diese unerwartete Entdeckung gibt ihm einen lebhaftern Schwung, und dem Stück selbst eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all sein Hoffen übertraf, und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an dem Könige überraschen, in Feuer gesetzt, vertritt er sich auf einen Augenblick bis zu der ausschweifenden Idee, sein herrschendes Ideal von Flanderns Glück u. s. w. unmittelbar an die Person des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch diesen in Erfüllung zu bringen. Diese Voraussetzung setzt ihn in eine Leidenschaft, die den ganzen Grund seiner Seele eröffnet, alle Geburten seiner Phantasie, alle Resultate seines stillen Denkens ans Licht bringt,

und deutlich zu erkennen gibt, wie sehr ihn diese Ideale beherrschen. Jetzt, in diesem Zustande der Leidenschaft, werden alle die Triebfedern sichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung gesetzt haben; jetzt ergeht es ihm, wie jedem Schwärmer, der von seiner herrschenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Grenzen mehr; im Feuer seiner Begeisterung veredelt er sich den König, der mit Erstaunen ihm zuhört, und vergißt sich so weit, Hoffnungen auf ihn zu gründen, worüber er in den nächsten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An Carlos wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erst auf diesen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und schnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menschheit bis auf seinen Erben verschieben?

Würde sich Carlos Busenfreund so weit vergessen, würde eine andere Leidenschaft, als die herrschende, den Marquis so weit hingerissen haben? Ist das Interesse der Freundschaft so beweglich, daß man es mit weniger Schwierigkeit auf einen andern Gegenstand übertragen kann? Aber Alles ist erklärt, sobald man die Freundschaft jener herrschenden Leidenschaft unterordnet. Dann ist es natürlich, daß diese, bei dem nächsten Anlasse, ihre Rechte reklamirt, und sich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauschen.

Das Feuer und die Freimüthigkeit, womit Posa seine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwischen Carlos

und ihm Geheimnisse waren, dem Könige vortrug; und der Bahn, daß dieser sie verstehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er sich gegen seinen Freund Carl schuldig machte. P o s a, der Welthürger, durfte so handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Busenfreunde Carls wäre es eben so verdamulich, als es unbegreiflich seyn würde.

Länger als Augenblicke freilich sollte diese Verblendung nicht dauern. Der ersten Ueberraschung, der Leidenschaft vergibt man sie leicht: aber wenn er auch noch nüchtern fortführe, daran zu glauben, so würde er billig in unsern Augen zum Träumer herabsinken. Daß sie aber wirklich Eingang bei ihm gefunden, erhellt aus ehnigen Stellen, wo er darüber scherzt, oder sich ernsthaft davon reinigt. „Gesezt,“ sagt er der Königin, „ich ginge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu setzen?

Königin.

„Nein, Marquis,

„Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieser

„Unreifeu Einbildung Sie gelhn. Sie sind

„Der Träumer nicht, der etwas unternähme,

„Was nicht geendigt werden kann.“

Marquis.

„Das eben

„Wär' noch die Frage, den' ich.“

Carlos selbst hat tief genug in die Seele seines

Freundes gesehen, um einen solchen Entschluß in seiner Vorstellungsart gegründet zu finden, und das, was er selbst bei dieser Gelegenheit über ihn sagt, könnte allein hinreichen, den Gesichtspunkt des Verfassers außer Zweifel zu setzen. „Du selbst,“ sagt er ihm, noch immer im Wahne, daß der Marquis ihn aufgeopfert,

„Du selbst wirst jetzt vollenden,  
 „Was ich gesollt und nicht gekonnt — Du wirst  
 „Den Spaniern die goldenen Tage schenken,  
 „Die sie von mir umsonst gehofft. Mit mir  
 „Ist es ja aus, aus immer aus. Das hast  
 „Du eingesehn. O diese fürchterliche Liebe  
 „Hat alle frühern Blüthen meines Geistes  
 „Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin  
 „Für deine großen Hoffnungen gestorben.  
 „Vorsehung oder Zufall führen die  
 „Den König zu — Es kostet mein Geheimniß  
 „Und er ist da! Du kannst sein Engel werden;  
 „Für mich ist keine Rettung mehr. Vielleicht  
 „Für Spanien! u. s. f.

Und an einem andern Orte sagt er zum Grafen von Lerma, um die vermeintliche Treulosigkeit seines Freundes zu entschuldigen.

„ — Er hat  
 „mich lieb gehabt, sehr lieb. Ich war ihm theuer,  
 „Wie seine eigene Seele. O, das weiß ich!  
 „Das haben tausend Proben mir erwiesen.

„Doch sollen Millionen ihm, soll ihm  
 „Das Vaterland nicht theurer seyn, als Einer?  
 „Sein Busen war für Einen Freund zu groß,  
 „Und Carlos Glück zu klein für seine Liebe.  
 „Er opferte mich seiner Jugend.“

### S i e b e n t e r B r i e f .

Posa empfand es recht gut, wie viel seinem Freunde Carlos dadurch entzogen worden, daß er den König zum Vertrauten seiner Lieblingsgefühle gemacht, und einen Versuch auf dessen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, daß diese Lieblingsgefühle das eigentlich e Band ihrer Freundschaft waren, so wußte er auch nicht anders, als daß er dieses in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bei dem Könige profanirte. Das wußte Carlos nicht, aber Posa wußte es recht gut, daß diese Philosophie und diese Entwürfe für die Zukunft das heilige Palladium ihrer Freundschaft und der wichtige Titel waren, unter welchem Carlos sein Herz besaß; eben weil er das wußte, und im Herzen voraussetzte, daß es auch Carl nicht unbekannt seyn könnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, daß er dieses Palladium veruntreut hätte? Ihm gestehen, was zwischen ihm und dem Könige vorgegangen war, mußte in seinen Gedanken eben so viel heißen, als ihm ankündigen, daß es eine Zeit gege-

ben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber Carlos künftiger Beruf zum Throne, hatte der Königssohn keinen Antheil an dieser Freundschaft, war sie etwas für sich Bestehendes und durchaus nur Persönliches, so konnte sie durch jene Vertraulichkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verrathen, nicht zerrissen worden seyn; so konnte dieser zufällige Umstand ihrem Wesen nichts anhaben. Es war Delikatesse, es war Mitleid, daß Posa, der Weltbürger, dem künftigen Monarchen die Erwartungen verschwie, die er auf den jetzigen gegründet hatte; aber Posa, Carlos' Freund, konnte sich durch nichts schwerer vergehen, als durch diese Zurückhaltung selbst.

Zwar sind die Gründe, welche Posa sowohl sich selbst, als nachher seinem Freunde, von dieser Zurückhaltung, der einzigen Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angibt, von ganz anderer Art. 4. Akt. 6. Auftritt.

„Der König glaubte dem Gefäß, dem er  
 „Sein heiliges Geheimniß übergeben,  
 „Und Glauben fordert Dankbarkeit Was wäre  
 „Geschwägigkeit, wenn mein Verstummen dir  
 „Nicht Leiden bringt? vielleicht erspart? — Warum  
 „Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,  
 „Die über seinem Scheitel hängt?“

Und in der dritten Scene des fünften Akts.

„ — — Doch ich, von falscher Bärtlichkeit bestochen,  
 „Von stolzem Wahn geblendet, ohne dich



„Das Wagesstück zu enden, unterschlage  
 „Der Freundschaft mehr gefährliches Geheimniß.“

Aber Jedem, der nur wenige Blicke in das Menschenherz gethan, wird es einleuchten, daß sich der Marquis mit diesen eben angeführten Gründen (die an sich selbst bei Weitem zu schwach sind, um einen so wichtigen Schritt zu motiviren) nur selbst zu hintergehen sucht — weil er sich die eigentliche Ursache nicht zu gestehen wagt. Einen weit wahrern Aufschluß über den damaligen Zustand seines Gemüths gibt eine andere Stelle, woraus deutlich erhellt, daß es Augenblicke müsse gegeben haben, in denen er mit sich zu Rathe ging, ob er seinen Freund nicht geradezu aufopfern sollte? Es stand bei mir, sagt er zu der Königin,

„ — etken neuen Morgen

„Gedankführer über Hefe Reiche.

„Der König schenkte mir sein Herz. Er nannte  
 „Mich seinen Sohn. Ich führe keine Flegel,  
 „Und seine Alben sind nicht mehr, u. s. f.

„Doch geb' ich

„Den König auf. In diesem starren Boden  
 „Blüht keine meiner Rosen mehr, Das waren  
 „Nur Säukelspiele kindischer Vernunft,  
 „Vom reifen Manne schamroth widerrufen,  
 „Den nahen hoffnungsvollen Lenz sollt' ich  
 „Vertilgen, einen lauen Sonnenblick  
 „Im Norden zu erkünsteln? eines müden

- „Tyrammen lehten Kuthensreich zu misbern,  
 „Die große Freiheit des Jahrhunderts wagen?  
 „Eiender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europens  
 „Verhängniß reißt in meinem großen Freunde.  
 „Auf ihn verweis' ich Spanien. Doch wehe!  
 „Weh mir und ihm, wenn ich bereuen sollte!  
 „Wenn ich das Schlimmere gewählt? Wenn ich  
 „Den großen Wink der Vorsicht mißverstanden,  
 „Der m'ich, nicht ihn, auf diesem Thron gewollt.“ —

Also hat er doch gewählet, und um zu wählen, mußte er also ja den Gegensatz sich als möglich gedacht haben. Aus allen diesen angeführten Fällen erkennt man offenbar, daß das Interesse der Freundschaft einem höhern nachsteht, und daß ihr nur durch dieses letzters ihre Richtung bestimmt wird. Niemand im ganzen Stücke hat dieses Verhältniß zwischen beiden Freunden richtiger beurtheilt, als Philipp selbst, von dem es auch am ersten zu erwarten war. Im Munde dieses Menschenkenners legte ich meine Apologie und mein eignes Urtheil von dem Helden des Stückes nieder, und mit seinen Worten möge denn auch diese Untersuchung beschloffen werden.

- „Und wem bracht' er dieß Opfer?  
 „Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.  
 „Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben stirbt  
 „Ein Posa nicht. Der Freundschaft arme, Flamme  
 „Füllt eines Posa Herz, nicht aus. Das schlug

„Der ganzen Menschheit. Seine Neigung war  
 „Die Welt mit allen kommenden Geschlech-  
 tern.“

---

### Achter Brief.

Aber, werden Sie sagen, wozu diese ganze Untersuchung? Gleichviel, ob es unfreiwilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechselseitige persönliche Nothwendigkeit für einander, oder von außen hinzugekommene Verhältnisse und freie Wahl gewesen, was das Band der Freundschaft zwischen diesen Weiden geknüpft hat — die Wirkungen bleiben dieselben, und im Gange des Stücks selbst wird dadurch nichts verändert. Wozu daher diese weit ausgeholte Mühe, den Leser aus einem Irrthume zu reifen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit ist? Wie würde es um den Reiz der meisten moralischen Erscheinungen stehen, wenn man jedesmal in die innerste Tiefe des Menschenherzens hineinleuchten, und sie gleichsam werden sehen müßte? Genug für uns, daß Alles, was Marquis Posa liebt, in dem Prinzen versammelt ist, durch ihn repräsentirt wird, oder wenigstens durch ihn allein zu erhalten steht, daß es dieses zufällige, bedingte, seinem Freunde nur geliebene Interesse mit dem Wesen desselben zuletzt unzertrennlich zusammenfaßt, und daß Alles, was er für ihn empfindet, sich in einer per-

sönlichen Neigung äußert. Wir genießen dann die reine Schönheit dieses Freundschaftsgemählde's als ein einfaches moralisches Element, unbekümmert, in wie viele Theile es auch der Philosoph noch zergliedern mag.

Wie aber, wenn die Berichtigung dieses Unterschieds für das ganze Stück wichtig wäre? — Wird nämlich das letzte Ziel von Posa's Bestrebungen über den Prinzen hinaus gerückt, ist ihm dieser nur als Werkzeug zu einem höhern Zwecke so wichtig, befriedigt er durch seine Freundschaft für ihn einen andern Trieb, als nur diese Freundschaft, so kann dem Stücke selbst nicht wohl eine engere Grenze gesteckt seyn — so muß der letzte Endzweck des Stück's mit dem Zwecke des Marquis wenigstens zusammenfallen. Das große Schauspiel eines ganzen Staats, das Glück des menschlichen Geschlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Bestrebungen des Marquis, wie wir gesehen haben, hinauslaufen, kann nicht wohl Episode zu einer Handlung seyn, die den Ausgang einer Liebesgeschichte zum Zweck hat. Haben wir einander also über Posa's Freundschaft mißverstanden, so fürchte ich, wir haben es auch über den letztern Zweck der ganzen Tragödie. Lassen Sie mich Sie Ihnen aus diesem neuen Standpunkte zeigen; vielleicht, daß manche Mißverhältnisse, an denen Sie bisher Anstoß genommen, sich unter dieser neuen Ansicht verlieren.

Und was wäre also die sogenannte Einheit des Stücks, wenn es Liebe nicht seyn soll, und Freundschaft nie seyn konnte? Von jener handeln die drei ersten Akte, von dieser die zwei übrigen; aber keine von beiden beschäftigt das Ganze. Die Freundschaft opfert sich auf, und die Liebe wird aufgeopfert, aber weder diese, noch jene ist es, der dieses Opfer von der andern gebracht wird. Also muß noch etwas Drittes vorhanden seyn, das verschieden ist von Freundschaft und Liebe, für welches beide gewirkt haben, und welchem beide aufgeopfert worden — und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders, als in diesem Dritten, könnte sie liegen?

Rufen Sie Sich, lieber Freund, eine gewisse Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenstand unsers Jahrzehnts — über Verbreitung reinerer sanfterer Humanität, über die höchstmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Blüthe, kurz, über den vollendetsten Zustand der Menschheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde, und unsere Phantasie in einen der lieblichsten Träume entzückte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schlossen damals mit dem romanhaftesten Wunsche, daß es dem Zufalle, der wohl größere Wunder schon gethan, in dem nächsten Julianischen Cyclus gefallen möchte, unsere Gedankenreihe, unsere Träume und Ueberzeugungen mit eben so lebendigkeit, und mit eben so gutem Willen

befruchtet, in dem erstgeborenen Sohne eines künftigen Beherrschers von — oder von — auf dieser oder der andern Hemisphäre wieder zu erwecken. Was bei einem ernsthaften Gespräche bloßes Spielwerk war, durfte sich, wie mir vorkam, bei einem solchen Spielwerke, als die Tragödie ist, zu der Würde des Ernstes und der Wahrheit erheben lassen. Was ist der Phantasie nicht möglich? Was ist einem Dichter nicht erlaubt? Unsere Unterredung war längst vergessen, als ich unterdessen die Bekanntschaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich diesem geistvollen Jünglinge an, daß er wohl gar derjenige seyn durfte, mit dem wir unsern Entwurf zur Ausführung bringen könnten. Gedacht, gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienstbaren Geist, dabei in die Hände gearbeitet; Freiheitsinn mit Despotismus im Kampfe, die Fesseln der Dummheit zerbrochen, tausendjährige Vorurtheile erschüttert, eine Nation, die ihre Menschenrechte wieder fordert, republikanische Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gährung, die Gemüther von einem begeisterten Interesse gehoben — und nun, um die glückliche Konstellation zu vollenden, eine schöne organisirte Jünglingsseele am Throne, in einsamer unangefochtener Blüthe unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich — so machten wir aus — mußte der Königssohn seyn, an dem wir unser Ideal in Erfüllung bringen wollten.

„Sey'n Sie

„Ein Mensch auf König Philipps Thron! Sie haben

„Auch Leiden kennen lernen —“

Aus dem Schoße der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunst durfte noch nicht Hand an seine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie sollte ein königlicher Prinz aus dem sechszehnten Jahrhundert — Philipps des Zweiten Sohn — ein Zögling des Mönchsvolks, dessen kaum aufwachende Vernunft von so strengen und so scharfsichtigen Hütern bewacht wird, zu dieser liberalen Philosophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war gesorgt. Das Schicksal schenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entscheidenden Jahren, wo des Geistes Blume sich entfaltet, Ideale empfangen werden, und die moralische Empfindung sich läutert — einen geistreichen, gefühlvollen Jüngling, über dessen Bildung selbst, — was hindert mich, dieses anzunehmen? ein günstiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle sich ins Mittel geschlagen, und den irgend ein verborgner Weiser seines Jahrhunderts diesem schönen Geschäfte zugebildet hat. Eine Geburt der Freundschaft also ist diese heitere menschliche Philosophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie kleidet sich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmuth der Dichtung; mit Licht und Wärme wird sie in seinem Herzen niedergelegt, sie ist die erste Blüthe seines

Wesens, sie ist seine erste Liebe. Dem Marquis liegt äußerst viel daran, ihr diese jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, sie als einen Gegenstand der Leidenschaft bei ihm fortbauern zu lassen, weil nur Leidenschaft ihm die Schwierigkeiten besiegen helfen kann, die sich ihrer Ausübung entgegensetzen werden. Sagen Sie ihm, trägt er der Königin auf:

„Daß er für die Träume seiner Jugend  
 „Soll Achtung tragen, wenn er Mann seyn wird,  
 „Nicht öffnen soll dem tödtenden Insekte  
 „Gerühmter besserer Vernunft das Herz  
 „Der zarten Götterblume; daß er nicht  
 „Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit  
 „Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.  
 „Ich hab' es ihm zuvor gesagt —“

Unter beiden Freunden bildet sich also ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama. Die Rede war also davon, einen Fürsten aufzustellen, der das höchste mögliche Ideal bürgerlicher Glückseligkeit für sein Zeitalter wirklich machen sollte — nicht diesen Fürsten erst zu diesem Zwecke zu erziehen; denn dieses mußte längst vorhergegangen seyn, und konnte auch nicht wohl zum Gegenstande eines



solchen Kunstwerks gemacht werden; noch weniger ihn zu diesem Werke wirklich Hand anlegen zu lassen, denn wie sehr würde dieses die engen Grenzen eines Trainerspiels überschritten haben? — Die Rede war davon; diesen Fürsten nur zu zeigen, den Gemüthszustand in ihm herrschend zu machen, der einer solchen Wirkung zum Grunde liegen muß, und ihre subjektive Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zu erheben, unbekümmert, ob Glück und Zufall sie wirklich machen wollen?

---

### Z w e i t e s   B r i e f .

Ich will mich über das Vorige näher erklären.

Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieser außerordentlichen Wirkung versehen sollen, mußte zuvor Begierden übermeistert haben, die einem solchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er seine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daß er Manns genug sey, über den Schmerz zu siegen; er mußte durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen, und in diesem Feuer sich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hindernisse zusagen, die sich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegen werfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blute der Jugend,

der Versuchung haben Troß bieten sehen, können wir ganz sicher seyn, daß sie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr seyn wird. Und welche Leidenschaft konnte mir diese Wirkung in größerem Maße leisten als die mächtigste von allen, die Liebe?

Alle Leidenschaften, von denen für den großen Zweck, wozu ich ihn aussparte, zu fürchten seyn könnten diese einzige ausgenommen, sind aus seinem Herzen hinweggeräumt, oder haben nie barck gewohnt. In einem verderbten sittenlosen Hofe hat er die Keinigkeitt der ersten Unschuld erhalten; nicht seine Liebe auch nicht Anstrengung durch Grundsätze, ganz allein sein moralischer Instinkt hat ihn vor dieser Befleckung bewahrt.

„Der Wollust Pfeil zerbrach an dieser Brust  
 „Dang' ehe noch Elisabeth hier herrschte.“

Der Prinzessin von Eboli gegenüber, die sich an Leidenschaft und Plan so oft gegen ihn vergift, zeigt er eine Unschuld, die der Einfalt sehr nahe kommt. Wie Viele, die diese Scene lesen, würden die Prinzessin weit schneller verstanden haben! Meine Absicht war, in seine Natur eine Keinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuß, den er der Prinzessin gibt, war, wie er selbst sagt, der erste seines Lebens, und dieß war doch gewiß ein sehr tugendhafter Kuß! Aber auch über eine feinere Verführung sollte man ihn erhaben sehen, daher die ganze Episode der Prinzessin von Eboli

deren buhlerische Künste an seiner bessern Liebe scheitern. Mit dieser Liebe allein hätte er also zu thun, und ganz wird ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen seyn wird, auch noch diese Liebe zu besiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade so und nicht anders gezeichnet worden; warum ich es zugelassen habe, daß die edle Schönheit dieses Charakters durch so viel Heftigkeit, so viel ~~un~~stäte Hitze, wie ein klares Wasser durch Wallungen, getrübt wird. Ein weiches wohlwollendes Herz, Enthusiasmus für das Große und Schöne, Delikatesse, Muth, Standhaftigkeit, uneigennütziges Großmuth sollte er besitzen, schöne und helle Blicke des Geistes sollte er zeigen, aber weise sollte er nicht seyn. Der künftige große Mann sollte in ihm schlummern, aber ein feuriges Blut sollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu seyn. Alles, was den trefflichen Regenten macht, Alles, was die Erwartungen seines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, Alles, was sich vereinigen muß, sein vorgesehtes Ideal von einem künftigen Staate auszuführen, sollte sich in diesem Charakter beisammen finden; aber entwickelt sollte es noch nicht seyn, noch nicht von Leidenschaft geschieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erst an, ihn dieser Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stückes

überhoben. Eben so begreifen Sie nunmehr, warum es nöthig war, den Charakteren Philipp's und seiner Geistesverwandten einen so großen Spielraum zu geben — ein nicht zu entschuldigender Fehler, wenn diese Charaktere weiter nichts, als die Maschinen hätten seyn sollen, eine Liebesgeschichte zu verwickeln und aufzulösen — und warum überhaupt dem geistlichen, politischen und häuslichen Despotismus ein so weites Feld gelassen worden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menschenglücks aus dem Stüde gleichsam hervorgehen zu lassen; so war es sehr an seinem Orte, den Schöpfer des Elends neben ihm aufzuführen, und durch ein vollständiges schauerhaftes Gemählde des Despotismus sein reizendes Gegentheil desto mehr zu erheben. Wir sehen den Despoten auf seinem traurigen Throne, sehen ihn mitten unter seinen Schätzen darben, wir erfahren aus seinem Munde, daß er unter allen seinen Millionen allein ist, daß die Furien des Argwohn's seinen Schlaf anfallen, daß ihm seine Kreaturen geschmolzenes Gold statt eines Labetrunks bieten; wir folgen ihm in sein einsames Gemach, sehen da den Beherrscher einer halben Welt um ein — menschliches Wesen bitten, und ihn dann, wenn das Schicksal ihm diesen Wunsch gewährt hat, gleich einem Rasenden, selbst das Geschenk zerstören, dessen er nicht mehr würdig war. Wir sehen ihn unwissend den niedrigsten Leidenschaften seiner Sklaven dienen;

sind Augenzengen, wie sie die Seile drehen, woran sie den, der sich einbildet, der alleinige Urheber seiner Thaten zu seyn, einem Knaben gleich lenken. Ihn, vor welchem man in fernen Welttheilen zittert, sehen wir vor einem herrischen Priester eine erniedrigende Rechenenschaft ablegen, und eine leichte Uebertretung mit einer schimpflichen Züchtigung büßen. Wir sehen ihn gegen Natur und Menschheit ankämpfen, die er nicht ganz besiegen kann, zu stolz, ihre Macht zu erkennen, zu ohnmächtig, sich ihr zu entziehen; von allen ihren Gemüthen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schrecknissen verfolgt; herausgetreten aus seiner Gattung; um als ein Mittel Ding von Geschöpf und Schöpfer — unser Mittheiden zu erregen. Wir verachten diese Größe, aber wir trauern über seinen Mißverstand, weil wir auch selbst aus dieser Verzerrung noch Züge von Menschheit herauslesen, die ihn zu einem der Unserigen machen, weil er auch bloß durch die übrig gebliebenen Reste der Menschheit elend ist. Je mehr uns aber dieses schreckhafte Gemälde zurückstößt, desto stärker werden wir von dem Bilde sanfter Humanität angezogen, die sich in Carlos, in seines Freundes, und in der Königin Gestalt vor unsern Augen verklärt.

Und nun, lieber Freund, übersehen Sie das Stück aus diesem neuen Standorte noch einmal. Was Sie für Ueberladung gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger seyn; in der Einheit, worüber

wir uns jetzt verständigt haben, werden sich alle einzelnen Bestandtheile desselben auflösen lassen. Ich könnte den angefangenen Faden noch weiter fortführen, aber es sey mir genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stücke selbst die beste Auskunft enthalten ist. Es ist möglich, daß, um die Hauptidee des Stücks herauszufinden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als sich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt ist, dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künstler gearbeitet hat, muß sich ja am Ende des Kunstwerks erfüllt zeigen. Womit die Tragödie beschlossen wird, damit muß sie sich beschäftigen haben, und nun höre man, wie Carlos von uns und seiner Königin scheidet.

„— Ich habe

„In einem langen schweren Traum gelegen,  
 „Ich lebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergessen  
 „Seh das Vergangene. Endlich seh' ich ein, es gibt  
 „Ein höher, wünschenswerther Gut, als dich  
 „Besitzen — Hier sind Ihre Briefe  
 „Zurück. Vernichten Sie die meinen! Fürchten  
 „Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist  
 „Vorbereit. Ein reiner Feuer hat mein Wesen  
 „Geduldet — Allen Belchanseln will ich  
 „Ihm sehen, wie nach keinem Könige zu Thell  
 „Geworden — Mehr seiner Wache blicke  
 „Ein Paradies!“

## Königin.

„— — So hab' ich Sie gewollt!

„Das war die große Meinung seines Todes.“

## Zehnter Brief.

Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsehte, wenigstens sehr nahe verwandt seyn. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuter thätiger Glieder zu bewirken suchen, will der Letztere, vollständiger und kürzer, durch ein einziges Subjekt ausführen: durch einen Fürsten nämlich, der Anwartschaft hat, den größten Thron der Welt zu besteigen, und durch diesen erhabenen Standpunkt zu einem solchen Werke fähig gemacht wird. In diesem einzigen Subjekte macht er die Ideenreihe und Empfindungsart herrschend, woraus jene wohlthätige Wirkung als eine nothwendige Folge fließen muß. Vielen dürfte dieser Gegenstand für die dramatische Behandlung zu abstrakt und zu ernsthaft scheinen, und wenn sie sich auf nichts, als das Gemälde einer Leidenschaft gefaßt gemacht haben, so hätte ich freilich ihre Erwartung getäuscht; aber es schien mir eines Versuchs nicht ganz unwerth, Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit seiner

„Gattung meint, die heiligsten seyn müssen, und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehen, mit Licht und Wärme zu beseelen, und, als lebendig wirkende Motive, in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft zu zeigen.“ Hat sich der Genius der Tragödie für diese Grenzenverletzung an mir gerochen, so sind deswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt sind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraschen wird, Bemerkungen, deren er sich aus seinem *Montesquieu* erinnert, in einem Trauerspiel angewandt und bestätigt zu sehen.

---

### Eilfter Brief.

Ehe ich mich auf immer von unserm Freunde *Posa* verabschiede, noch ein Paar Worte über sein räthselhaftes Benehmen gegen den Prinzen, und über seinen Tod.

Viele nämlich haben ihm vorgeworfen, daß er, der von der Freiheit so hohe Begriffe hegt, und sie unaufhörlich im Munde führt, sich doch selbst einer despotischen Willkür über seinen Freund anmaße, daß er ihn blind, wie einen Unmündigen, leite, und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit, sagen Sie, läßt es sich entschuldigen, daß *Marquis Posa*, anstatt dem Prinzen gerade heraus



das Verhältniß zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige steht, anstatt sich auf eine vernünftige Art mit ihm über die nöthigen Maßregeln zu bereden, und, indem er ihn zum Mitwisser seines Planes macht, auf einmal allen Uebereilungen vorzubengen, wozu Unwissenheit, Mißtrauen, Furcht und unbesonnene Hitze den Prinzen sonst hinreißen könnten, und auch wirklich nachher hingerissen haben, daß er, anstatt diesen so unschuldigen, so natürlichen Weg einzuschlagen, lieber die äußerste Gefahr läuft, lieber diese so leicht zu verhütenden Folgen erwartet, und sie alsdann, wenn sie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbessern sucht, das eben so unglücklich ausfallen kann, als es brutal und unnatürlich ist, nämlich durch die Verhaftnehmung des Prinzen? Er kannte das lenksame Herz seines Freundes. Noch kürzlich ließ ihn der Dichter eine Probe der Gewalt ablegen, mit der er solches beherrschte. Zwei Worte hätten ihm diesen mißrigen Befehl erspart. Warum nimmt er seine Zuflucht zur Intrigue, wo er durch ein gerade s Verfahren ungleich schneller und ungleich sicherer zum Ziele würde gekommen seyn?

Weil dieses gewaltthätige und fehlerhafte Betragen des Maltesers alle nachfolgenden Situationen und vorzüglich seine Aufopferung herbeigeführt hat, so setzte man, ein wenig rasch, voraus, daß sich der Dichter von diesem unbedeutenden Gewinn habe hinreißen lassen, der innern Wahrheit dieses Charakters Gewalt anzuthun, und den natürlichen Lauf der

Handlung zu verleiten. Da dieses allerdings der bequemste und kürzeste Weg war, sich in dieses seltsame Betragen des Maltesers zu finden, so suchte man in dem ganzen Zusammenhange dieses Charakters keinen n ä h e r n Aufschluß mehr; denn das wäre zu viel von einem Kritiker verlangt, mit seinem Urtheile bloß darum zurückzuhalten, weil der Schriftsteller übel dabei fährt. Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf diese Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als Einmal die gl ä n z e n d e r e Situation der Wahrheit nachgesetzt worden ist.

Unstreitig! der Charakter des Marquis von Posa hätte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus gerader gehandelt hätte, und über die unedeln Hülfsmittel der Intrigue immer erhaben geblieben wäre. Auch gestehe ich, dieser Charakter ging mir nahe, aber, was ich für Wahrheit hielt, ging mir näher. Ich halte für Wahrheit: „daß Liebe zu einem wirklichen Gegenstande „und Liebe zu einem Ideale sich in ihren Wirkungen „eben so ungleich seyn müssen, als sie in ihrem Wesen von einander verschieden sind — daß der un- „eigennützigste, reinste und edelste Mensch aus en- „thusiastischer Anhänglichkeit an seine Vorstel- „lung von Tugend und hervorbringendem Glücke „sehr oft ausgefetzt ist, eben so willkürlich mit den „Individuen zu schalten, als nur immer der selbst- „süchtigste Despot, weil der Gegenstand von Beider

„Bestrebungen in ihnen, nicht außer ihnen wohnt,  
 „und weil jener, der seine Handlungen nach einem  
 „inneren Geistesbilde modelt, mit der Freiheit Aude-  
 „rer beinahe eben so im Streite liegt, als dieser,  
 „dessen letztes Ziel sein 'eignes Ich ist.“ Wahre  
 Größe des Gemüths führt oft nicht weniger zu Ver-  
 letzung fremder Freiheit, als der Egoismus und die  
 Herrschsucht, weil sie um der Handlung, nicht um  
 des einzelnen Subjekts willen handelt. Eben weil  
 sie in steter Hinsicht auf das Ganze wirkt, verschwin-  
 det nur allzu leicht das kleinere Interesse des Indi-  
 viduums in diesem weiten Prospekte. Die Tugend  
 handelt groß um des Gesezes willen; die Schwär-  
 merei um ihres Ideals willen; die Liebe um des  
 Gegenstandes willen. Aus der ersten Klasse wollen  
 wir uns Gesezgeber, Richter, Könige, aus der zwei-  
 ten Helden, aber nur aus der dritten unsern  
 Freund erwählen. Diese erste verehren, die zweite  
 bewundern, die dritte lieben wir. Carlos hat  
 Ursache gefunden, es zu bereuen, daß er diesen Un-  
 terschied außer Acht ließ, und einen großen Mann  
 zu seinem Busenfreunde machte.

„Was geht die Königin dich an? Liebst du

„Die Königin? soll deine strenge Tugend

„Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?

„— — — — Ach, hier ist nichts verdamulich,

„Nichts, nichts, als meine rasende Verblendung,

„Bis diesen Tag nicht eingesehn zu haben,

„Daß du so — groß als jählich bist.

Berdüschlos, ohne Gehülfsen, in stiller Größe zu wirken, ist des Marquis Schwärmerei. Still, wie die Vorsicht für einen Schlafenden sorgt, will er seines Freundes Schicksal auflösen, er will ihn retten, wie ein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde. Daß er zu sehr nach seinem Ideal von Tugend in die Höhe, und zu wenig auf seinen Freund herunterblickte, wurde Weiber Verderben. Carlos verunglückte, weil sein Freund sich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlösen.

Und hier, dünkt mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung, aus der moralischen Welt zusammen, die Keinem, der sich nur einigermaßen Zeit genommen hat, um sich herumzuschauen, oder dem Gange seiner eignen Empfindungen zuzusehen, ganz fremd seyn kann. Es ist diese: daß die moralischen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen sind, nicht natürlich im Menschenherzen liegen, und eben darum, weil sie erst durch Kunst in dasselbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber durch einen sehr menschlichen Uebergang einem schädlichen Mißbrauche ausgesetzt sind. Durch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft, soll der Mensch bei seinem moralischen Handeln geleitet werden. Schon allein dieses, daß jedes solche moralische Ideal oder Kunstgebäude doch nie mehr ist, als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeschränkten Gesichts-

punkte des Individuums Theil nimmt, dem sie an-  
 gehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allge-  
 meinheit nicht fähig seyn kann, in welcher der Mensch  
 sie zu gebrauchen pflegt; schon dieses allein, sage ich,  
 müßte sie zu einem äußerst gefährlichen Instrumente  
 in seinen Händen machen: aber noch weit gefähr-  
 licher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur  
 allzu schnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich  
 mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden;  
 Herrschsucht; meine ich, Eigendünkel und Stolz, die  
 sie augenblicklich ergreifen, und sich unzertrennbar  
 mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund,  
 — um aus unzähligen Beispielen nur eins auszu-  
 wählen — nennen Sie mir den Ordensstifter, oder  
 auch die Ordensverbrüderung selbst, die sich — bei  
 den reinsten Zwecken und bei den edelsten Trieben —  
 von Willkürlichkeit in der Anwendung, von Gewalt-  
 thätigkeit gegen fremde Freiheit, von dem Geiste  
 der Heimlichkeit und der Herrschsucht immer  
 rein erhalten hätte? Die bei Durchsetzung eines, von  
 jeder unreinen Beimischung auch noch so freien mo-  
 ralischen Zwecks, insofern sie sich nämlich diesen  
 Zweck als etwas für sich Bestehendes denken, und ihn  
 in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er sich ihrer  
 Vernunft dargestellt hatte; nicht unvermerkt wären  
 fortgerissen worden, sich an fremder Freiheit zu ver-  
 greifen, die Achtung gegen Anderer Rechte, die ihnen  
 sonst immer die heiligsten waren, hintanzusetzen,  
 und nicht selten den willkürlichsten Despotismus zu

üben, ohne den Zweck selbst ungetauscht, ohne in  
 ihren Motiven ein Verderbniß erlitten zu haben. Ich  
 erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfnisse  
 der beschränkten Vernunft, sich ihren Weg abzu-  
 kürzen, ihr Geschäft zu vereinfachen, und Indivi-  
 dualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in  
 Allgemeinheit zu verwandeln; aus der allgemeinen  
 Hinnneigung unsers Gemüths zur Herrschbegierde,  
 oder dem Bestreben, Alles wegzudrängen, was das  
 Spiel unserer Kräfte hindert. Ich wählte deswegen  
 einen ganz wohlwollenden, ganz über jede selbstsüch-  
 tige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die  
 höchste Achtung für Anderer Rechte, ich gab ihm die  
 Hervorbringung eines allgemeinen Freiheitsge-  
 nusses sogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf  
 keinem Widerspruche mit der allgemeinen Erfahrung  
 zu befinden, wenn ich ihn, selbst auf dem Wege da-  
 hin, in Despotismus verirren ließ. Es lag in mei-  
 nem Plane, daß er sich in dieser Schlinge verstricken  
 sollte, die Allen gelegt ist, die sich auf einerlei Wege  
 mit ihm befinden. Wie viel hätte es mir auch geko-  
 stet, ihn wohlbehalten davon vorbeizubringen, und  
 dem Leser, der ihn lieb gewann, den unvermischten  
 Genuß aller übrigen Schönheiten seines Charakters zu  
 geben, wenn ich es nicht für einen ungleich größern  
 Gewinn gehalten hätte, der menschlichen Natur zur  
 Seite zu bleiben, und eine nie genug zu beherzigende  
 Erfahrung durch sein Beispiel zu bestätigen, — diese  
 meine ich, daß man sich in moralischen Dingen nicht

ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühle entfernt, um sich zu allgemeinen Abstraktionen zu erheben, daß sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens, oder dem schon gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut, als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen hat; denn nichts führt zum Guten, was nicht natürlich ist.

### Z w ö l f t e r B r i e f .

Es ist nur noch übrig, ein Paar Worte über seine Aufopferung zu sagen.

Man hat es nämlich getabelt, daß er sich muthwillig in einen gewaltsamen Tod stürze, den er hätte vermeiden können. Alles, sagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht eben so gut fliehen können als sein Freund? War er schärfer bewacht als dieser? Machte es ihm nicht selbst seine Freundschaft für Carlos zur Pflicht, sich diesem zu erhalten? Und konnte er ihm mit seinem Leben nicht weit mehr nützen als wahrscheinlichweise mit seinem Tode, selbst wenn Alles seinem Plane gemäß eingetroffen wäre? Könnte er nicht — Freilich! Was hätte der ruhige Zuschauer nicht gekonnt, und wie viel weiser und klüger würde dieser mit seinem Leben gewirthschaftet haben! Schade nur, daß sich der Marquis weder dieser glücklichen Kaltblütigkeit,

sch der Ruhe zu erfreuen hatte, die zu einer so vernünftigen Berechnung nothwendig war. Aber, wird man sagen, daß gezwungene und sogar spitzfindige Mittel, zu welchem er seine Zuflucht nimmt, um zu sterben, konnte sich ihm doch unmöglich aus freier Hand und im ersten Augenblicke anbieten, warum hätte er das Nachdenken und die Zeit, die es ihm oftete, nicht eben so gut anwenden können, einen vernünftigen Rettungsplan auszudenken, oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm so nahe lag, der auch dem kurzichtigsten Leser sogleich ins Auge springt? Wenn er nicht sterben wollte, um gestorben zu seyn, oder (wie einer meiner Recensenten sich ausdrückt) wenn er nicht des Märtyrthums wegen sterben wollte, so ist es kaum zu begreifen, wie sich ihm die so gesuchten Mittel zum Untergange früher, als die weit natürlicheren Mittel zur Rettung haben darbieten können. Es ist viel Schein in diesem Vorwurfe, und um so mehr ist es der Mühe werth, ihn auseinanderzusetzen.

Die Auflösung ist diese:

Erstlich gründet sich dieser Einwurf auf die falsche und durch das Vorhergehende genugsam widerlegte Voraussetzung, daß der Marquis nur für seinen Freund sterbe, welches nicht wohl mehr statt haben kann, nachdem bewiesen worden, daß er nicht für ihn gelebt, und daß es mit dieser Freundschaft eine ganz andere Bewandniß habe. Er kann also nicht wohl sterben, um den Prinzen zu retten;



dazu dürften sich auch ihm selbst vermuthlich noch  
 andere, und weniger gewaltthätige Auswege gezeigt  
 haben, als der Tod — „er stirbt, um für sein —  
 „in des Prinzen Seele niedergelegtes — Ideal Alles  
 „zu thun und zu geben, was ein Mensch für etwas  
 „thun und geben kann, das ihm das Theuerste ist;  
 „um ihm auf die nachdrücklichste Art, die er in seiner  
 „Gewalt hat, zu zeigen, wie sehr er an die Wahr-  
 „heit und Schönheit dieses Entwurfes glaube, und  
 „wie wichtig ihm die Erfüllung desselben sey;“ er  
 stirbt dafür, warum mehrere große Menschen für  
 eine Wahrheit starben, die sie von Vielen befolgt  
 und beherzigt haben wollten, um durch sein Beispiel  
 darzuthun, wie sehr sie es werth sey, daß man Alles  
 für sie leide. Als der Gesetzgeber von Sparta sein  
 Werk vollendet sah, und das Orakel zu Delphi den  
 Ausspruch gethan hatte, die Republik würde blühen  
 und dauern, so lange sie L y k u r g u s Gesetze ehrte,  
 rief er das Volk von Sparta zusammen, und forderte  
 einen Eid von ihm, die neue Verfassung so lange we-  
 nigstens unangefochten zu lassen, bis er von einer  
 Reise, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt seyn.  
 Als ihm dieses durch einen feierlichen Eidschwur an-  
 gelobt worden, verließ L y k u r g u s das Gebiet von  
 Sparta, hörte, von diesem Augenblicke an, auf,  
 Speise zu nehmen, und die Republik harrte seiner  
 Rückkehr vergebens. Vor seinem Tode verordnete  
 er noch ausdrücklich, seine Asche selbst in das Meer  
 zu streuen, damit auch kein Atom seines Wesens nach

Sparta zurückzuführen, und seine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte. Konnte Lulurgus im Ernste geglaubt haben, das lacedämonische Volk durch diese Spitzfindigkeit zu binden, und seine Staatsverfassung durch ein solches Spielwerk zu sichern? Ist es auch nur denkbar, daß ein so weiser Mann für einen so romanhaften Einfall ein Leben sollte hingegen haben, das seinem Vaterlande so wichtig war? Aber sehr denkbar und seiner würdig scheint es mir, daß er es hingab, um durch das Große und Außerordentliche dieses Todes einen unauslöschlichen Eindruck seiner selbst in das Herz seiner Spartaner zu graben, und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszugießen, indem er den Schöpfer desselben zu einem Gegenstande der Rührung und Bewunderung machte.

Zweitens kommt es hier, wie man leicht ein-  
sieht, nicht darauf an, wie notwendig, wie nat-  
ürlich und wie nützlich diese Auskunfts in der  
That war, sondern wie sie demjenigen vorkam,  
der sie zu ergreifen hatte, und wie leicht oder  
schwer er darauf verfiel. Es ist also weit weniger  
die Lage der Dinge, als die Gemüthsverfassung des-  
sen, auf den diese Dinge wirken, was hier in Be-  
trachtung kommen muß. Sind die Ideen, welche  
den Marquis zu diesem Heldenentschlusse führten,  
ihm geläufig, und bieten sie sich ihm leicht und  
mit Lebhaftigkeit dar, so ist der Entschluß auch weder  
gesucht noch gezwungen; sind diese Ideen in seiner

Seele gar die vordringenden und herrschenden, und stehen diejenigen dagegen im Schatten, die ihn auf einen gelindern Ausweg führen konnten, so ist der Entschluß, den er faßt, nothwendig; haben diejenigen Empfindungen, welche diesen Entschluß bei jedem andern bekämpfen würden, wenig Macht über ihn, so kann ihm auch die Ausführung desselben so gar viel nicht kosten. Und dieß ist es, was wir nun untersuchen müssen.

**Zuerst:** Unter welchen Umständen schreitet er zu diesem Entschlusse? — In der drangvollsten Lage, worin je ein Mensch sich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille, über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmen. **Schrecken:** er sieht seinen Freund im Begriffe, derjenigen Person, die er als dessen fürchterlichste Feindinn kennt, ein Geheimniß zu offenbaren, woran sein Leben hängt **Zweifel:** er weiß nicht, ob dieses Geheimniß heraus ist oder nicht? Weiß es die Prinzessin, so muß er gegen sie als eine Mitwifferinn verfahren; weiß sie es noch nicht, so kann ihn eine einzige Sylbe zum Verräther, zum Mörder seines Freundes machen. **Unwille über sich selbst:** Er allein hat durch seine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieser Uebereilung hingerissen. **Schmerz und Verzweiflung:** er sieht seinen Freund verloren, er sieht in seinem Freunde alle Hoffnungen verloren, die er auf denselben gegründet hat.

„Verlassen von dem Einzigen wirfst du  
 „Der Fürstin Eholt dich in die Arme —  
 „Unglücklicher! in eines Teufels Arme,  
 „Denn diese war's, die dich verrieth — Ich sehe  
 „Dich dahin eilen. Eine schlimme Ahnung  
 „Fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu spät.  
 „Du legst zu ihren Füßen. Das Geständnis  
 „Floh über deine Lippen schon. Für dich  
 „Ist keine Rettung mehr — Da wird es Nacht vor meinen  
 Sinnen!  
 „Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hilfe! Keine  
 „Im ganzen Umkreis der Natur! —

In diesem Augenblicke nun, wo so verschiedene Gemüthsbewegungen in seiner Seele stürmen, soll er aus dem Stegreif ein Rettungsmittel für seinen Freund erdenken. Welches wird es seyn? Er hat den richtigen Gebrauch seiner Urtheilskraft verloren, und mit diesem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen im Stande ist. Er ist nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe — er ist also in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiste Licht und die größte Geläufigkeit bei ihm erlangt haben.

Und von welcher Art sind nun diese? Wer entdeckt nicht in dem ganzen Zusammenhange seines Lebens, wie er es hter in dem Stücke vor unsern Augen lebt, daß seine ganze Phantasie von Bildern romantischer Größe angefüllt und durchdrungen ist, daß,

die Helden des Plutarch in seiner Seele leben, und daß sich also unter zwei Auswegen immer der heroische zuerst und zunächst ihm darbieten muß? Zeigte uns nicht sein vorhergegangener Auftritt mit dem Könige, was und wie viel dieser Mensch für das, was ihm wahr, schön und vortrefflich dünkt, zu wagen im Stande sey? — Was ist wiederum natürlicher, als daß der Unwille, den er in diesem Augenblicke über sich selbst empfindet, ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerst suchen läßt, die ihm etwas kosten; daß er es der Gerechtigkeit gewissermaßen schuldig zu seyn glaubt, die Rettung seines Freundes auf seine Unkosten zu bewirken, weil seine Unbesonnenheit es war, die jenen in diese Gefahr stürzte? Bringen Sie dabei in Betrachtung, daß er nicht genug eilen kann, sich aus diesem leidenden Zustande zu reißen, sich den freien Genuß seines Wesens und die Herrschaft über seine Empfindungen wieder zu verschaffen. Ein Geist, wie dieser aber, werden Sie mir eingestehen, sucht in sich, nicht außer sich Hülfe; und wenn der bloß kluge Mensch sein Erstes hätte seyn lassen, die Lage, in der er sich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vortheil abgewonnen, so ist es im Gegentheil ganz im Charakter des heldenmüthigen Schwärmers gegründet, sich diesen Weg zu verkürzen, sich durch irgend eine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens bei sich selbst wieder in Achtung zu setzen. So wäre denn der Ent-

Schluß des Marquis gewissermaßen schon als ein heroisches Palliativ erklärbar, wodurch er sich einem augenblicklichen Gefühle von Dampfhcit und Verzagung, dem schrecklichsten Zustande für einen solchen Geist, zu entreißen sucht. Setzen Sie dann noch hinzu, daß schon seit seinem Knabenalter, schon von dem Tage an, da sich Carlos freiwillig für ihn einer schmerzhaften Strafe darbot, das Verlangen, ihm diese großmüthige That zu erstatten, seine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unbezahlten Schuld marterte, und das Gewicht der vorhergehenden Gründe in diesem Augenblicke also nicht wenig verstärken muß. Daß ihm diese Erinnerung wirklich vorschwebt, beweist eine Stelle, wo sie ihm unwillkürlich entwich. Carlos bringt darauf, daß er fliehen soll, ehe die Folgen seiner thaten Thats eintreffen. „War ich auch so gewissenhaft, Carlos,“ gibt er ihm zur Antwort, „da du, ein Knabe, für mich geblutet hast?“ Die Königin, von ihrem Schmerze hingerissen, beschuldigt ihn sogar, daß er diesen Entschluß längst schon mit sich herumgetragen —

„Sie stürzten sich in diese That, die Sie  
 „Erhaben nennen. Lügner Sie nur nicht.  
 „Ich kenne Sie. Sie haben längst darnach  
 „Bedürftet!“

Endlich will ich ja den Marquis von Schwärme-  
 rei durchaus nicht freigesprochen haben. Schwärme-  
 rei und Enthusiasmus berühren einander so nahe

ihre Unterscheidungslinie ist so fein, daß sie im Zustande leidenschaftlicher Erhizung nur allzuleicht überschritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieser Wahl! Dieselbe Stellung des Gemüths, worin er die That beschließt, ist auch dieselbe, worin er den unwiderruflichen Schritt zu ihrer Ausführung thut. Es wird ihm nicht so gut, seinen Entschluß in einer andern Seelenlage noch einmal anzuschauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weiß, ob er ihn dann nicht anders gefaßt hätte! Eine solche andere Seelenlage z. B. ist die, worin er von der Königin geht. O! ruft er aus, das Leben ist doch schön! — Aber diese Entdeckung macht er zu spät. Er hüllt sich in die Größe seiner That, um keine Reue darüber zu empfinden.

---





